

Princeton University Library



32101 069199121

420
311

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

46

Hessisches Dichterbuch.

(Begründet durch Valentin Traudt.)



~~~~~ Dritte Auflage ~~~~~

Neu herausgegeben von

Wilhelm Schoof.



Marburg 1901.

H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.



Hessisches  
Dichterbuch.

(Begründet durch Valentin Traudt.)



Dritte neubearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Wilhelm Schoof.



Marburg.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

1901.

Digitized by Google



## Vorwort.

Nach einer längeren Pause tritt das „Hessische Dichterbuch“ im frischen Gewande nunmehr seinen Gang von neuem durch die Hessengau an. Gar unansehnlich dünkt vielleicht manchem „Modernen“ dieses schüchterne Mutterkind in seinem schlichten, nationalhessischen Kleide. Aber es will ja auch nicht glänzen auf dem lärmenden Markte moderner Litteratur, es hat nicht den Ehrgeiz, umjubelt zu werden vom rauschenden Posaunenschall der Tagesreflame — sondern es will bloß liebe alte Freunde auffuchen, bei wahlverwandten Seelen verständnisvolle Aufnahme finden, und diese wird ihm allem Anschein nach nur in der Hessenheimat beschieden sein.

Dem an mich ergangenen ehrenden Rufe zur Neubearbeitung des vorliegenden Buches bin ich gern gefolgt, trotzdem ich mir von Anfang an der Schwierigkeiten wohl bewußt war, die eine solche Arbeit leicht mit sich führt. Der Grundsatz „keinem zu Leide, allen zur Freude“ konnte leider nur in wenigen Fällen Anwendung finden. Denn die vorliegende Auswahl ist von mir ohne Ansehen der Person nach bestem Wissen und Gewissen getroffen worden. Wenn manches mit untergelaufen ist, was vor den Augen des strengen Kritikers keine Gnade finden kann, so möchte ich es damit entschuldigen, daß das Messer der Kritik bei der Arbeit zuweilen stumpf geworden war. Gewetzt ist es oft genug worden; doch die beste Schneide versagt mit der Zeit, wenn sie übermäßig gebraucht wird.

(RECAP)

3429  
211

545162

Unter den in großer Fülle eingelaufenen Beiträgen habe ich in der Regel den ungedruckten vor den gedruckten den Vorzug gegeben, nur da, wo es zur besseren Charakterisierung der dichterischen Individualität ratsam schien, auch bereits gedruckte Proben verwertet. Die kurzen biographischen Notizen sind meist nach den eigenen Mitteilungen der Autoren, seltener nach den einschlägigen Hilfsmitteln Brümmer, Hinrichsen, Kürschner, Pataky u. s. w. verfaßt worden.

Die litterarhistorische Einleitung zu diesem Buche, die einen knappen orientierenden Überblick über das poetische Schaffen, vorzugsweise die Lyrik in Hessen geben soll und auf eingehenden Quellenstudien fußt, wird gleichzeitig als besonderer Teil unter dem Titel „Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte“ (Marburg, N. G. Elwert, 1901) erscheinen. Hoffentlich bleibt mir später Zeit und Lust, diese Studien zu vertiefen und entsprechend zu vervollkommen.

Zum Schluß spreche ich allen geehrten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, welche mich bei meiner Aufgabe freundlich unterstützt haben, hiermit meinen besten Dank aus.

Marburg, im Oktober 1900.

**Dr. Wilhelm Schoof.**



## Zum Eingang.

Ich weiß ein feuerwertes Land,  
Mein Herz ist zu ihm hingebannt,  
Ich kann es nimmermehr vergessen:  
Das liebe Land der blinden Hessen.

Nicht ist es sonnenreich und warm,  
An Gold und Silber ist es arm;  
Reich ist es nur an tausend Schmerzen  
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einstmals auf der weiten Welt  
Die Treu' der Klugheit räumt das Feld,  
Sonst nirgend eine Ruhstatt hätte —  
Das Hessenland bleibt ihre Stätte.

Ich wand're fremd in weiter Fern',  
Hätt's aus dem Sinn geschlagen gern,  
Doch unablässig singt mir leise  
Das Heimweh seine schlimme Weise.

Wo meiner Lieben Gräber stehn,  
Wo meiner Fulda Wellen gehn,  
Und dunkle stille Wälder säumen,  
Bin ich in Nacht- und Tagesträumen.

Herr Gott, wenn einst mein Leben stirbt  
Und seine erste Ruh' erwirbt,  
Laß mich in meiner letzten Wiegen  
Daheim im Hesseulande liegen.

Es rauschen dann in meine Ruh'  
Der Fulda Wellen immer zu,  
Als fänge mir die Mutter wieder  
Die alten lieben Schlummerlieder.

Karl Altmüller.





## Adam Trabert

geb. 1822 zu Fulda als der Sohn eines armen Messerschmieds, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte in Marburg die Rechte. Das Jahr 1848 warf ihn in den politischen Kampf hinein. Er gehörte bald zu den beliebtesten Volksrednern im liberalen Sinn und gründete mit Friedrich Hornfeld in Fulda die Wochenschrift „Wacht auf!“ Zur Zeit der „Reaktion“ traf ihn die ganze Härte des Befehles: er wurde zu vierjähriger Zerstörungshaft verurteilt und mußte 1866 seine Heimat verlassen, weil er eine der stärksten Stützen der patriotischen, Österreich freundlichen Partei seines Vaterlandes war. Er wanderte nach Oesterreich aus und fand hier nach manchen Enttäuschungen und schweren Kämpfen eine gesicherte Stellung als Direktionsbeamter der k. k. Staatsbahnen, zuletzt mit dem Range eines Sekretärs erster Klasse. 1889 trat er in den Ruhestand. Er lebt jetzt als Schriftsteller in Wien. — Außer mehreren politischen Broschüren und einer Grillparzerbiographie (1890) seien hier genannt:

Deutsche Gedichte aus Oesterreich; III, 1888—89 (Inhalt: I. Schwertlieder eines Friedsamten. — II. Ein Menschenleben. — III. Trösteinsamkeit). — Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Seffen (Schsp.) 1892. — Kaiser Julian der Abtrünnige (Dr. G.) 1894.

### Nach zwanzig Jahren.

Die Schwalben, sie kehren zurück so froh  
Zum Neste, von dem sie gezogen aus;  
O könnt' auch ich noch einmal so  
Zum alten zerfallenen Vaterhaus!  
Noch einmal sehn, zum letztenmal,  
Mein Fuldathal.

Herbei mein Stab! Marschier, marschier!  
Wir wagen zusammen den weiten Gang;  
Die blauen Fernen, sie rufen dir  
Und meinem Herzen so lang, so lang!  
Und solchem Zuge, der heimwärts geht,  
Wer widersteht?

Da zittert mein Stab in der starken Hand,  
 Der alte Gefell aus der Jugendzeit;  
 Ich hab' ja verloren mein Heimatland,  
 Drum giebt er so traurig sein stilles Geleit;  
 Bin Fremder dem Volke so ganz und so gar,  
 Das mein einst war.

Wie treu dich geliebt, der nicht mehr dein,  
 O Heimat, so liebte noch keiner die Maid,  
 Und was ich gelitten, der fern und allein,  
 Ihr wißt es, ihr Nächte der Einsamkeit.  
 Jetzt aber winken die sonnigen Höhen —  
 Dort leuchtet die Rhön.

Ich will ja nicht jauchzen ins weite Land.  
 Das Weh in der Schlucht sei ungestört.  
 Ich will ja nur schwenken den Hut mit der Hand  
 Und leise grüßen, daß niemand es hört:  
 Gott segne, Gott segne viel tausendmal  
 Mein Fuldathal!

Doch wollt ihr mir schenken beim Scheiden Eins,  
 Nur eine Hand voll sei es von Sand,  
 Darunter das Herz lieb Mütterleins  
 Genesung von allem Leide fand.  
 Der Sand des Grabes heilt alles Weh;  
 O Heimat, ade!



### In meiner Vaterstadt.

Vom Frauenberge steig' ich nieder  
 Zum trauten Nest im Fuldathal;  
 Gott grüß euch, Eltern, Schwestern, Brüder,  
 Die hier einst wohnten eng und schmal.

Gott grüß auch euch, ihr alten Gassen,  
 Die ich durchstreifte kreuz und quer;  
 Wie scheint ihr still mir und verlassen,  
 Denn Keiner, Keiner grüßt mich mehr.

Doch muß ich oft inmitten halten  
 Und tief im Herzen seufz' ich auch;  
 Sind doch die Häuser ganz die alten,  
 Geschwärzt vom Wetter und vom Rauch.

Nur hier die neue Straßenzeile —  
 Wohin sie führt? O weh! da gelst  
 Ein langer Pfiff: „Du Alter, eile  
 Und stürme mit ans End' der Welt.“

Mir aber hat das wenig Eile;  
 Ras' ohne mich, du langer Zug!  
 Noch hab' ich Zeit, daß hier ich weile,  
 Und Platz zum Sterben auch genug.

Zum Friedhof auf bekanntem Wege  
 Füh'r du mich jetzt, mein Wanderstab,  
 Daß einen Kranz ich niederlege  
 Dort auf ein längst vergessnes Grab.

O weh! Auch in den stillen Gründen  
 Ist alles anders, als es war;  
 Ich kann ja kaum die alten finden  
 Vor all der neuen Kreuze Schar.

Da ruhn sie, die mich hergezogen,  
 Den müden Greis im Dämmerchein;  
 Ihr Lieben habt mich nie betrogen,  
 Ihr, meine Toten, seid noch mein.



**Meiner Mutter.**

Sie haben dir das Bretterhaus,  
 Das enge, zugeschlagen  
 Und dann mit Singen dich hinaus  
 Ins kühle Grab getragen.

O dieses Lied! Es wird mir nie  
 Sein düst'rer Ton verhallen,  
 Und ewig, ewig hör' ich, wie  
 Die dumpfen Schollen fallen.

Noch immer fühl' ich deine Hand  
 In meiner Hand erkalten,  
 Noch immer halt' ich dich umspannt,  
 Bei mir dich fest zu halten.

Du aber zogst so weit, so weit  
 Zu deinen andern Lieben,  
 Und ich bin hier mit meinem Leid  
 So ganz allein geblieben.

O könnt' ich, könnt' ich zu dir gehn,  
 Mein Haupt an deins zu legen,  
 Und nur noch einmal uns erflehn,  
 O Mutter, deinen Segen!

Es ist die Welt so freudenleer,  
 So arm an Lebenszeichen!  
 Und soll nun deine Hand nicht mehr  
 Zu mir herüber reichen.

Doch still, mein Herz! Sie zog ja fort  
 In Gottes schönes Eden,  
 Für den verlornen Sohn auch dort,  
 Wie hier sie that, zu beten.





## Mutter Osann. \*)

Daheim im lieben Neste  
 Tönt am Fronleichnamsfeste  
 Der Glocke mächtiges Läuten,  
 Die seit uralten Zeiten  
 Die Mutter Osann heißt.

Da fühlen sich wohler die Kranken  
 Und die am Stabe wanken,  
 Großmütterchen, sie schreiten  
 Bei dieser Glocke Läuten  
 Zum Dome festen Tritts.

Ich aber bin geschieden  
 Aus dieses Rufes Frieden;  
 Ich aber muß dich meiden  
 Und irr' in ferne Weiten,  
 Du alter Buchengau.

Da bin ich noch der deine,  
 Auch wenn ich fremd dir scheine;  
 Und wenn ich nachts im Walde  
 Auf mondbeglänzter Halde  
 So ganz allein mich weiß:

Da hör' ich fernes Läuten  
 Und muß die Arme breiten,  
 Als könnt' ich knie'n als Knabe  
 Am Bonifatiusgrabe,  
 Weil Mutter Osann ruft.

---

\*) Hoflanna.



### Am Friedhof steht's zu Amorbach . . .

Ich wollt' ein Stückchen Land erwerben,  
 Darauf mit dir noch kurze Zeit  
 Zu wohnen und darauf zu sterben  
 Nach unsrer Tage Lust und Leid.

Da kam ein Andrer schon und machte  
 Für dich zurecht ein Kämmerlein,  
 Und einsam bist du, eh ich's dachte,  
 Ins eigne Haus gezogen ein.

Zu Seiten andrer stiller Häuser  
 Hat still auch deines sich gereiht,  
 Und wer ihm naht, der redet leiser,  
 Weil es ihm scheint von Gott geweiht.

Kein Fenster blinkt aus grünem Rahmen,  
 Kein Fähnlein weht am Giebeldach;  
 Ein weißes Kreuz mit deinem Namen,  
 Am Friedhof steht's zu Amorbach . . .



### Wiedersehen.

Verglommen war das Abendrot,  
 Da träumte mir, ich wäre tot,  
 Ein Sternlein aber sprach zu mir:  
 Den Weg zum Himmel zeig' ich dir.  
 An Myriaden Welten trug  
 Mich kühn vorbei des Sternleins Flug,  
 Und als ich kam ans Himmelsthor,  
 Stand schon mein Mütterlein davor;  
 Das breitete die Arme aus:  
 „Willkommen, Sohn, im Vaterhaus!“

Und als sie so mich hielt umspannt,  
 Da hab' ich wunderbar erkannt,  
 Daß Mutterliebe, rein und treu,  
 Ein Hauch vom Atem Gottes sei. —  
 Mein Traum ist aus und Lebenslust  
 Durchglüht mir noch die Mannesbrust;  
 Doch jenes süße Mutterwort,  
 Mir halt's im Herzen fort und fort.  
 Ich hör's, von Lieb und Lust umlacht,  
 Ich hör's im Leid der Thränennacht,  
 Ich hör' es laut im Sturmgebraus:  
 „Auf Wiedersehn im Vaterhaus!“



### Müde.

Gewandert bin ich viel und weit,  
 Doch nun, ich fühl's, ist Schlafenszeit;  
 Dem Geiste wird das Denken schwer,  
 Auch ihn hat all sein Hin und Her  
 Schon müd gemacht.

Der Schlummer kommt, als wär's ein Schwan  
 Und trüge sanft mich himmelan.  
 Ich möchte so zu Gott einst gehn;  
 Wie wäre da der Tod so schön —  
 O Welt, gut Nacht!

Doch hab' ich vieles noch zu thun;  
 Drum segne, Gott, mein kurzes Ruhn,  
 Laß mir des Schaffens Freudigkeit,  
 Die mir des Lebens Lust und Leid  
 So lieb gemacht.



### Das Menschenherz.

Ein Glöcklein ist das Menschenherz,  
 Ein Meister hat's gegossen,  
 Und in die Form ist mit dem Erz  
 Die heitre Lust geflossen.

Gar lieblich tönt des Glöckleins Schlag  
 In goldnen Maientagen,  
 Wenn noch ein andres mit ihm mag  
 In Lieb' zusammenschlagen.

Doch will zum hellen Glockenklang  
 Ihr Lied die Sorge singen,  
 Dann hallt das Glöcklein schmerzlich=hang,  
 Als sollt' es gar zerspringen.

So wechseln allzeit Lust und Leid  
 In dieses Glöckleins Schlägen,  
 Wie Frühlingsglanz und Winterzeit,  
 Wie Sonnenschein und Regen.

Zu bald nur hält's zu läuten ein;  
 Dann tritt in schwarzer Hülle  
 Der Tod ins Glockenkammerlein  
 Und bringt Charfreitagsstille.



### Zwischen Gräbern.

Seit einst der Sonne goldner Strahl  
 Mich hat geküßt zum erstenmal,  
 Wie weit ist meines Lebens Gang!  
 Doch wurde kaum der Weg mir lang.  
 Nur still und einsam wird der Pfad,  
 Der mählich sich dem Ende naht.

Grabsteine, vielberedte Schweiger,  
Stehn rechts und links als Meilenzeiger,  
Hier ruht ein Freund, mir zuckt das Herz,  
Gedenk' ich sein im Trennungsschmerz.  
Ein Haßer dort, einst giftgeschwellt,  
Den jetzt der Tod zufrieden stellt.  
Dort andre noch, in deren Grab  
Ein Teil des eignen Seins ich gab.  
Kein Alter schützt, kein Jugendschimmer,  
Der düstre Sichler sichelt immer.  
Vorüber denn von Mal zu Mal!  
Doch frage keiner nach der Zahl.  
Ihr seht der Sterne lichten Schein,  
Doch zählen kann sie Gott allein.  
Er ist's, der auch die Toten zählt  
Und dem noch keiner je gefehlt.  
Er ist's, der auch die Gräber kennt,  
Die weder Stein noch Zeichen nennt.  
Auch dich, o Kreuz, das, fern der Welt,  
Ich mir im Herzen aufgestellt,  
Dich, kleines Mal, darauf zu lesen,  
Was meine Mutter mir gewesen.  
Nehmt all mein Eigen und zerstreut's,  
Im Herzen bleibt mir dies mein Kreuz,  
Und — ja ich hoff's — zu guter Letzt  
Wird solch ein Kreuz auch mir gesetzt.





## Otto Braun †

geb. 1824 zu Kassel, besuchte das dortige Lyceum Fridericianum, wo er ein Schüler Franz Dingelstedts war, studierte in Bonn unter Friedrich Diez romanische Philologie, ging als Korrespondent der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ nach Madrid und benutzte die Jahre seines dortigen Aufenthalts, um sich mit spanischer Sprache und Litteratur eingehend bekannt zu machen. 1860 in die Redaktion der „Allgem. Zeitung“ berufen, wurde er nach Kolbs Tode Chefredakteur des Blattes, und machte sich so verdient in dieser Stellung, daß ihn die Münchener Universität auf Anregung Carrière's aus Anlaß seines fünfundsiebenzigjährigen Jubiläums zum Dr. phil. honoris causa promovierte. 1889 trat er von der Oberleitung zurück, lebte als Herausgeber des „Cotta'schen Russen-Almanachs“ in München, und starb nach mehrwöchentlichem Krankenlager am 12. Juni 1900. Seine reizvolle Villa in Schwabing vermachte er der Schillerstiftung in Weimar. — Er veröffentlichte:

„Aus allerlei Tonarten“, 2. Aufl. 1898 (Übersetzungen und Gedichte).

### Nach der Grimat.

In's wunderliebe Thal am Fuldastrande,  
Das sanfte Hügelwellen rings umsäumen,  
Zur Wilhelmshöh', wo die Kaskaden schäumen  
Will ich mich flüchten vor dem Sonnenbrande.

Dort läßt zur Einkehr, dicht am Waldesrande,  
Ein Häuschen mich mit schattig-kühlen Räumen,  
Dort kann ich wachend von der Jugend träumen,  
Die ich durchlebt im alten Chattenlande.

Warum es mich so früh hinausgetrieben?  
O fragt mich nicht! — Vielleicht hat mir Frau Holle  
Die Rune schon auß' Wiegenbett geschrieben.

Und schied ich auch in knabenhaftem Grolle,  
Hab' ich doch niemals aufgehört zu lieben  
Des trauten Heimatbodens heil'ge Scholle.



### Studentenbummel.

Herr Bruder, komm und laß uns mal  
 Ins Feld hinaus spazieren!  
 Es grünt der Wald, es blüht das Thal,  
 Die Sonne winkt mit goldnem Strahl —  
 Wie kann man heut studieren?

Gesagt, gethan. Die Mufenstadt  
 Lag bald in unserm Rücken;  
 Wir wanderten uns weidlich satt  
 Und brachen endlich, müd und matt,  
 Zusammen, wie die Mücken.

Herr Bruder, komm und laß uns mal  
 Den jungen Wein probieren!  
 Zu glühend brennt der Sonne Strahl,  
 Fürwahr, es geht bei solcher Qual  
 Kein weiser Mann spazieren.

Gesagt, gethan. Nah lag das Ziel,  
 Wir setzten uns zum Schmause,  
 Wir tranken gut, wir tranken viel  
 Und wankten, wie der Nebel fiel,  
 In Gott vergnügt nach Hause.

Nun kam der Morgen; ja, doch wie?  
 Ich wüßt' es schwer zu sagen —  
 Zu arm ist meine Poesie,  
 Kurzum, mein Kopf war schwer wie nie,  
 Und sehr verstimmt der Magen.

Herr Bruder, komm und laß uns mal  
 In Feld hinaus spazieren!  
 Die Luft ist frisch, es dampft das Thal —  
 O blöder Jammer, Höllequal!  
 Wie kann man heut studieren?



## Herbst.

Wie kam der Herbst doch nur so bald!  
Schmucklos, entblättert steht der Wald;  
Im Tanze dreht sich wirbelnd rund  
Das rote Laub auf fahlem Grund.

Kein Lied durchtönt mehr die Luft,  
Kein Blümchen haucht mehr süßen Duft;  
Mit bleichem Strahl, hinsterbend mild,  
Blickt nun die Sonne aufs Gefild.

Auch von des Lebens goldnem Baum  
Sank Blüt' auf Blüte, Traum auf Traum,  
Ob auch der Wehmut Zähre fließt,  
Kein Reis mehr grün gen Himmel sprießt.



## Liebesgrüße.

## I.

Alle Morgen, wenn die Sonne  
Wiederkehrt in Glanz und Pracht,  
Wann in neu verklärter Wonne  
Taubenezt die Flur erwacht,  
Will ich mich vom Lager schwingen  
Früher als die Knospen springen,  
Früher als die Lerchen singen,  
Um in frommer Minne Sorgen  
Meinen Gruß dir darzubringen:  
Guten Morgen!

Und am Abend, wann der Schleier,  
Milder Dämm'ung niederweht,  
Wann in still verklärter Feier  
Wald und Flur zu Rüste geht,



Soll dir noch mein Gruß erschallen  
 Wann im Busch der Nachtigallen  
 Sehnsuchtsklagen leis erhalten,  
 Und, besiegt von Schlummers Macht,  
 Jedes Auge zugefallen:  
 Gute Nacht!

## II.

Auf klingendem Gefieder  
 Schwingt euch zu ihr, zu ihr!  
 Ihr, meine kleinen Lieder,  
 Von Herzen grüßt sie mir!

Klingt ihr die frohe Kunde  
 Ohn' Unterlaß ins Ohr,  
 Daß ich in trauter Stunde  
 Mit Herz und Hand und Munde  
 Ihr stete Treue schwor.

Wie mir im Busen waltet  
 Der Sehnsucht heißer Drang,  
 Mein Lieben nie erkaltet —:  
 Das kündet und entfaltet  
 In blühendem Gesang.

Vielleicht — o Lust, der großen! —  
 Daß sie auch hochbeglückt,  
 Daß sie mit Ruß und Rosen  
 Euch an die duft'gen Rosen  
 Des süßen Mundes drückt.

Auf klingendem Gefieder  
 Schwingt euch zu ihr, zu ihr!  
 Ihr, meine kleinen Lieder,  
 Von Herzen grüßt sie mir!



## Vigilie.

Die Mitternacht ist längst vorbei,  
Zur Keige brennt mein Licht,  
Ob auch es Zeit zum Schlafen sei,  
Kommt mir der Schlummer nicht.

Von Nacht und Öde rings umstarrt,  
Bin ich allein noch wach,  
Doch spür' ich was wie Gegenwart  
Von Geistern im Gemach.

Die Fensterscheiben peitscht der Sturm  
Und heult durch Haus und Flur,  
Es schrillt und knarrt die Fahn' am Turm,  
Eintönig pikt die Uhr.

Was im Verborgnen webt und schafft,  
Wagt sich ans Licht hervor,  
Die Diele kracht, gespensterhaft  
Schwankt der Gardine Flor.

Vergebens zwingt die starre Hand  
Zum Dienst den flücht'gen Kiel,  
Mein eigener Schatten an der Wand  
Neckt mich mit losem Spiel.

Nicht weiß ich, wie ich's deuten soll —  
Ins Leere schweift mein Blick,  
Und in den Stuhl gedankenvoll  
Sinkt mir das Haupt zurück.

Das ist die Zeit, wo sich der Brust  
Geheimstes dir enthüllt,  
Wo dich des Tages Schmerz und Lust  
Noch einmal ganz erfüllt;

Wo du dein selber inne wirst,  
Den Zug vom Herzen streiffst,  
Und wie du wandelst, wie du irrst,  
Dich prüfend erst begreiffst.



### Resignation.


Wohl kann der Mensch in geisteskühnem Ringen  
Zum lichten Reich der Sterne sich erheben,  
Mit scharfem Blick in das geheimste Leben  
Von ew'ger Nacht umhüllter Tiefe dringen.

Doch allen nicht verlieh Natur die Schwingen  
Der Menschheit Sonnenhöhen zu erstreben:  
Der bleibt gebückt am niedern Staube kleben,  
Und dem gelingt's, das Große zu vollbringen.

Mag auch mein Name nicht der Nachwelt klingen  
Und ungenannt wie Windeßwehn verschweben,  
Mag auch mein Haupt kein Lorbeer grün umschlingen:

Fühl' ich mein Herz frohlockend doch erbeben,  
Wenn sich, um deine Schönheit zu besingen,  
Zwei Reime glücklich ineinander weben.





## Herman Grimm

der älteste Sohn Wilhelm Grimms, wurde am 6. Januar 1828 zu Kassel geboren, studierte 1846—49 in Bonn und Berlin die Rechte, wandte sich hierauf philosophischen, historischen und kunstgeschichtlichen Studien zu, die er namentlich in Italien fortsetzte, und lebte dann, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Berlin. Seit 1870 Privatdozent der neueren Kunstgeschichte an der Berliner Universität, wurde er 1873 zum ordentlichen Professor für dieses Fach ernannt und erhielt 1884 den Titel eines Geh. Regierungsrates. Lebte seit dem Wintersemester 1900 im Ruhestand.

Werke: Armin (Dr.) 1851. — Demetrius (Dr.) 1854. — Traum und Erwachen (D.) 1854. — Novellen 1856, 3. Aufl. 1897.

### Trost in Einsamkeit.

Knospen, die sich jung erschließen,  
Blüten, drängend sich zum Licht,  
O, wie wollt' ich euch genießen,  
Fehlte mir das Liebste nicht!

Was beginn' ich, sie zu finden?  
Ach, wie fühlt' ich all die Lust.  
Flög' in diesen Frühlingswinden  
Sehnsucht nicht in meine Brust? —

Also sang vor dem Kalifen  
Hafiz zu der Laute Schlag,  
Und des Liedes Worte riefen  
Den verträumten Fürsten wach.

Singt dein Herz in solchem Harme? —  
Herr, ich hört' es heut' bei Nacht,  
Als die Laute ich im Arme  
Zum Palast mich aufgemacht.

Sah durch einer Thüre Ritzen,  
Wo keine Atem mich verriet,  
Einen schönen Jüngling sitzen,  
Einsam sang er dieses Lied. —

Holt ihn her! — Erwachet, Sklaven! —  
 Und sie finden bald das Haus.  
 Reiß'n ihn aus Traum und Schlafen  
 Wie der Blitz mit sich hinaus.

Vor dem Fürsten fällt er nieder —  
 Wirf zu Boden deine Angst!  
 Auf! und singe mir die Lieder,  
 Die du heute abend sangst. —

Und er sang. — Wenn Geisterschwingen,  
 Herr, zu dir mein Lied gebracht,  
 O befehl auch dir zu bringen,  
 Die dieß Feuer angefaßt! —

Rein' sie mir, die dich entzündet! —  
 Herr' ich sah sie nur von fern,  
 Singend hab' ich's ihr verkündet,  
 Und es schien, sie hört' es gern. —

Gnäd'ger war ein Herrscher nimmer,  
 Nur ein Wink, es regt sich schnell:  
 Rosse, Sklaven, Fackelschimmer,  
 Und die Straßen werden hell.

Rasch voran, den Weg zu zeigen! —  
 Und der Jüngling führt die Schar:  
 Herr, zu diesen Fenstern steigen  
 Meine Lieder immerdar.

Also ruft er voll Vertrauen,  
 Und sie schlagen an das Thor,  
 Sieh, da stürzen schöne Frauen  
 Mit den goldnen Lampen vor.

Der Kalif faßt seine Hände:  
Deinen Namen zeichne hier!  
Diese Sklaven, diese Wände,  
Dieses Haus gehöret dir.

Die in Fesseln dich geschlagen,  
Ist mein Kind, ist dir vermählt!  
Geh zu ihr, ihr selbst zu sagen,  
Welchen Herrn ich ihr erwählt. —

Und des Jünglings Kniee beben  
— O, wie hätt' ich's je gewagt —  
Geh zu ihr, bei meinem Leben,  
Denn es ist, wie ich gesagt! —

Zweifelnd greift er in die Saiten:  
Ist es, Götter, nur ein Traum?  
Wären diese Herrlichkeiten  
Leere Täuschung, leerer Schaum? —

Horch, die wohlbekanntn Töne!  
Ist er's wirklich? mir so nah?  
Denkt in Träumen noch die schöne  
Fürstentochter Fatima.

Ihre seidnen Wimpern heben  
Schlafbelastet sich zum Licht,  
Aber seine Blicke geben  
Lösung dieses Rätsels nicht.

Doch ein Herz hat bald verstanden:  
Nur ein leiser Ruf entwich,  
Und die beiden Lippen fanden  
Wie im Mai die Blüten sich.



## Karl Prefer

geb. 1829 zu Kassel als der Sohn eines Polizeibeamten, erhielt seine erste Ausbildung im von Dittfurth'schen Privatinstitut in Kassel, besuchte die polytechnische Schule und die Akademie der bildenden Künste dortselbst, um sich zum Architekten vorzubereiten, ging dann zum Finanzfach über und zwar zur kurhessischen Dominiälverwaltung. Kurz nach abgelegtem Staatsexamen (1854) wurde er in Folge seiner literären Thätigkeit auf dem Gebiet der Kunst als Sekretär in den kurfürstlichen Hofdienst gezogen und der General-Intendantur des Hoftheaters beigegeben, in welcher Stellung er sich als Kunstkritiker einen Namen machte und ihm die Redaktion der „Kasseler Zeitung“, des damaligen Regierungsorgans, übertragen wurde. In jener Zeit erschienen seine „Gedichte“ (1856), „Geharnischte Sonette“ (1860), und „König Autharis Brautfahrt“ (1862). Nach der Katastrophe von 1866 berief ihn der Kurfürst nach Hanau, wo er als Hofsekretär die neue Hofverwaltung zu organisieren hatte. Mit dem Kurfürsten ging er später auch in die Verbannung nach Prag, wo er eine reiche publizistische Thätigkeit entfaltete. Nach dem Tode des Kurfürsten erhielt er die Stelle eines Centraldirektors im Dienst des Grafen Erwein von Rostiz, auch wurde er in Folge seiner Thätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet in den Staats-Eisenbahn-Rat, in den Landeskultur-Rat, sowie in das Direktorium der landwirtschaftlichen Gesellschaft für Böhmen berufen. 1884 erinnerte man sich seiner wieder in der Heimat, und der Fürst zu Hohenburg und Bidingen, der Schwiegerjohn des letzten Kurfürsten, berief ihn als Kammerdirektor nach Wächtersbach an die Spitze seiner Verwaltung. Diese Stellung hat er noch jetzt inne. — Prefer zählt zu den bekanntesten und beliebtesten heimatischen Dichtern. Auch außerhalb Hessens fanden seine Dichtungen vielfach Anerkennung. Für sein Epos „König Autharis Brautfahrt“ (4. Aufl. 1880) erhielt er vom Kaiser von Oesterreich die goldne Medaille für Kunst und Wissenschaft. Von dem verstorbenen König von Hannover erhielt er das Ritterkreuz des Ernst-August-Ordens und vom Großherzog von Sachsen-Weimar das Ritterkreuz 1. Kl. des Hausordens vom weißen Falken. Sein von ihm selbst komponiertes Lied: „Des deutschen Mannes Lieb und Wort“ ist in Oesterreich Nationallied der Deutschen geworden, eine Anzahl seiner Wein- und Trinklieder sind von Ludwig Lieve vertont worden und haben Aufnahme in die deutschen Kommersbücher gefunden. Dichterische Beiträge von ihm in zahlreichen Zeitschriften. — Von seinen poetischen Schöpfungen nennen wir noch:

Die Sterner (Histor. Dr.) 1866. — Ulrich von Hutten (Helbengeb.) 1889, 4. Aufl. 1890. — Heimatische Bilder und Gestalten (Ep. Gedichte) 1892. — Das Arminialied (Epos) 1895. — Waldbesrauschen (Walb- und Jagdlieder) 1899. — Gedichte 1856, fünfte vermehrte Auflage 1899.

### Mein Kassel.

Nun schwand im steten Wogenstrom der Zeiten  
Ein volles Menschenalter schon dahin,  
Daß ich, hinausgedrängt in ferne Weiten,  
Nicht mehr in deinen Mauern heimisch bin.

Du blühtest auf, mir blichen Last und Sorgen  
Das blonde Haar in Landen fremd und kalt;  
Du glänzest, gleich dem maienfrischen Morgen,  
Mich hält umstrickt des Herbstes Allgewalt.

Doch ob in deinem Ausblühn auch entschwunden  
Die arme Stätte meiner Wiegenzeit:  
Ich dachte liebend dein in tausend Stunden,  
Ich dachte dein in tausendfachem Leid.

Ich dachte dein, du ewig frühlingsschöne,  
Schmuckreiche, freiheitsstolze Fuldastadt;  
Ich dachte dein, wie jeder deiner Söhne,  
Und wär' er weltenfern und todesmatt.

Ich preise dich beim schäumenden Potale,  
Und rufe stolz dir meine Grüße zu,  
Du blüh'nde Rose in smaragdner Schale,  
Du waldumschloff'ne hessische Perle du!



### Heimkehr.

Wie einst ich lag in meiner Mutter Arme,  
Wie einst ich sank an der Geliebten Herz,  
So sink' ich hin, nach lang verhaltenem Harme,  
Aushauchend meiner Sehnsucht ganzen Schmerz.  
In deinem Schoß jetzt, heil'ge Heimat du,  
Die du voll Liebe wieder lachst mir zu,  
Auf daß mein Herz an deiner Brust erwarme.



Umarmen möcht' ich euch, ihre Höhen alle,  
 Auf eure Stirnen drücken meinen Kuß,  
 Hoch mit der Lerchen reichem Liederschalle  
 Hinschweben über Flur und Wald und Fluß,  
 Und dann hinab auf goldnem Sonnenstrahl,  
 Laut jauchzend, senden meinen Gruß ins Thal,  
 Daß er von Berg zu Berge widerhalle.

Hat auch verwandelt vieles hier das Leben,  
 Viel Liebes hingewürgt der Zeiten Zwang, —  
 Nicht Ew'ges können Menschenhände weben,  
 Nur ewig ist der Dinge Wechselgang.  
 Du selber aber bleibst so jugendschön,  
 So reich umkränzt mit duft'gen Waldeshöhu,  
 Und ich, dein Sohn, ich blieb dir treu ergeben.

Denn nie und nirgends konnt' ich dich vergessen,  
 Nicht an den Gletschern, nicht auf hoher See,  
 Nicht in des Südens Schönheit mich vermessen,  
 Zu bannen meines Herzens Heimatsweh.  
 Selbst unter Cedern und am Meeresfaum  
 Hab' ich geträumt den einen heil'gen Traum:  
 Zu sterben noch in meinem schönen Hessen.

Nun ist's erfüllt. Zu Ende ist das Werben  
 Um Fremder Liebe, um ein fremdes Glück;  
 Und du, o heil'ger Boden, nimmst den Erben,  
 Den schwergeprüften, freudig jetzt zurück.  
 Wo ich dereinst den Wonnefuß empfieng,  
 Der durch das Herz wie Himmelssegeng ging,  
 Da darf ich ruhen nun, da darf ich sterben.



### Abendstimmung.

Tiefblaue Dämmer in den Thalen,  
 Lichtblau die Höhen um mich her,  
 Der Farbentöne buntes Strahlen  
 Zerfließt im blauen Äthermeer.

Nichts zeugt von Leben, als die Grille,  
 Die leise noch im Grase zirpt,  
 Sonst — weithin eine heil'ge Stille,  
 Darin der Tag vergeht und stirbt.

Doch sinkt er vollends jetzt ins Dunkel,  
 Dann zieht es ahnungsvoll den Geist  
 Nach jenem ew'gen Lichtgefunkel,  
 Das um die Allmacht Gottes kreist.



### Wallfahrt.

Mich trieb der Frühling her zu deinem Grab,  
 Das, ach, so fern in fremdem Lande liegt;  
 Die Sehnsucht wurde mir zum Wanderstab,  
 Von Banden unvergessnen Glücks umschmiegt.

Zwei wilde Rosen leg' ich nun allhier  
 Auf deine Gruft, du früh verklärtes Kind,  
 Und frühlingssduftend sagen beide dir,  
 Von welchem Strauche sie gebrochen sind.

O Gott, war das ein wonnereicher Traum,  
 Den, weltvergessend, wir dereinst geträumt,  
 Bis jählings er zerrann, wie Perlenschaum,  
 Der aus den Kronen flücht'ger Wogen schäumt.

Und Schaum ward alles, seit ein böß' Geschick  
 Dich mir entriß, nichts ahnend von dem Tod;  
 Zu eitel Schaum wird selbst der Augenblick,  
 Der hinstirbt jetzt, wie dort das Abendrot.

Denn meines eignen Lebens Abendhauch  
 Läßt mich vielleicht nie wieder bei dir stehn;  
 Doch wer bringt mir ein Blatt vom Rosenstrauch,  
 Der unsrer Lippen ersten Kuß gesehn?



### Abend am Comosee.

Hinsegelnd, gleich dem Schwan im Glanzgefieder,  
 Entführt ein Kahn mich, in des Fergen Hut,  
 Dem Reiz der Punta di Bellaggio wieder.  
 Der Tag versinkt, und stirbt in roter Glut,  
 Die höchsten Höh'n nur kann er noch erhellen,  
 Nicht mehr die bergumkränzte dunkle Flut.  
 Da decken Dämmer weithin schon die Wellen,  
 Und von den Ufern her durchzieht den See  
 Das Abendläuten ferner Dorfkapellen.  
 Hoch droben über allem Menschenweh  
 Ein Purpurglüh'n der letzten Tagesstrahlen,  
 Drin Rosenwolken eins sind mit dem Schnee.  
 Und hinter all den Gipfeln hebt in fahlen,  
 Noch matten Funken sich des Mondes Glanz,  
 Um Silber in das Abendgold zu malen.  
 Die Spiegelwand im See umsäumt ein Kranz  
 Von Glutenzittern, — Glut auf jeder Welle,  
 Als hielt' man drunten einen Fackeltanz.  
 Halt, Fährmann, halt! Auf dieser Wunderstelle  
 Des Zaubers übervoll und wonneschwer,  
 Zieh ein das Segel, daß kein Hauch es schwele.

Genießen will ich hier, was nirgends mehr  
 Die Erde mir zum zweiten Male spendet,  
 Und doch, — wie ist sie groß, und schön und hehr!  
 Schon blaßt der Firnen Nöte, träumrisch sendet  
 Nur noch der Mond herab sein weiches Licht,  
 Das aber mächtig Aug' und Seele blendet.  
 Denn wie auf blankem Schild sich strahlend bricht  
 Der Feuerglanz der Königin der Sphären,  
 So strahlt der See vor meinem Angesicht.  
 Die Nacht betropft dabei mit Wonnezähren  
 Die Laubengänge rings am Bergeshang,  
 Wo Kühlung sie dem Ruhenden gewähren.  
 Doch mich umrauscht helltönender Gesang,  
 Ein Liederstrom, lobsingend Venz und Lieben  
 Bei Zitherschlag und Mandolinengang.  
 Und all die hellen Klänge dann zerstieben  
 Im süßen Rosen- und Glycinienduft,  
 Vom Nachthauch durch den Wellenglanz getrieben.  
 Leuchtkäfern gleich durchziehn die Wassergruft  
 Auf blankem Spiegel zahllos leichte Rähne,  
 Und mit den Segeln spielt die Frühlingluft.  
 Ich aber folge, wie die wilden Schwäne,  
 Dem Zug nach Norden, scheidend von der Nacht,  
 In der ich mich im Reich der Märchen wähne.  
 Und läßt sich je zu dieser Wunderpracht  
 Ein Jubelklang von deutschen Sängen nieder:  
 Dann sind gewiß, vom Zauber angefacht,  
 Darunter auch von mir die glüh'ndsten Lieder.



### In prangender Nacht.

Nings duftet's so süß, und die Luft ist so lau,  
 Es spiegelt der Mond sich im perlenden Tau,

Hell glitzernd an Rosen und Flieder;  
 Um Blüten und Blätter, um Strauch und um Baum,  
 Schwebt leise ein üppiger Sommernachtstraum  
 Vom leuchtenden Himmel hernieder.

Ich atme dich, mondlicht-durchflutete Luft,  
 Ich trinke dich, blütengeborener Duft,  
 In zaub'risches Prangen versunken.  
 Du Leuchte der Erde voll webender Macht:  
 So webst du die prunkende Pracht in die Nacht  
 Und machst meine Seele wie trunken.

Doch webe und wirke nur fort ohne Raft,  
 Und halte mit strahlendem Glanze umfaßt  
 Die träumenden, duftigen Blüten;  
 Ich aber seh' stumm in die Wunder voll Pracht  
 Und küsse mein Glück in der prangenden Nacht  
 Von Lippen, von rosig-erglühten.



### Friede.

(Vor einem Bilde Alfred Rethels.)

Umwogt von der Gewalt des Wetterstromes,  
 Wie glanz-umsprüht vom lichten Ätherblau,  
 Strebt himmelan die Zier des got'schen Domes,  
 Die Pracht der Türme, alt und wettergrau;  
 Und in der stillen Glockenstube droben  
 Harrt jezt der greise Türmer der Sekunde,  
 Im Vesperläuten Gott den Herrn zu loben,  
 Wenn aushebt an der Uhr die Abendstunde.

Wohl ist des Alten Auge fast umnachtet,  
 Er ruht im Lehnstuhl matt und lebensmüd,  
 Doch was er tausendmal auch schon betrachtet,  
 Das hat von neuem wieder ihn durchglüht:

Denn, seine Hände faltend, sieht er sinken  
In Frühlingsnacht die letzten Strahlengarben,  
Und fernher heil'ge Gottesruhe winken  
Aus milder Dämmer duftgeborenen Farben.

Da plötzlich über seinem Haupte tönte  
Des Hammers Schlag. — Doch war es auch der Schlag,  
Wo seine Seele ew'ger Frieden krönte  
Und kalt und starr die Hand im Schoße lag;  
Dann von der Turmthür nahte leises Rauschen,  
Ein Pilger trat herein in diese Enge,  
Und um für ihn dem Vespergruß zu lauschen,  
Ergriff er die verlassnen Glockenstränge.

Da floß ein feierliches, volles Tönen,  
Ein Friedensläuten, weit durch Feld und Flur,  
Als wollt' es Gott und Menschen hier versöhnen  
Am Hochaltar der blühenden Natur.  
Der aber Frieden gab nach allem Sturme,  
Der Pilger, war der Tod auf Frühlingschwingen;  
Nur eine Drossel saß noch hoch am Turme,  
Die ließ der Herr sein heil'ges Amen jingen.



### Abendwehen.

Dem Walde winkt die Abendfeier.  
Doch eh' er ganz versinkt in Ruh,  
Wirkt ihm die Sonne goldne Schleier  
Und deckt damit die Wipfel zu.

Dann wird es still in allen Bäumen;  
Im Laubwerk zittert leise nur  
Geheimes Flüstern aus den Träumen  
Der ringsum schlummernden Natur.

Was wohl der Waldgeist in den Moosen  
 Und duft'gen Schatten träumen mag?  
 Ich glaub', — er träumt von Frühlingsrosen,  
 Die bald ihm streut der junge Tag.

Wie gleich' ich doch so ganz dem Walde,  
 Auf den der Abend niedersinkt;  
 Doch — ob mir auf des Lebens Halbe  
 Noch Rosenglühn entgegen winkt?



### Lenz-Schmuck.

Es war von purpurgoldnem Frührots-Triesen  
 Beflügelt in dem Hochgebirg mein Fuß,  
 Die glüh'nden Farbensymphonien riefen  
 Entgegen mir des Himmels Morgengruß.

Des letzten Kniegehölzes leises Rauschen  
 Glitt über weiße Sammetsterne hin;  
 Ins Endenlose blickend, muß' ich lauschen,  
 Hier schlug der Lenz in Fesseln Herz und Sinn.

Da ging ein Rauschen auch durch meine Seele,  
 Gleich einem Ruf aus ferner Jugendzeit:  
 Der Mensch trägt einmal nur die Lenz-Zuwele,  
 Die Gottnatur sie bis in Ewigkeit.

Doch wer sich auf den Höhen ernsten Strebens  
 Ein Herz bewahrte thatenfrisch und heiß,  
 Dem wirft das Morgenglühn des Jugendlebens  
 Noch Rosenschimmer auf sein Edelweiß.



### Ein Menschenherz.

Ein Menschenherz, das seiner Zeit  
Sich voll und ganz verbindet,  
Das ist's, — was ihr, in Lust und Leid,  
In meinen Liedern findet.

Ein Menschenherz, das emsig strebt  
An Gott und Welt zu reichen,  
Das ist's, — was in die Lieder webt  
Der Wahrheit heil'ge Zeichen.

Und dann ein Herz, im Kampf gestählt,  
Für ew'ger Schönheit Normen,  
Das ist's, — was sich zum Liede wählt  
Die Rhythmen und die Formen.

Und sah' ich mich auch allermwärts  
Als Realist gerichtet:  
Es ist und bleibt ein Menschenherz,  
Was in mir fühlt und dichtet.



### Ferrinnen.

Es liegt auf dem spiegelnden Bergessee  
Die Ruhe der Morgenfeier,  
Hoch droben lösen vom Alpenschnee  
Sich Wölkchen, wie flatternde Schleier.



Die schweben und schwimmen, wie schillernder Schaum,  
 Vom Hauche der Höhen getragen,  
 Und doch ist ihr Leben nichts, als ein Traum  
 Von kurzem Welt-Übertagen.

Denn kaum, daß das glänzend durchgoldete Blau  
 Sie trägt aus den schneeigen Klüften:  
 So zehren die Sonnenflammen am Tau,  
 Bis alles zerrinnt in den Lüften.

Und ich soll mich härmern, mein herziges Kind,  
 Daß manche Hoffnung zerronnen? —  
 Auch selbst auf den Höhen des Lebens zerrinnt.  
 Gar leicht, was wir herrlich begonnen.



### Dahin!

Dahin ist die wonnige Rosenzeit,  
 Dahin sind die sonnigen Tage,  
 Der Sturm bestreut mit des Haines Reid  
 Die tauigen Wege im Hage.

Die Nebel tropfen im sterbenden Wald,  
 Das klingt wie Abschiedsgeflüster,  
 Und durch die Lüfte, graudunstig und kalt,  
 Ziehn Wolken bleiern und düster.

Sie ziehen als Leichenzug durch die Luft,  
 Den roßigen Benz zu bestatten,  
 Und werfen über die gährende Gruft  
 Der Trauer finstere Schatten.



### Harfenklang.

Es kommt der Tag, es kommt die Stunde,  
Da lehnt die Harfe an der Wand,  
Die mir geheilt so manche Wunde,  
Geschlagen von des Schicksals Hand.

Leg' dann dein Ohr an ihre Saiten,  
Und leiß' verklingend hörst du noch  
Hindurch den Liederzauber gleiten,  
Der mit mir trug des Lebens Joch.

Denn ob es durch die Seele stürmte,  
Ob wilde Wetter mich umtoßt,  
Ob schmerzreich Leid auf Leid sich türmte,  
Im Harfenklang lag Himmelstrost.

Zwar bleibt gar vielen fremd auf Erden  
Der Gotteshauch der Poesie:  
Du aber weißt, wie Lieder werden  
Und Dissonanzen Harmonie.



### Abendglühn.

Im goldnen Abend=Strahlenstrome  
Noch badet sich die Gletschermelt,  
Bis lichtlos sie vom Himmelsdome  
Ein grauer Schleier überfällt.

Doch kaum versinkt das Goldgefunkel  
Des letzten Strahls in weiche Nacht,  
So flutet aus dem Höhendunkel  
Ein Zauber glüh'nder Purpurpracht.

Das flammt dann auf und strömt noch nieder,  
 Wenn längst die Sonne schon verschwand,  
 Bis märchenhaft der Schleier wieder  
 Die glüh'nden Riesen überspannt.

Auch meine Sonne ging zur Rüste;  
 Doch meine Seele flammt und sprüht,  
 Als ob ein Widerschein sie küßte,  
 Wie dort er um die Gletscher glüht.



### Im Herbst.

Braungolden ist bestreut der Waldesgrund,  
 Drauf schlanke Säulen lichtgrau sich erheben,  
 Geschmückt mit reich geziertem Bogenrund,  
 Mit dem sie hoch zum blauen Himmel streben.

Und fällt ein glüh'nder Sonnengruß herein  
 In dieser Säulenhallen heil'ge Stille,  
 Dann geht ein Purpurblinken durch den Hain,  
 Ein Prachtentfalten, und ein Königswille.

So schmückt den Wald im Sterben die Natur  
 Mir noch zum Friedentempel ohnegleichen;  
 O, könnte doch mein Herz im Tode nur  
 An solche heil'ge Tempelschönheit reichen!





## Julius Rodenberg

geb. 1831 zu Rodenberg im Schaumburgischen als Sohn wohlhabender jüdischer Eltern Namens Levy, bezog, ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, die höhere Bürgerschule zu Hannover, besuchte dann das Gymnasium zu Hintel, gab hier noch als Primaner unter einem Pseudonym seine Sonette für Schleswig-Holstein heraus, studierte seit 1851 in Heidelberg, Göttingen, Berlin, Marburg die Rechte, promovierte 1856 in Marburg zum Doktor der Rechte, bereiste dann fast ganz Europa, und ließ sich 1861 in Berlin nieder. Hier redigierte er verschiedene Zeitschriften („Deutsches Magazin“, „Bazar“, „Salon“) und gründete 1874 die groß angelegte Monatschrift „Deutsche Rundschau“ nach dem Muster der Revue des deux Mondes, die er bisher mit der größten Umsicht geleitet und zu einer der vorzüglichsten Zeitschriften erhoben hat. 1899 erhielt er in Anerkennung dieses Verdienstes das Prädikat „Professor“. Von seinen zahlreichen Werken seien hier genannt:

Für Schleswig-Holstein (Sonette), zwei Hefte 1850/51. — Dornröschen (N.) 1851. — König Haralds Totenfeier (Ein Lied am Meere) 1853, zweite (Friedrich Bodensiedt gewidmete) Aufl. 1854. — Lieder 1853. — Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie (G.) 1853. — Musikalische Sonette 1854. — Vérangers letzte Lieder (überj.) 1858. — Dramatische Fabeln 1858. — Die Straßenjägerin (N.) 1863. — Gedichte 1864; sechste Aufl. 1901 unter dem Titel: „Lieder und Gedichte“. — Die neue Sündflut (N.) 1865. — Von Gottes Gnaden (N.) 1870. — Zur Heimkehr (Festspiel) 1871. — Vom Rhein zur Elbe (Festsp.) 1871. — Kriegs- und Friedenslieder 1870. — Die Granddiers (N.) 1879. — Klostermanns Grundstück (E.) 1891. u. a.

### Heimat.

Aus tiefster Brust sehnt sich mein Herz nach dir,  
O meine Heimat — die zu dieser Stunde  
Schon schlafen ging und ihrer Sterne Bier  
Sanft widerstrahlt in ihrer Wasser Grunde.

Durch deine Wälder rauscht die Mitternacht,  
Von Dorf zu Dorf geht dumpf des Hornes Rufen;  
Das Licht des Mondes gleitet bleich und sacht  
Thalnieder von der Berge Rasenstufen.

Ob es den Platz noch kennt, wo es dereinst  
 Im Erlengrün zwei Glückliche umfangen?  
 O Mond, der du so voll durchs Fenster scheinst,  
 Seitdem ist manche dunkle Nacht vergangen.

Und mancher wilde Tag. Ach Gott, wie weit  
 Verlor ich mich in unglücksel'gem Ringen . . .  
 Dumpf sinnt mein Hirn . . . nur oft um diese Zeit  
 Beginnt in mir ein weicher Ton zu klingen:

„kehr' um, kehr' um! Und ging die Liebe gleich  
 Verloren mit der Jugend heißen Jahren,  
 In deiner Heimat, deines Herzens Reich  
 Hast du viel Heil'ges noch dir zu bewahren!“



### Mondeszauber.

Über der Berge duftiger Pracht  
 Glüht schon der Himmel in hehrer Feier —  
 Leise, leise auf die stille Nacht  
 Breitet der Mond seinen Silberschleier.

Gorch! — wie wehen im tiefen Wald  
 Träumend die Bäume hin und wieder —  
 Und wie braust aus dem Felsenspalt  
 Schimmernd der Quell in das Thal hernieder.

Und wie glänzen im milden Schein  
 Unter dem schwarzen Tann' die Matten,  
 Und wie kommen in Nebelreih'n  
 Langsam geschritten die lieben Schatten.

Einige kommen, mit denen gespielt  
 Ich auf den Wiesen der Heimat als Knabe —  
 Einige, die ich für Freunde hielt,  
 Einige, die ich gekränkert habe . . . .

Einige, die vor manchem Jahr  
 All meine Lust, mein Sehnen und Leiden —  
 Einige kommen mit Myrten im Haar,  
 Einige kommen mit Trauerweiden.

Einige tragen ein Hochzeitsgewand,  
 Einige tragen ein Tuch von Leinen,  
 Einige grüßen mich mit der Hand,  
 Einige lachen und einige weinen.

— Mondeszauber! nach langer Frist  
 Fühl' ich dich wieder zum ersten Male;  
 Daß die Seele doch nie vergißt,  
 Soll ich empfinden bei deinem Strahle.



### Das Glück ein Traum.

Es ist das Glück ein kurzer Traum,  
 Es liebt nicht Glanz und Festeschimmer,  
 Es kommt zu dir — du merkst es kaum,  
 So sachte tritt es in dein Zimmer.

Es wiegt sich nicht im lauten Tanz  
 Und schwimmt nicht auf des Weines Wogen,  
 Aus Morgentau und Sonnenglanz  
 Baut es zu dir den Strahlenbogen.

Mit Worten fesselst du es nie,  
 Nie hat es trunkner Sang beschworen:  
 Auf Tönen ferner Melodie  
 Rauscht es an die entzückten Ohren.

Dem Lärm der Welt und ihrem Scherz,  
 Dem bunten Haufen bleibt es ferne;  
 Wo Zweie süßen Herz an Herz,  
 Da kehrt es ein, da weißt es gerne.

Da klingt sein Wort wie Lautenschlag,  
 Sein Atem weht wie Veilchendüfte:  
 Es ist das Glück ein Maienitag,  
 Ein Frühling voller Glanz und Düfte.  
 Wohl stirbt der Frühling über Nacht,  
 Und von dem Liebsten mußt du scheiden;  
 Doch was dir Lieb und Lenz gebracht,  
 Wird dir zum Trost in deinem Leiden.  
 Und ist das Glück auch lange tot,  
 Noch hebt in dir erlebte Sonne,  
 Du schaust ins ferne Abendrot  
 Und denkst an die gesunkne Sonne!



### Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert alles  
 Von keinem Hauch gestört,  
 Raum daß man leisen Schalles  
 Den Bach noch rieseln hört.  
 Der Mond mit vollem Scheine  
 Ruht breit auf jedem Dach,  
 In weiter Welt alleine  
 Bin ich zur Stunde wach.  
 Und alles, Lust und Schmerzen,  
 Bracht' ich in mir zur Ruh,  
 Nur eins noch wacht im Herzen,  
 Nur eins: und das bist du!  
 Und deines Bildes Friede  
 Folgt mir in Zeit und Raum:  
 Bei Tag wird er zum Liede  
 Und nachts wird er zum Traum.



### Die reinen Frauen.

Die reinen Frauen stehn im Leben  
Wie Rosen stehn im dunkeln Laub,  
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben  
Ruht noch der feinste Blütenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,  
Ist alles ruhig, voll und weich,  
Der Blick in eine Frauenseele  
Ist wie ein Blick ins Himmelreich.

Wohl sollst du hören hohe Geister,  
Verehren sollst du Mannes Kraft,  
Dich sollen lehren deine Meister,  
Was Kunst vermag und Wissenschaft.

Doch was das Höchste bleibt hienieden,  
Des Ew'gen nur geahnte Spur,  
Was Schönheit, Poesie und Frieden,  
Das lehren dich die Frauen nur!



### Neue Helgoländer Lieder.

#### I.

#### Hier war's.

Hier war's, wo mir vor manchen Jahren  
Zuerst geleuchtet hat das Meer;  
O, viel hab' ich seitdem erfahren,  
Doch wieder zog es mich hierher.

Und sieh — das sind dieselben Gluten  
Der Sonne, die dort niedertaucht;  
Es ist das Blau derselben Fluten,  
Von Purpurnebel überhaucht.



Und horch — es sind dieselben Klänge  
 Vom Strande, wo die Woge rauscht;  
 Desselben Sturmes Nachtgesänge,  
 Wie sie der Jüngling schon belauscht.

Und wie sie kommen, wie sie scheiden,  
 Wird mir so wunderbar, als sei  
 Von meiner Jugend Glück und Leiden  
 Ein Ton in dieser Melodei.

Wohin, wohin? — Dumpf an der Küste  
 Bricht sich der Welle müder Lauf —  
 Der goldne Tag, er ging zur Küste,  
 Die Sterne kommen still herauf.

Und dort, wo licht und rösig eben  
 Noch meiner Jugend Bild geprangt,  
 Da steigen Schatten nun und schweben,  
 Der Sehnsucht gleich, die heim verlangt.



## II.

### Nach dem Sturme.

Die Luft ist wieder still geworden,  
 Und längs dem herbstlich warmen Strand  
 Schlägt in beruhigten Accorden  
 Die Woge plätschernd an das Land.

Fern glänzt, auf schwarzen Meeresweiten,  
 Der Wolken und der Sonne Spiel;  
 Und aus den grünen Dunkelheiten  
 Taucht hier ein Segel, dort ein Kiel.

Und wie sie schweben, wie sie schwanken  
 Hinaus, zum heimatlichen Port:  
 Da zieht mit ihnen in Gedanken  
 Mein eigen Herz vom Ufer fort;

Umspannt des Himmels ew'ge Bläue,  
 Vertraut dem schmeichlerischen Wind,  
 Und sagt sich froh, daß nun außs neue  
 Des Lebens Feiertag beginnt.



### III.

#### Marie vom Oberlande.\*)

Wie sind so schön auf Helgoland  
 Die Mädchen und die Weiber!  
 Der rote Rock mit gelbem Band  
 Umschließt die schlanken Leiber.  
 Ja, Perlen sind's von klarem Schein  
 Im öden Dünenande:

Die schönste Perle nenn' ich mein,  
 Marie vom Oberlande!

Es grünt ein Bäumlein auf dem Falm,  
 Ein Häuslein steht darunter;  
 Rings um die Thür wächst Busch und Falm,  
 Und rauscht allzeit so munter.  
 Aus Rosen schaut ein Fensterlein  
 Wohl nieder bis zum Strande:

Die schönste Rose nenn' ich mein,  
 Marie vom Oberlande!

\*) Aus „König Haralds Totenfeier“.

Zum grünen Wasser heißt ein Saal —  
 Daß ist ein fröhlich Klingen,  
 Wenn bei der Sonntagslichter Strahl  
 Die lustigen Schiffer springen.  
 Wie leuchtet dann der Mädchen Reih'n  
 Im festlichen Gewande:

Die schönste Dirne nenn' ich mein,  
 Marie vom Oberlande!

Vom flachen Strande stößt ein Rahn,  
 Der Wind, die Wellen toben;  
 Ein Fensterlein ist aufgethan,  
 Ein Tüchlein weht von oben.  
 Ach Gott, es muß geschieden sein,  
 Ob wild die See auch brande:

Auf Wiedersehn, Herzliebste mein,  
 Marie vom Oberlande!



### Abendrot.

Noch glüht so leis das Himmelzelt,  
 Schon ging die Sonne nieder;  
 Die Sonne einer andren Welt  
 Strahlt aus den Wellen wieder.

Die ferne See bewegt sich kaum,  
 Sie träumt im Goldgewande,  
 Und ihrer Wellen Silberschaum  
 Verläuft sich müd im Sande.

Auf der entfernten Felsen Thron  
 Sitzt schon die Nacht, die fahle;  
 Und an der Düne hebt sich schon  
 Der Mond mit gelbem Strahle.

Dampf bricht sich schon am Mörsnersgatt  
 Die Welle mit Gefunkel,  
 Und auch der Leuchtturm glimmt schon matt  
 In's sommernächt'ge Dunkel.

Nun auf, mein Herz! Laß deine Bein  
 In's tiefe Meer versinken,  
 Daß dieser nächt'ge Wunderschein  
 Dich möge ganz durchblinken.

Und wenn kein Morgen dir mehr lacht,  
 Trat dir die Sonne ferne,  
 So denk': Du hast noch, wie die Nacht,  
 Deinen Mond und deine Sterne!



### Mond und goldne Sterne glimmen.

Mond und goldne Sterne glimmen  
 Freundlich noch im Abenddust;  
 Lautenklang und Mädchenstimmen  
 Schaukeln durch die weiche Luft.

Wie das Lied mit lieben Klängen  
 Sich an Herz und Seele schmiegt,  
 Wird des Tages lautes Drängen  
 In den schönsten Traum gewiegt.

Fern die hohen Wälder düstern,  
 Wind und Blumen rauschen sacht,  
 Und die schönsten Lippen flüstern:  
 Müder Säng' er, gute Nacht!



## Immer um die Rosenzeit . . .

Immer um die Rosenzeit  
Und die Zeit der Linden  
Ist mein Gruß für dich bereit,  
Weiß er dich zu finden.

Jahr auf Jahr vergeht geschwind,  
Kastlos ist das Treiben;  
Doch zwei Sommerkinder sind  
Wir, und wollen's bleiben.

Mag es auch gewitterhaft  
Manchmal ob uns dräuen:  
Unsre Sonne hat noch Kraft,  
Wolken zu zerstreuen.

Unsre Seele fühlt noch Lust,  
Wenn die Saiten tönen,  
Und es wiederhallt die Brust  
Freudig allem Schönen;

Lauscht dem, was die Welt erregt,  
Teilet ihre Sorgen,  
Und empfindet froh bewegt  
Jeden neuen Morgen.

Ganz von Schöpferlust umhaucht,  
Taubetropft die Schwinge,  
Wird er uns, in Licht getaucht,  
Sinnbild ew'ger Dinge.

Und wenn einst in Dunkelheit  
Uns der Tag will schwinden:  
Sei's dann um die Rosenzeit  
Und die Zeit der Linden.



## Schlachtruf.\*)

Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande,  
 Ein Klang wie Harfenton und Kirchenglocken,  
 Sehnsüchtig, tiefgewaltig hör' ich's locken,  
 Als bräch' ein freies Volk der Knechtschaft Bande.

Jungfrau Germania steht am Meeresstrande,  
 Im Seewind fliegen ihre gelben Locken,  
 Ihr märchenblaues Auge steht erschrocken,  
 Die Thräne rinnt um ihres Volkes Schande.

Ich lausche träumend in die wilden Stimmen,  
 Ich starre trauernd in die Nebelmeere,  
 Die wogend um den Bergesgipfel schwimmen.

Da rauscht der helle Ruf mich aus den Träumen,  
 Der Busen fliegt ... mein Volk, kannst du noch säumen?  
 Hinaus für unser Recht und unsre Ehre!



## Aus den heijßigen Bergen.

## I.

## O wie lockst du mich!

O wie lockst du mich aus dem Zimmer,  
 Goldiger, kühler Sommertag!  
 Lindenduft und Sonnenschimmer,  
 Quellengeriesel und Finkenschlag!

Glänzende Berge, rauschende Wälder,  
 Himmel, so blau und sonntäglich;  
 Duftige Wiesen, wogende Felder —  
 Wanderlust, o wie lockst du mich!

\*) Aus „Sonette für Schleswig-Holstein.“

Lustige Fahrt in Bergen und Klüften,  
 Wonnige Reise im Sonnenschein!  
 Fahrende Wolken in blauen Lüften,  
 Soll ich euer Gefelle sein?

Ziehen im blauen Äther so munter,  
 Küh! ist die Luft und der Himmel so weit;  
 Und ich wandre bergauf und bergunter  
 Durch die rauschende Herrlichkeit.

Lindenduft und Sonnengefunkel,  
 Finkenschlag und Quellengebraus,  
 Wie ihr mich lockt aus des Zimmers Dunkel  
 In die strahlende Welt hinaus!



II.

Mit dem Wind, den Wellen.

Mit dem Wind, den Wellen,  
 Geht das Schiff zu Thal;  
 Grüne Ufer stellen  
 Sich im Sonnenstrahl.

Kos'ge Wolken gaukeln  
 Leicht im Morgenwind,  
 Und die Wellen schaukeln  
 Unser Boot gelind.

Berg und Thal verschwinden —  
 O wie reich beglückt,  
 Immer Neues finden,  
 Was das Herz entzückt.

Fröhliches Gewimmel  
 Spiegelt ab den Strand,  
 Hier den blauen Himmel,  
 Dort das grüne Land.

Bald ein schmuckes Städtchen,  
Burg und Kloster bald;  
Hier ein schönes Mädchen,  
Dort den kühlfsten Wald.

Fehlt auch nicht ein anderer,  
Der sich gern gesellt — —  
Dreimal Heil dem Wandrer!  
Ihm gehört die Welt.



III.

Bei dem Schalle muntre Lieder.

Bei dem Schalle muntre Lieder  
Und der Sonne erstem Schein,  
Geht das Schiff den Strom hernieder  
In das grüne Land hinein.

Tücher wehen, Schleier fliegen . . .  
Hi, du bunter Menschenhauf!  
Wälder an den Ufern liegen,  
Drüber geht die Sonne auf.

Schifflein, grüß' mir jedes Städtchen,  
Jedes Dorf am Weserstrand,  
Grüße mir mein liebes Mädchen  
Und mein liebes Heimatland.

Lust'ges Schifflein, schwimme nieder,  
Guten Fahrwind auf den Weg!  
Du ins Land hinaus — ich wieder  
Mit der Mappe ins Kolleg!





## Mozart.

Wie der Frühlingswinde Braus  
Über junge Saaten:  
Klinget, klinget durch das Haus,  
Liebliche Sonaten;

Voll von goldner Heiterkeit,  
Unschuldsvoll und offen —  
Wie ein Gruß der Kinderzeit,  
Wie ein sel'ges Hoffen!



## Zum Abschied.

Nun aber muß es geschieden sein,  
Nun geht es an ein Wandern —  
Leb' wohl, leb' wohl mein Mütterlein,  
Ich lasse dich wieder den andern.

Und wie ich traurig schreite von hier,  
Noch einmal rückwärts lugend,  
Da mein' ich, es grüße zugleich mit dir  
Meine Heimat und meine Jugend.

Und eine Thräne trockn' ich ab,  
Und sage mir tröstend beim Scheiden:  
Solang ich noch dich, mein Mütterlein, hab',  
Hab' ich auch euch noch, ihr beiden!





## Ludwig Mohr †

geb. 1833 zu Homberg an der Efze als Sohn eines Kunstfärbers, wurde nach dem frühen Tod seiner Eltern von seinem Großvater erzogen, besuchte das Progymnasium und später das Lehrerseminar seiner Vaterstadt, genügte seiner Militärpflicht und übernahm eine Privattöchterfschule in Kassel. Da ihm der Lehrerberuf infolge der sich geltend machenden Reaktion auf kirchlichem Gebiet verleidet wurde, erlernte er die praktische Optik und Mechanik und übernahm 1860 mit seinem Schwager ein optisches Geschäft. 1866 wandte er sich der Schriftstellerlaufbahn zu und wurde Mitarbeiter der hessischen Volkszeitung. Nach Eingehen dieses Blattes (1870) nahm er eine Stelle bei der Eisenbahndirektion in Kassel an, lebte mehrere Jahre als Beamter in Eschwege und Nordhausen, seit 1888 wieder in Eschwege. Seit 1895 wohnte er im Ruhestand in Wehlheiden bei Kassel und starb dort am 13. Juli 1900. Mohr war einer der populärsten heimischen Dichter, am bekanntesten durch seinen historischen Roman „Rot-Weiß“. — Beiträge (besonders Balladen) von ihm in zahlreichen Zeitschriften („Gartenlaube“, „Über Land und Meer“, „Neue poetische Blätter“, „Leimbachs Dichter der Neuzeit“, „Kiehnes Hausbuch deutscher Lyrik“, „Hessenland“ u. a.). — Er veröffentlichte:

Rotweiß (R.) 1869, 3. Aufl. 1896. — Die blaue Dame (R.) 1871, 2. Aufl. 1897. — Aus vergangenen Tagen (En.) 1872. — Altes Schrot und Korn (En. aus dem Hessenlande) II. 1884. — Edbergold (Balladen) 1886, 2. Aufl. 1896. — Palmblätter (Ge.) 1893. — In Freud und Leid (Ge.) 1898. — Wahrheit und Dichtung (En.) 1899. —

### Wärest du die blaue Fulde!

Wärest du die blaue Fulde  
Und der Werraström wär' ich,  
Strömt' ich zu dir, meine Fulde,  
Und nähm' in die Arme dich.

Bruft zu Brüsten dann jezunder  
Und im Vollgenuß des Seins  
Schwämmen wir zum Meer hinunter,  
Als die Weser — einz in einz.



## Die Brautfahrt.\*)

Der Feldhauptmann des Karle Quint  
 Sprach: „Heute geht's zur Pirsch!  
 Heut' Nacht reit' ich zum Langenberg,  
 Reit' nicht nach Reh und Hirsch.  
 Indessen räume, Knapp', das Zelt,  
 Mach's rein und sauber nett;  
 Auch rüttle mir noch 'mal so breit  
 Von Heu und Moos das Bett.

Und ist dann noch einmal so breit  
 Mein Bett, die schlichte Streu,  
 Deck', statt des einen Bärenfells,  
 Zwei auf das Moos und Heu;  
 Denn einen lieben Zeltgenoß  
 Bring' ich vom heut'gen Ritt,  
 Wann in dem Dorf die Hähne krähn,  
 Zum Quintenlager mit.“

Sprach es, stahl um die Dämmerung  
 Sich sachte auf den Weg  
 Vom Lager an dem Odenberg  
 Zum Langenberg-Geheg; —  
 Brach sich ein Heideröschen noch  
 Von schwankem Hambuttreis,  
 That es zum Helmbusch, und im Trab  
 Ging's hin nach Ermetheis.\*\*)

\*) Die in dem Gedicht vorkommende sagenhafte Gestalt des Karle Quint ist niemand anders als die Karls des Großen, welcher mit seinem Heere in den Odenberg entrikt sein und alle sieben Jahre einmal an das Licht der Sonne kommen soll. Sein Feldherr Dieterich teilt mit ihm das gleiche Los in dem nahen Kammerberg.

\*\*) Uraltetes Dorf, jenseits des Langenbergs.

Und als der Knappe nun dabei,  
 Zu tragen Moos und Heu  
 Zum Lager, um noch 'mal so breit  
 Zu machen flugs die Streu;  
 Zu decken noch ein Bärenfell  
 Zum andern auf das Moos:  
 War drauß im Lager auf einmal  
 Ein Höllnlärmen los.

Da ging's trari, da ging's trara,  
 Der Trommler schlug trom trom,  
 Schlug den bekannten Heffenmarsch,  
 Den: „Quinte, Quinte, komm'!“  
 Denn aus dem tiefen Wiesenthal  
 Drang unter Hurrafschrein  
 Der Feind in ungezählter Zahl  
 Auf's Quintenlager ein.

Der Quinte saß alsbald zu Roß  
 Und sprengte vor das Heer,  
 Rief laut: „Bringt meinen Feldhauptmann,  
 Den Dietrich bringt mir her!“  
 „Der Dietrich ritt zu pirschen aus  
 Und stahl sich auf dem Weg  
 Vom Lager in der Dämmerung  
 Zum Langenberg=Geheg.“

Da schüttelte der Karle Quint  
 Das Haupt zornglühend rot:  
 „Dank dir's der Teufel, Dieterich,  
 In deiner letzten Not!“

Dann rief er: „Mannen, frisch drauf los!“  
 Und schurri\*) flog mit Graus  
 Der Feind, wie er gekommen war,  
 Ins Blachfeld jäh hinaus.

Doch abermals da stürmte er  
 In ungezählter Zahl,  
 Als spiee ganze Scharen aus  
 Von Mattium das Thal.  
 Des Quinten Heerschar aber schmolz,  
 In Strömen floß das Blut,  
 Und vielen sank beim Anblick all  
 Des reiß'gen Zeugs der Mut.

Als das der Karle Quinte sah,  
 Und wie der Kampf verlief,  
 Mit Schlachtendonnerstimme er  
 Zum Odenberge rief:  
 „So öffne du denn Grund und Schlund!  
 Zerberstet, Fels und Stein,  
 Und laßt in eure feste Burg  
 Mich und die Meinen ein!“

Raum war das schnelle Wort gethan,  
 Erbehte der im Grund  
 Und öffnete mit Donnertrach  
 Schwarzjackig seinen Schlund.  
 „Vormwärts! Vormwärts, ihr Mannen, all!“  
 Der Quint blies es durchs Horn, —  
 Und bergein folgte Roß und Mann  
 Dem greißen Führer vorn.

---

\*) Schurri = Hurra! Alter Schlachtruf der Hessen.

Und wie der letzte Mann vom Troß  
Im dunkeln Schlund verschwand,  
Schob vor der Berg mit Donnerkrach  
Die nächste Felsenwand.

Da lag so friedlich er wie eh,  
Und um den Fing geprellt  
Sah sich der Feind im Siegeslauf  
In offnem Feld gestellt.

Und wie er hielt im Lauf und Sturm,  
Verblüfft zum Berge schaut,  
Ward hinterwärts vom Langenberg  
Erneuter Kampfruf laut. —

Da lief von Schar zu Schar das Wort,  
Lief herwärts — näher — nah',  
Das Schreckenswort: „Der Dietrich kömmt! . . .  
Der Dieterich ist da!! . . .“

Da war er auf kohlschwarzem Roß,  
Gebadet ganz in Schweiß,  
Hielt links im Arm die schöne Braut,  
Die Frau von Ermetheis.  
Die Rechte schwang das scharfe Schwert,  
Schwang's schneidig rechts und links,  
Schwang's schneidig schnell auf Roß und Mann,  
Und — über Leichen ging's.

Schlug sich zum Quintenlager durch  
Und kam mit dem Genoß  
Kurz darnach an das Felsenthor,  
Als es sich krachend schloß.  
Was nun? Laut heulte rings der Feind  
Mit Siegeschrei hinterdrein:  
„Vom Gaul herunter, Dieterich!  
Ergieb dich und steck' ein!“

„Ergeben? Ich? Der Dieterich?!  
 Eh' schlag ein Wetter drein!“  
 Macht kehrt, und in den dicht'sten Schwarm  
 Der Feinde hieb er ein.  
 Schwang schnell das scharfe Schlachtenschwert,  
 Schwang's schneidig rechts und links,  
 Schwang's schneidig schnell auf Roß und Mann,  
 Und — über Leichen ging's.

Hielt fest im Arm die schöne Braut,  
 Die Frau von Ermetheis,  
 Geschmückt, als ging's zum Hochzeitstanz,  
 Das Haar mit grünem Reis.  
 Anschloß, was sich vom Quintenheer  
 Versprengt im Blachfeld fand,  
 Wie Wolken sich im Wirbelwind  
 Reih'n an die Wetterwand.

So stürmte er zum Kammerberg;  
 Dort aber hielt gedräng  
 Der Feind in ungezählt'rer Zahl  
 Versperret ihm Weg und Gang.  
 Und als er sah, so rechts wie links,  
 Daß schlecht der Kampf verlief,  
 Mit Schlachtendonnerstimme er  
 Empor zum Berge rief:

„So öffne du denn Schlund und Grund!  
 Zerberstet, Fels und Stein,  
 Und laßt in eure feste Burg  
 Mich und die Meinen ein!“  
 Kaum war das schnelle Wort gethan,  
 Erbebte der im Grund  
 Und öffnete mit Donnerkrach  
 Schwarzackig seinen Schlund.

„Vorwärts! Vorwärts, ihr Mannen, all!“  
 Der Dietrich blies ins Horn, —  
 Und bergeln folgte Roß und Mann  
 Dem grimmen Helden vorn.  
 Und wie der letzte Mann der Schar  
 Im dunklen Schlund verschwand,  
 Schob vor der Berg mit Donnerkrach  
 Die nächste Felsenwand.

Da sitzt der Dietrich nun im Berg  
 In der Genossen Kreis  
 Und feiert seine Polternacht  
 Mit Frau von Ermetheis.  
 Da pfeift's und schleift's und singt's und klingt's,  
 Die Kannen klappern laut,  
 Sie klappern bis zum Morgenraun  
 Auf's Wohl der schönen Braut. —

Nur dann und wann um Mitternacht  
 Erbebt der Berg im Grund  
 Und öffnet jäh mit Donnerkrach  
 Schwarz Zackig seinen Schlund.  
 Dann reitet auf kohlschwarzem Roß  
 Aus dunklem Felsenthor  
 Gewappnet mit den Mannen all  
 Der Dieterich hervor.

Trägt noch am weißen Reiherbusch  
 Das Rösschen rot und frisch, —  
 So rot und frisch, wie er es brach  
 Vom Hambuttdorngebüsch.  
 Hält fest im Arm die schöne Braut,  
 Die Frau von Ermetheis,  
 Geschmückt, als ging's zum Hochzeitstanz,  
 Das Haar mit grünem Reis.



„Vorwärts! Vorwärts, ihr Mannen all!“  
 Der Dietrich bläst ins Horn.  
 Und fort — ihm nach — durch Dick und Dünn —  
 Geht es durch Korn und Dorn,  
 Bei Zinkenklang und Hifthornhall,  
 Bei Trommelschlag, trom trom,  
 Bei Sing und Sang zum Hessenmarsch,  
 Dem: „Quinte, Quinte, komm!“

So stürmt durch Korn und Dorn und Hag  
 Das wütend wilde Heer;  
 Stürmt laut den Langenberg entlang,  
 Stürmt in ihm kreuz und quer,  
 Schaut aus von Hecke, Hurst und Hain,  
 Den Quinte zu erspä'h'n,  
 Und kehret erst zum Kammerberg,  
 Wann früh die Hähne krähn.

Vergeblich Müh'n! . . . Denn erst am Tag,  
 Wo allergrößte Not  
 Mit Schmach und Schand' und Untergang  
 Ringsum das Land bedroht,  
 Wird finden er den Karle Quint,  
 Wie aus dem Berge er  
 Hervortritt zu dem heil'gen Kampf  
 Schlagfertig mit dem Heer.

Dann wird der Dietrich schlagen mit  
 Die heiße Freiheitschlacht,  
 Wird feiern in dem freien Land  
 Die schönste Hochzeitsnacht.  
 Bei Zinkenklang und Hifthornhall,  
 Bei Trommelschlag, trom trom,  
 Bei Sing und Sang zum Hessenmarsch,  
 Dem: „Quinte, Quinte, komm!“



### Der Paukenschimmel.

Herr Löh, der Roßkamm, ritt durch das Feld  
Den Schimmel, um den er den Bauer geprellt.

Der rief, als Geleit-Gott, ihm nach auf den Weg:  
„Daß dir doch der Quinte den Hals heute bräch'!“

Herr Löh hat's gehört und gelächelt dazu:  
„Wie heißt der Quünt? Vor dem hat mer Ruh.“

Ja, als er darnach an den Odenberg kam,  
Die Müze voll Hohn vom Haupte er nahm.

Er lachte, daß tief in den Wald es gesselt:  
„Herr Quünt, main Hals ist zu Dienst aich gestellt.“

Das Echo des Waldes ward alsobald wach  
Und rief die vermessenenen Worte ihm nach.

Doch kaum war's verklungen, da dröhnte zu Thal  
Als Antwort vom Berg ein Trompetensignal.

Der Klepper stußte und spitzte das Ohr;  
Der Sammelruf war es der Garde du Corps.

Der Truppe, darin einft, als stattliches Roß,  
Die Pauken er trug im Spielleutetroß.

Und wieder war er wie dazumal  
Daß edele Tier mit Sehnen wie Stahl.

Blies auf die Rüstern und reckte empor  
Hellwiehernd den Hals und spitzte das Ohr.

Warf feierlich die Glieder beim Tritt,  
Als gält's vor dem Heersfürst Paradehritt.

Herr Löh nahm fest in die Zügel das Tier:  
„Waiß Gott, brav Gailche, so gefallst du mir!“

Hab', mainer Seel', nimmer dich so mir gedenkt;  
Bist, Schimmelche, for den Kaufpraiz geschenkt."

Da gellte und stärker zum anderen Mal  
Und wie auß dem Berg das Trompetensignal.

Sofort fiel der Gaul auß dem Schritt in den Trab  
Und bog querfeld von der Landstraße ab.

Und trachte trotz Zügel, trotz Gerte, trotz Sporn  
Durch Gärten, durch Gräben, durch Korn und durch Dorn.

Den Reiter durchschauerte's eisig und kalt;  
Er schmalzte und rief: „Main Schimmelche, halt!

Verfligte, vertaiselte Trompeterai!  
Brrr, Schimmelche! Brrr! Auwaih! Auwaih!!"

Denn lauter gellte zum drittenmal  
Und länger und nah das Trompetensignal.

Und hopp über Stock und hopp über Block  
Ging's flüchtig zum Vorwärts und vorwärts im Schock.

Der Roßkamm kannte sich selber noch kaum;  
Verloren war längst ihm der Bügel und Zaum.

Da gähnte auß Hambuttgeniste hervor  
Schwarz Zackig, am Felshang geöffnet, ein Thor  
Mit Fernsicht zum Felschacht, darinnen zu Hauf  
Gewappnete Knechte ritten herauf.

Die führte ein Reiter auf schneeweißem Roß,  
Des Brust ein güldener Harnisch umschloß.

Des Scheitel bedeckte in Purpurglut  
Mit wallender Feder der Quintenhut.

Als den Herr Löb vor den Reitern sah,  
Wußt' er vor Ängsten nicht, wie ihm geschah.

„Verloren! o Gott! verzaih mir die Sünd’!  
Verloren! Verloren!! Auwaih, der Duünt!“

Da schäumte der Schimmel und bäumte sich vorn  
Und warf aus dem Sattel Herrn Löß in den Dorn.

Dann setzte er über — zum Berge hinein,  
Dem Quintengeschwader sich anzureih’n.

Indeß der Noßkamm aufschrie: „Main All’s,  
Main Gailche, verloren! Herr Duünste, main Hals!“



### Hessen-Heimweh.

Zu Prag in seinem Schloß am Fenster stand  
Der letzte Kurfürst von Altheffenland.

Im West lag’s glüh, als wie ein Feuermeer,  
Und sandte seine letzten Strahlen her.

Da zog mit seinem Schmerz und seiner Pein  
Das Hessen-Heimweh in die Brust ihm ein,  
Und zwiefach fühlt er, was es heißt, verbannt  
Und ganz verlassen sein in fremdem Land. —

„Nicht immer that, was recht, mein heißes Blut;  
Nicht immer meintest du, mein Volk, es gut!“  
So seufzt er, und in tiefem Schmerz und Weh  
Sieht er im Geist sich auf der Wilhelmshöh’.

Aus dunklen Tannen klagt der Abendhauch,  
Ein traulich Reh äugt aus dem Taxusstrauch,  
Der Mond scheint blaß aus dem Gewölk, indeß  
Ein Nebelstreif’ umflort den Herkules. — —

Da wechselt rasch im Traum das traute Bild:  
Ein Fürstenzug durchreitet das Gefild;  
Er reitet längs dem blauen Fuldaström  
Zu dem Portale von St. Martins Dom.

Er reitet schnell, vom Volk — das sich anschließt —  
 Mit freudenseuchten Augen rings begrüßt,  
 Und bei der Glocken hellem Feierklang  
 Wird schnell der Zug zum ernstern Kirchengang.

In's Heiligtum eintritt ein würd'ger Greis,  
 Wirft auf die Kniee sich und betet heiß;  
 Er kniet und fleht, bis in dem Gotteshaus  
 Das Lied „Herr Gott, dich loben wir!“ klingt aus.

Herr Philipp ist's — sein Ahn! — — In Nacht und Bann  
 Fünf Jahr' im Kerker schmachtete der Mann;  
 Nun ist er wieder frei und Herr im Land —  
 Der Glückliche! — wo seine Wiege stand. — —

Da wechselt in dem Traume rasch das Bild:  
 Ein andrer Zug durchweilet das Gefild;  
 Ein Zug, als lehrte im Triumph ein Held  
 Auf Siegeswagen aus dem Schlachtenfeld.

Das Volk ist außer sich — aus Rand und Wand,  
 Die Pferde werden von ihm ausgespannt,  
 Die Deichsel wird ergriffen, und hinein  
 Zur Fuldastadt geht's unter Hurraschrei'n.

Des Fürsten Großahn ist's, der sieben Jahr'  
 Vor Bonapartes Heerschar Flüchtling war.  
 Nun ist zu Haus und wieder Herr im Land  
 Der Glückliche! — wo seine Wiege stand. — —

Und wieder wechselt rasch der Traum das Bild:  
 Ein andrer Zug durchwaltet das Gefild;  
 Von keinem Turm tönt Gruß und Grabgeläut',  
 Und doch gilt einem Toten das Geleit.

Im Trauerschritt zieht, mit dem Sarg voran,  
 Beflort ein Isabellen-Sechsgespann,  
 Zum Stadthor führt sein Weg hinein — — hinaus  
 Zum alten Friedhof — zu dem letzten Haus.

Entblößten Hauptes steht und lauscht das Volk,  
 Die Wintersonne birgt sich im Gewolk. — — —  
 Der Fürst am Fenster schreckt aus seinem Traum,  
 Die Arme streckt er in den leeren Raum:

„Der Mann bin ich! Der Traum zeigt mir mein Loos! —  
 Zum Grab ein Stückchen Heffenerde bloß  
 Vom Väter-Erbe auf dem Friedhof drauf? — — —  
 Brecht auf, Gefährten, denn! — Nach Haus! Nach  
 Haus!! —“



### Die große Wäsche am Glifßborn.

Im Vollmondschein um Mitternacht  
 Zur Sommer Sonnenwende,  
 Da wird es an dem Odenberg  
 Lebendig aller Ende;  
 Da wallt und rauscht auch wunderbar  
 Der Glifßborn wieder silberklar  
 In seiner alten Lage.

Er wallt und rauscht, wie ihn das Roß  
 Des Quint' in alten Tagen  
 Mit seinem Huf aus dem Gestein  
 Des Odenbergs geschlagen.  
 Er wallt, wie eh'; er rauscht, wie eh',  
 Als noch am Hange von der Höh'  
 Das Becken ihn umbordet.

Der Mond scheint hell, und aus dem Berg  
 Tritt auf die bloße Dichtung  
 Ein Häuflein schlanker Dirnen und  
 Nimmt zu dem Vorne Richtung:  
 In langer Reihe — Paar auf Paar —  
 Schwer tragend auf entküpftem Haar  
 Voll Wäsche weiße Körbe.

Die Körbe balancierend auf  
 Den blonden Köpfen, schreiten  
 Die Bärchen durch das Heidekraut,  
 Die Arme in den Seiten.  
 Zu raschem Gange aufgeschürzt —  
 Die Röckchen vorsorglich gekürzt —  
 Erscheinen sie am Vorne.

Dort stellt die Schar im Mondschein ab  
 Die Lasten, sich zu sputen  
 Zum Einstieg in die murmelnden,  
 Bewegten Silberfluten.  
 Sie steigt ins Becken, wäscht drauf los,  
 Ringt aus und spület Stoß auf Stoß  
 Die Wäsche blank und sauber.

Bald liegen um den Born herum,  
 Auf grüner Rasenbleiche  
 Gebreitet, Laken duftendweiß'  
 Und Linnen, Steig' an Steige.  
 Die Gießekannen sind im Fluß  
 Und strahlen Wasserguß auf Guß;  
 Der Mond sorgt für das Weiße.

Schon bläht der Hauch der Sommernacht  
 Das Zeug an hoher Leine,  
 Wo es viel rascher trocknet, als  
 Im Wind und Sonnenscheine.  
 Das Mangelholz dröhnt Schlag auf Schlag  
 Und scheucht die Ruh' vom nahen Hag;  
 Es füllen sich die Körbe.

Und als der letzte Wäschekorb  
 Belastet bis zum Rande,  
 Bußt jede Dirne ihren aus  
 Mit feurigrotem Bunde,  
 Hockt auf, tritt an, und flüchtig fort  
 Eilt rasch — wie auf Kommandowort —  
 Die Schar, zurück zur Sichtung.

Die Körbe balancierend auf  
 Den blonden Köpfen, schreiten  
 Die Pärchen durch das Heidekraut,  
 Die Arme in den Seiten,  
 Zum raschen Aufstieg hochgeschürzt —  
 Die Röckchen vorsorglich gekürzt —  
 Verschwinden sie im Berge.

Da — dröhnt die Dorfuhr mächtig Eins  
 Aus tiefem Thale unten;  
 Der Berg erbebt, es rauscht der Hag,  
 Und alles ist verschwunden.  
 Das Auge forschet im Vollmondslicht,  
 Doch findet es die Sichtung nicht,  
 Viel weniger die Dirnen.



Da wallt nicht mehr, da rauscht nicht mehr  
 Der Born in alter Lage;  
 Er rauscht zur Sonnenwende nur —  
 Und nur noch in der Sage  
 Vom Odenberg, vom alten Quint  
 Und von des Neckens Ingesind  
 Und dessen großer Wäsche.



### Der Quinte und die drei Spielleute.

Zu Besse bei dem Schwanenwirt  
 Da saßen um halb zwölf  
 Des Nachts drei lust'ge Spielleut' noch  
 Heißdurstig wie die Wölfe.

Doch als der Wächter Mitternacht  
 Rief draußen auf der Gass',  
 Da sprach der alte, dicke Wirt:  
 „Das Bier ist all' im Faß!“

„Ist all' dein braunes Bier im Faß,  
 So steck' ein frisches an;  
 Es birgt ja noch manch volles Stück  
 Der Keller nebenan.““

Ein Bärenhäuter ist der Wirt,  
 Ging lieber in sein Bett,  
 Als daß er noch ein Fäßlein Bier  
 Herbeigevolet hätt'.

Ein Piffel ist der Wirt im Schwan,  
 Leicht schäumend, wie sein Bier;  
 Er zeigt auf seine Schwarzwaldsühr  
 Und dann — — auf seine Thür.

Die durst'gen Spielteut' das verdreußt,  
 Sie nehmen Horn und Faß  
 Und schwanken zu dem Schwan hinaus  
 Und auf die dunkle Gass'.

Dort ballt der Fiedler seine Hand  
 Zur Faust und droht fuchswild  
 Hinauf und zum schneerweißen Schwan  
 Im alten Wirtshauschild.

„Gut' Nacht, du grober Dicksack du,  
 Der Quinte dank' es dir  
 Und trinke dir im Keller aus  
 Noch heut' Nacht all dein Bier!“

Der Bassist aber brummt: „Und find't  
 Statt Hopfen er und Malz  
 Mischmasch in deinem braunen Bier,  
 Dann schneid' er dir das Schmalz.“

Zuletzt — zuletzt der Waldhornist:  
 „Jetzt blas' ich: „Kan!“ Gesell'n;  
 Und ist der Quint' ein ganzer Kerl,  
 So wird er auch sich stell'n.

Er setzt das Waldhorn an den Mund,  
 Das schmettert, trarira,  
 Hinaus und in die stille Nacht,  
 Wie ein Viktoria.

Und ringsum an dem Odenberg  
 Wird schnell das Echo wach  
 Und tönet nach ins tiefe Thal,  
 Trarira, tausendfach.

Bermundert schaun die Spielteut' um  
 Und totenbleich sich an;  
 Denn von dem Odenberge stürmt's  
 Wie reiß'ges Zeug heran.

Und hoch — hoch auf schneeweißem Roß  
 Den anderen voran —  
 Da sprengt der Quinte durch das Dorf  
 Und hält erst vor dem Schwan.

„Holla! Holla!! Auf, fauler Wirt,  
 Und rasch ein Faß herbei!  
 Wir wollen zechen heute Nacht  
 Bis zu dem Hahnenschrei.

Doch merke, find' in deinem Bier  
 Ich nicht das reine Malz  
 Und statt des Hopfens Weidenblatt,  
 Dann geht es dir ans Schmalz!“

Rasch schleppt ein Faß heran der Wirt  
 Und schlägt vom Loch den Spund;  
 Die erste Kanne probt der Quint'  
 Und leert sie bis zum Grund.

Dann schmalzt er: „Spielteut', jezo frisch  
 Ein Stücklein zu dem Soff!  
 Ein Hoch dem Schwan; denn unverfälscht  
 Und klar ist dieser Stoff!“

Zu Besse in dem weißen Schwan  
 Schlampampft es, singt und lacht,  
 Und klappert's von den Kannen laut  
 Die ganze liebe Nacht.

Und klappert's von den Rannen, bis  
 Zum frühesten Hahnenchrei,  
 Da schweiget erst im weißen Schwan  
 Die tolle Kneiperei.

Da löst in Nebeldunst und Duft  
 Sich auf das wilde Heer,  
 Und nur vom Odenberge klingt  
 Verschwommnes Lärmen her.

Es liegt und schnarcht der Schwanenwirt  
 Stocksteif vor leerem Faß,  
 Die durst'gen Spielteuf' unterm Tisch  
 Mit Fiedel, Horn und Baß.

Sie trinken noch in wüstem Traum  
 Dem alten Quinten zu:  
 „D hätten wir doch jede Nacht  
 So Heidendurst, wie du!“



### Der Schmied von Ruhla.

Im tiefen Wald zu Ruhla ist's rabenschwarze Nacht,  
 Laut heult der Sturm, vom Donner nur jählings  
 überkracht,  
 Dazwischen rauscht der Regen in Strömen und es  
 schwillt  
 Der Gießbach, der hohlbrausend zu wildem Strom sich  
 füllt.

Zu Ruhla in der Hütte klingt es beim Waffenschmied,  
 Da fallen rasch die Schläge, ping pang, zu einem Lied.  
 Am Amböß schafft der Meister und treibt das Eisen gut,  
 Der Lehrling tritt den Blasbalg und schürt der Esse  
 Glut.

Im Stübchen in der Hütte — der Schmiede nebenan —  
 Ruht sanft, auf Moos gebettet, ein fremder Jägerzmann,  
 Der sich im Wald verirrt, bis Lied und Hammerklang  
 Durch Nacht und Sturm und Regen zu seinen Ohren  
 drang.

Der Jäger lauscht dem Liede, das klingt in heller Luft  
 Laut brausend, wie der Waldbach stürzt aus der Felsen-  
 brust;

Dazwischen klingt's vom Amboß und sprüht die Esse Blut  
 Und schnaubt der volle Blasbalg in stets genährter Wut.

„Der Landgraf ist ein Weichling! Der Landgraf ist kein  
 Mann!

Vom Adel die, vom Krummstab und das, was drum  
 und dran,

Sind thatsächlich Gebieter in Stadt, Dorf, Wald und  
 Feld —

Der Landgraf ihre Puppe, die man zum Spiel sich hält.

O hätt' ich dich, du Landgraf! Hätt' ich dich nur einmal,  
 Wie wollte ich dich hämmern und härten, wie den Stahl!“  
 Und lauter klingt's vom Amboß, und lauter schallt das  
 Lied,

Und voller schnaubt der Blasbalg, daß hell es Funken  
 sprüht.

„Der Landgraf gräbt den Füchsen im Wald nach und  
 im HAU;

Indes sein Vogt, der Richter, nach güldnen jägt im  
 Gau.

Das Recht ist feil dem Golde; rechtlos der niedre Mann,  
 Das Treffenkleid ist oben, der Kittel schlimm daran!

O hätt' ich dich, du Landgraf! Hätt' ich dich nur einmal,  
 Wie wollte ich dich hämmern und härten, wie den Stahl!“  
 Und lauter klingt der Amboß, und lauter schallt das Lied,  
 Und mächt'ger schnaubt der Blasbalg, daß rings es  
 Funken sprüht.

„O armer, armer Bauer! Was Wild und Frohn dir läßt,  
 Was dir noch nicht der Büttel des Vogtes abgepreßt,  
 Den letzten Stier vom Pfluge, das Kälbchen von der Kuh  
 Nimmt schließlich dir der Junker und höhnet noch dazu:

„Was brauchst du, Bauer, Zugvieh? Bist, Kerl, wohl  
 nicht recht klug?  
 Fehlt dir's, geh' selbst im Soche, zieh' selber deinen  
 Pflug!“

Das merk' dir, Junge! Merk' dir für alle Zeit dies Wort  
 Und pflanze es auf Kinder und Kindeskinde fort!

O hätt' ich dich, du Landgraf, dich weiches Fürstenherz,  
 Du solltest härter werden, als diese Stange Erz!“  
 Und schneller klingt's vom Amboß zum Liede, das  
 sich spißt,  
 Das Eisen fliegt zum Kühltrog, der brodelnd Wellen  
 sprüht.

„Der Richter und der Junker, das sind die rechten Zwei,  
 Und hat man noch das Psäfflein, hat man die schönsten  
 Drei.

Zum Henker jag' den Richter! Dem Junker leg' das Spiel  
 Und setz' den schlauen Psaffen an deinen Grenzen Ziel!“

Der Amboß schweigt — erstorben ist damit auch das Lied,  
 Der Blasbalg hängt in Ruhe, der letzte Funke glüht.  
 Im Walde in der Hütte ruht nunmehr still die Nacht,  
 Und dennoch liegt drin einer, der immerfort noch wacht. —

Zu Ruhla vor der Hütte, im dunklen Fichtenhain  
 Steht marschbereit der Jäger im Morgenzwielichtschein  
 Und reichet seine Rechte dem ruß'gen Schmiede hin,  
 Dem wird's ums Herz so enge und wunderbar im Sinn.

„Habt Dank, vielwerter Meister, für euer gastlich Dach!  
 Geb' Gott mir, zu vergelten euch alles Ungemach!  
 Habt Dank für eure Lieder, die härteten ein Herz,  
 Wie euer braver Hammer gestählt das weiche Erz!“

Der Meister reißt das Käppchen vom greisen Scheitel  
 schnell,  
 Es bebet ihm zum Herzen und perlt am Blick ihm hell;  
 Der Jäger schwand im Walde — still betete der Geis:  
 „War er es — Gott im Himmel! — dann sei dir Lob  
 und Preis.“



### Uimkehr.

Auf hohem Bergesrüden,  
 Den Stab fest in der Hand,  
 Grüß ich dich mit Entzücken,  
 Geliebtes Heimatland.

Weiß nicht, wie's kam, zu sagen,  
 Daß mir das Auge feucht,  
 Und doch, von Lust getragen,  
 Das Herz ist federleicht.

Wie anders wehn die Lüfte  
 Von Flur und Wiesenplan.  
 Wie anders mich die Düfte  
 Des hohen Buchwalds an.

Die alten Weiden grüßen  
 Herauf vom Wiesenthal;  
 Ich möcht' ans Herz sie schließen  
 Viel tausend tausendmal.

Ich möchte, hingerissen  
 Von Freude, tief bewegt  
 Die braune Scholle küssen,  
 Die meine Füße trägt.

So auf dem Bergekrücken,  
 Vor mir die blauen Höhen,  
 Jauchz' auf ich voll Entzücken:  
 Mein Land, wie bist du schön!



### Auf Wiedersehen.

Auf dem Friedhof zu Nordhausen  
 Ragt ein Kreuz, einfach von Stein,  
 Auf den Sockel grub der Steinmetz  
 Die paar güldnen Worte ein:  
 Auf Wiedersehn!

Auf dem Steinkreuz lehnet traurig  
 Auf den Stab gestützt ein Mann  
 Schaut zum Immergrün des Hügels,  
 Schaut am Kreuz die Worte an:  
 Auf Wiedersehn!



Ruft das Grab auch unerbittlich  
Nimmer — nimmer — nimmermehr!  
Strahlen ihm vom Steinkreuz Tröstung  
Doch die Worte inhaltschwer:  
Auf Wiedersehn!

Und sein Blick fliegt hoch nach oben  
Zu des Himmels blauem Zelt,  
Und die Lippen beben leise:  
„Ja, in einer bessern Welt  
Auf Wiedersehn!“

Seine Thränen rinnen nicht mehr,  
Von dem Antlitz wich der Schmerz,  
Und getröstet aus den Augen  
Spricht das treue Vaterherz:  
Auf Wiedersehn!

Auf dem Friedhof zu Nordhausen  
Wanderer, wer bist du? Sprich!  
Wer ich bin? Der Mann der Schmerzen  
Und der Hoffnung, das bin — ich.  
Auf Wiedersehn!



## Ludwig Mohr †.

Hessen, trauere!

Woh', deiner treu'sten Söhne einer sank ins Grab, —  
 Mit Flor umhülle deine Farben „Rot und Weiß“,  
 All' Schmuck und Bier aus echtem „Eddergold“ leg' ab,  
 Leg' Trauer an, ach Trauer, um den Sohn, den Greis  
 Von „altem Schrot und Korn“.

Hessen, trauere!

Ja traure um den Greis, — nein! traure um den Mann,  
 Der dir allzeit getreu. Der dir „in Freud' und Leid“  
 Stets alles gab, was nur der Beste geben kann,  
 Sein Herz voll Heimatlieb', ein Herz — such's weit und breit!  
 Von altem Schrot und Korn.

Hessen, trauere!

Beweine den Sänger vom grünen Fuldastrand,  
 Der dich, nur dich, besang, der deine Sagen hob,  
 Der manchen Eichenkranz um dich, sein Heimatland,  
 Um deine Helden wand, euch ehrend durch sein Lob  
 Von altem Schrot und Korn.

Hessen, trauere!

Dein Sänger ist verstummt. — Die Veier nicht mehr klingt,  
 Doch, — mahnend durch die Saiten geht — ein letzter Hauch,  
 Horcht, Hessen, auf den sanften Ton, eh' er verschwingt:  
 Bleibt treu der Heimat! bleibt, wie Mohr, nach Väterbrauch  
 Von altem Schrot und Korn!

Georg Schwiening.





## Henriette Keller-Jordan

eine Tochter von Schwester Jordan, Enkelin des bekannten Historikers Paul Wigand.\*) Geb. 1835 in Marburg, verlebte sie in Folge der Gefangenschaft ihres Vaters eine düstere Kindheit, erhielt ihre Ausbildung in einem Institut in Frankfurt, und verheiratete sich 1855 mit dem Kaufmann Keller, dem sie nach Mexiko folgte. 1863 kehrte sie mit ihrem Gatten nach Deutschland zurück, lebte mit ihm in Marburg und zog 1876 nach Tübingen. Seit 1886 hat sie ihren dauernden Wohnsitz in München, von wo aus sie ein Jahr lang (1887—88) Spanisch-Amerika besuchte. Beiträge (Novellen und Skizzen) von ihr sind in zahlreichen Zeitschriften zerstreut („Cottas Musenalmanach“, „Hessenland“ u. a.); sie ist Mitarbeiterin der „Allgem. Zeitung“ (München). — Sie veröffentlichte:

Mexikanische Novellen (1883). — Roderich Wallner (E.) 1883. — Natalie (E.) 1885. — Hacienda Felicidad (R.) 1886. — Die Grubers (Eine Erzählung aus Kurhessen) 1887. — Transatlantisches (Rn.) 1887. — Lebentiefen (Rn.) 1891. — Ausgewanderte (R.) 1893. — Großtante Helene (E.) 1899.

---

### Im Gerichtssaal.

Ein kalter, feuchter Novemberwind strich durch die Straßen der Großstadt, graue Wolken dehnten sich schwerfällig am Horizont und die Menschen in den Straßen fröstelten, hatten sich sogar teilweise in ihre Winterpelze gewickelt, ungefügig gegen das böse Wetter, welches erst einige Tage vorher die sonnige, herbe Herbstluft verjagt hatte.

In dem Gerichtsgebäude, welches die Ecke einer Straße bildete und dem Wind besonders preisgegeben war, standen die Leute in den Gängen und bliesen sich den warmen Hauch in ihre starren Finger.

Aber es schien, als ob die Herren in dem Gerichtssaal, in welchem die Angeklagten geängstet ihres Urteils

---

\*) Karl Samuel Wigand († 1805 in Kassel), der Vater Paul Wigands, war ein Neffe Gottscheds.

harrten, vielleicht des ungewohnten Wetters wegen, heute schneller und kürzer verhandelten; wenigstens leerten sich die Räume rasch und es war nur noch eine junge Frau, in deren Kleider sich ein kleines Mädchen verkroch, die, spät wie sie gekommen war, als Letzte hineingeführt wurde.

Als der Diener die Thüre öffnete, fiel das Licht des Fensters auf ihre Gestalt und beleuchtete ein wunderbar ausdrucksvolles, aber vergrämtes Gesicht.

Der Richter, der eben im Begriffe gewesen war, mit dem gewohnten Herrscherton sie aufzurufen, verstummte plötzlich und maß sie vom Kopf bis zur Sohle.

Da mußte ein Irrtum obwalten — sicherlich — das war ja doch — ja das war eine Dame, in Haltung, Ausdruck, in allem! Die stand nicht da wie eine Angeklagte, sondern hatte den Kopf stolz gehoben, als sei sie es, die zu gebieten habe.

Er sah sich verlegen nach dem Assessor und dem Referendar um, aber die waren beide tief über ihre Pulte gebeugt und hatten den Eintritt der jungen Person kaum bemerkt.

Die Angeklagte stand dem Richter kerzengerade gegenüber und schien von ihrer Unschuld so durchdrungen, daß er kaum den Mut hatte, das Verhör zu beginnen. Er war ein älterer Herr mit wohlwollenden Zügen, sah bald verlegen auf die Frau, bald auf das Kind; aber endlich begann er doch zu fragen, um den Irrtum aufzuklären:

„Wie heißen Sie?“

„Marie Bottmer.“

„Verheiratet?“

„Witwe.“

„Zeit wann?“

„Seit einem Jahre.“

Der alte Herr machte eine Pause und blickte über die Brillengläser hinweg, abermals forschend, in das junge, schöne Gesicht der Frau.

„Und der — der Stand Ihres — — Gemahls?“

Marie Bottmer senkte einen Augenblick das Gesicht. Was sollte sie sagen? Solange sie denken konnte, hatte sie ihn alt und krank gekannt — einen Stand — den hatte er nie gehabt. Aber gelehrt war er gewesen, hatte mit seinem Wissen so vielen geholfen — so vielen — — war das ein Stand?

„Nun?“ wiederholte der Richter.

„Privatgelehrter,“ gab sie rasch zurück.

„Um — Privatgelehrter — sonderbar.“

„Man hat Sie des Diebstahls beschuldigt, Madame; sind Sie davon unterrichtet?“

„Ja!“

„Sie sollen wiederholt Brot genommen haben in dem Bäckerladen in der Franz Josephstraße, aber das ist doch — selbstverständlich ein Irrtum.“

In dem Gesicht Marie Bottmers regte sich kein Muskel, sie stand stolz wie eine Königin.

„Was haben Sie auf diese Anklage zu erwidern, Madame?“ fragte der Richter weiter, immer mehr und mehr frappiert von dem Adel und der Schönheit dieser Büge.

„Nichts,“ sagte die junge Frau.

„Haben Sie, Sie selbst in der That dieses Brot genommen, Frau Bottmer?“

Der Richter hatte mild gesprochen, mit einem Ausdruck in der Stimme, in dem der Wunsch lag, sie möge ihm ein empörtes „Nein“, wie es in ihrer Haltung lag, entgegenschleudern.

Allein er irrte sich. Die junge Frau zog ihr Kind fester an sich und antwortete mit vibrierender Stimme:

„Ja, mein Herr, ich habe das Brot genommen, weil meinem Kinde hungerte.“

Es lag etwas Ergreifendes in ihren Worten und dem Ton ihrer Stimme — so sehr, daß auch die beiden Herren an den Pulken die Federn wie auf Kommando niederlegten und die Köpfe wandten. Die Augen des Assessors trafen einen Augenblick die ihren und er stand plötzlich auf, trat ans Fenster, öffnete es und legte sich weit hinaus.

„Greift Sie diese Affaire so an, Herr Assessor?“ fragte der Referendar, der ihm gefolgt war und die Hand auf seine Schulter legte; „die Person ist eine perfide Schwindlerin meines Erachtens; ich begreife unseren Chej nicht, der sonst so kurze Prozesse macht — er muß Feuer gefangen haben. Die Canaille ist hübsch, bei Gott.“ Und er drehte seinen Schnurrbart und sah frech in das starre Gesicht der jungen Frau. Sie beachtete ihn nicht.

Der Richter hatte eine Weile geschwiegen, er stand hier vor einem Abgrund von Elend, davon war er überzeugt; aber er mußte doch, wie es auch sein mochte, sein Verhör wieder aufnehmen.

„Hatte Ihnen Ihr Gemahl gar keine Mittel gelassen, Frau Bottmer?“ fragte er weiter.

„Nein, er war zwei Jahre bettlägerig, schwer krank.“

„Und Sie — konnten Sie nichts erwerben?“

„Ich war Arbeiterin in einem Putzgeschäft.“

„Warum blieben Sie nicht dort?“

„Weil — nun weil der Eigentümer es mir unmöglich machte. Doch wozu,“ unterbrach sie sich plötzlich,

den Kopf verächtlich in den Nacken werfend, „was ich auch versuchte, es mißglückte mir, man glaubte mir nicht, man verlangte Zeugnisse — und ich hatte keine, man hielt mich nicht für das, was ich bin, man beleidigte mich in jeder Beziehung.“

„Bitte, Herr Assessor,“ wandte sich jetzt der Richter an diesen, „schließen Sie das Fenster, es wird kalt und es ist keine Frühlingsluft, die da hereinweht.“

„Und so kam,“ fuhr Marie Bottmer fort, „so kam die Not über mich — die bittere Not — ich nähte für ein Geschäft, man bezahlte mich erbärmlich — und da kam ein Tag, an dem ich kein Brot hatte für mich und mein Kind — und da — da nahm ich es mir, Herr Richter,“ fuhr sie erregter fort, — „ich nahm es, denn Betteln hatte man mich in meiner Familie nicht gelehrt — und ich würde dasjelbe noch einmal thun — so wahr mir Gott helfe!“

Der Richter schüttelte den Kopf; er war tief bewegt — wenn sie die Wahrheit spräche? Die beiden Herren, zu denen er hinübersah, machten zweifelhafte Gesichter.

War sie am Ende doch eine von denen — und er ließ sich durch diesen Schönheitsadel verblüffen?

Frau Bottmer war noch bleicher geworden, bis in die Lippen hinein, sie senkte die langen Wimpern ihrer dunkeln Augen.

„Haben Sie denn keine Angehörigen, keine Eltern?“

„Nein. Meine Mutter starb, als ich zwölf Jahre alt war, und mein Vater sechs Jahre später. Er hinterließ nichts, obgleich er für vermögend galt.“ — Jetzt zitterte zum ersten Male ihre Stimme, und sie ließ sich erschöpft auf den nächsten Stuhl nieder.

„Wer war Ihr Vater?“

„Regierungsrat Thiesen in Stetten. Aber der Herr dort, Herr Richter,“ fuhr sie dann eisigkalt, mit angestrenzter Stimme fort, — „ein sonderbarer Zufall freilich — der Herr dort, Assessor von Palmer, der könnte Ihnen am besten Auskunft geben über meine Familie; mein Vater war sein Vorgesetzter, er war sehr bekannt in unserem Hause, sogar bis zu meines Vaters Tod mein Verlobter.“

„Wie, Assessor von Palmer?“

„Er könnte vielleicht erzählen, wie auch ein reines Mädchen aus gutem Hause — arm — —“

Sie unterbrach sich plötzlich selbst, der Herr Assessor stieß einen Fluch aus und wollte etwas sagen, aber der Richter legte gebietend die Hand auf dessen Arm.

„Und ich, ich bin nun wohl hier fertig,“ sagte Marie Bottmer, indes wieder ruhig und kalt, in das unheimliche Schweigen hinein. „Ich habe nach dem Buchstaben des Gesetzes meine Strafe verdient, Herr Richter, aber ich gehe so stolz ins Gefängnis, wie andere in den Ballsaal.“

„Nein, nein, nicht so, liebe Frau Bottmer,“ sagte der alte Herr, ihre Hand fassend, „mildernde Umstände entbinden Sie der Strafe. Aber es muß Ihnen geholfen werden. Sie müssen Arbeit finden — Sie müssen — wo wohnen Sie?“

„Brüdergasse 16, vierter Stock.“

„Gut, ich werde Sie noch heute mit meiner Frau aufsuchen; mein Schwiegersohn sucht eine Buchhalterin für seine Fabrik — oh, das läßt sich machen — alles! Es wird Ihnen wieder gut gehn, Frau Bottmer.“

Sie neigte sich über die Hand des alten Herrn und küßte sie.



Und während er sie hinausbegleitete, näherte sich der Referendar dem Herrn von Palmer.

„Donnerwetter, ist die schön, Palmer, und stolz und selbstbewußt — die hätte ich bei Gott nicht gelassen! Und das Kind, das bildschöne Kind, sollte man einem so alten, kranken Privatgelehrten kaum zutrauen.“

„Halten Sie Ihr Maul, Gabler — oder — —“

Der Richter trat jetzt wieder ein, und die beiden Herren beugten sich — wie vorher — über ihre Pulte!





## M. v. Eschen

Pseud. für Mathilde von Eschstruth, wurde 1839 zu Kassel geboren, wo ihr Vater Rittmeister in der kurfürstl. hessischen Garde du corps war, verlebte ihre Jugend, außer einigen Kinderjahren, während welcher ihr Vater in Hofgeismar stand, in Kassel und erhielt auch in einer dortigen höheren Töchterschule ihre Bildung. Frühzeitig ihren poetischen Träumereien nachhängend, schrieb sie im fünfzehnten Jahre ihre erste Novelle, erregte aber dadurch den Unwillen der Ährigen derart, daß man sie in eine Pension that, in der sie zur Verwaltung eines Haushaltes herangebildet werden sollte. Zurüdgekehrt, fügte sie sich gern in die häuslichen Beschäftigungen, genoß die Freuden der Gesellschaft, in welche sie bald eingeführt ward, veräuimte aber dabei ihre wissenschaftlichen Studien in keiner Weise. Als nach dem Umschwung der politischen Verhältnisse der Vater den Abschied genommen (1868), suchte sie sich eine eigene Wirksamkeit auf bauernbem Grunde zu schaffen. Sie bereitete sich auf das Examen für höhere Töchterschulen vor und ging nach Absolvierung desselben nach England, um sich dem Studium ihrer Lieblingsprache zu widmen. Ein Halsleiden setzte aber dem Unterrichten ein Ziel und so griff sie zur Feder. Die Dichterin lebt als Mitarbeiterin angesehener Zeitschriften in Kassel.

Schriften: Pension und Leben (E.) 1881. — Meines Lebens Roman (R.) 1886. — Kinderleben (E.) 1887. — Im Kampf (R.) 1889, III. — Zwei reiche Frauen (R.) 1892. — Menschen von heute (R.) 1894. — Inmitten der Bewegung (R.) 1895, II. — Unter den Tannen (R.) 1897. — Zur rechten Zeit (R.) 1897. — Die Nichten der Hauptmännin von Weilar (R.) 1898. — Mädchenchicksale (R.) 1899.

### Ein Dichter-Märchen.

Begungslos lag die junge Frau; sie wußte nichts von dem, was um sie vorging; es war Nacht und das Zimmer dunkel. Plötzlich wurde es hell; ein Engel trat herein; seine Hand reichte nach ihr hin; er wollte sie mitnehmen zum Fluge in die Höhe.

Da fiel sein Blick auf die Wiege, die neben der Mutter Lager stand, nun erst bemerkte er ein winziges, gleichsam zu einem Anäuel verwickeltes Wesen hier, dessen über den Tüchern und Lappen herausschauendes rundes, rotes Gesichtchen allein für seine Menschenähnlichkeit sprach.

Ein Schatten fiel auf des Engels lichte Stirn; er hatte Mitleid mit dem kleinen Menschen, der da vor wenig Stunden noch weich und sicher vor jedem Übel im Mutterschoß gebettet, jetzt allein, ohne helfende Hand sich durchringen sollte, wie durch die Tücher und Lappen, mit denen sie seine Glieder eingezwängt hatten, so auch durch alle Wünsche und Kämpfe, welchen das Leben den Menschen preisgibt, in denen er seine Freiheit bethätigt.

Und er beugte sich über den Knaben; seine Hand berührte ihm Haupt und Brust, auf dem Herzen blieb sie eine Weile ruhen:

„Ich will dir geben ein Dichter zu sein“, sagte er dabei und meinte, er habe dem jungen Wesen viel mehr gegeben, als er ihm nehmen könne, denn: „was die Welt an Glück enthält, ist dein“, fügte er hinzu.

Dennoch rollte eine Thräne über die Wangen des Engels; sie fiel gerade auf die Augen des Knaben, dessen Lider öffneten sich —, er sah in das heilig schöne Gesicht, das sich über ihn neigte.

Und es war, als ob die Strahlen, die von diesem ausgingen, sich alle wieder einten in den Augen, welche jene Thräne zum Sehen erweckt. Sie wurden immer größer, immer glänzender; auch dann, als der Engel mit der Mutter schied, sahen sie über der leeren Stätte, ringsum in dem dunkelen Raume immer noch den Glanz und das Licht, mit dem sie zu sehen gelernt hatten bei ihrem ersten Blick.

Und der Knabe wuchs heran, mit runden Gliedern, mit schlankrigen Gebärden, rosigem Antlitz oder hagern Zügen, je nachdem es das Wachsthum der Jahre mit sich bringt. Er aß und trank auch wie die anderen, einmal knapp, einmal für zwei; er lernte in der Schule

und tollte zu Hause; nur seine Augen, die blieben sich gleich und immer anders als die der Kinder um ihn her. Das Herz aber, welches des Engels Hand berührt, schlug in immer schnellerem Schlag, der des Knaben Wangen brennen machte.

Ein sehr erregbares, nervöses Kind nannte ihn der Arzt.

Und das Kind wurde ein Jüngling, ein Mann; aber auch jetzt noch blieben seine Augen die gleichen, wohin ihr Blick fiel, in der Erde Tiefen, in des Himmels Höhen, auf dem weiten, bunten Erdenrund sah er es wirken und weben wie mit Geisterhänden zu einem Reich von zaubervoller Schönheit, unendlicher Güte und seligem Frieden.

Und in dem Menschen — auch in dessen erbärmlichster Erscheinung entdeckte der Blick dieser wunderbaren Augen immer noch die Mühe, die sich jener Geist für seinen vollkommensten Ausdruck gegeben, — in einer vollendeten Gestalt aber sah er den Triumph, welchen die göttliche Idee über den Stoff gefeiert hatte.

Wohl wußte unser Mann auch von dem Kampf, dem Leid seines Geschlechtes. Doch über den Feldern, auf denen die Menschheit ihre Schlachten geschlagen, sah er den Lorbeer grünen und die Saaten reifen, um so üppiger — je mehr das Blut den Boden getränkt. Bei jedem Weinenden stand ein Engel, um die Thränen zu sammeln gleich leuchtenden Perlen zu einer Krone für die, welche die Kraft des Herzens aus dem Leide gerettet in der Liebe, die mit dem Leide erst wird. Die Flammen aber, welche das Herz eines Märtyrers verzehrt, sie schlugen zusammen in leuchtender Lohe, daß es licht wurde, auch in den dunkelsten Köpfen, in schmelzender Blut, daß die Ketten, sich lösend, zerfielen,

wo immer man einen gefangen gehalten, und die Menschen aufrecht stehen konnten und frei, den Blick in die Höhe nach der Sonne zu richten im Schauen und im Denken.

Mit seligem Entzücken schaute auch er in die Sonne, ihr Glanz blendete seine Augen nicht, im Gegenteil, es schien, sie wurden nur noch heller daran, denn wenn er sie zurückwandte auf die Erde, sah er in der trübsten Lache noch einen goldenen Widerschein.

Und des Mannes Herz schlug hoch in Dank und Entzücken für jenen Geist, der sich so wunderbar herrlich in all den Wundern seiner Welt offenbart; es schlug schneller und schneller; zuletzt hatte er ein Gefühl, als stiege es immer höher; es brannte wie Feuer in seinem Hals, in seinem Mund. Dann fiel es von seinen Lippen in glühenden Worten und begeistertem Sang.

Und er schenkte dem Menschen seine Lieder und meinte, er habe ihnen das Beste gegeben, was er geben, das Beste gethan, was er thun konnte.

Doch die kümmerten sich nicht darum.

Sie meinten, die Welt sei doch nur ein Konglomerat von Molekülen und Atomen, just wie es ein glücklicher oder unglücklicher Zufall zu stande gebracht habe oder bringt; ein „Meer von Trübsal“ oder auch ein Karneval —, vor allem aber, und auf jeden Fall, ein Preisrennen, bei welchem nur der Flinkste, öfter noch der Klügste an das Ziel — zum Preise kommt. Hierin stimmten nämlich alle überein, auch die, so zu dem Bekenntnis des melancholischen Dänenprinzen stehen; ebenso darin, daß Geld und Gut, Essen und Trinken und lustig sein das Beste bleibt.

Das that dem Sänger weh; er liebte seine Lieder

er sang deren noch mehr und immer schöner, auf daß das Herrliche, was er in ihnen gefeiert, doch endlich noch zu Ehren kommen möchte unter den Menschen.

Und so sang er und sang, und dabei merkte er es nicht, daß sein Hauswirt ihn immer höher logierte, seine Kleidung schlechter, seine Mahlzeiten knapper wurden, bis er eines Tages nichts mehr zu beißen und zu brechen hatte, einsam und allein auf einer kalten, feuchten Dachkammer am Fenster stand.

Nach altgewohnter Weise wollte er aufschauen zum Himmel, doch ein mächtiger Fabrikschlot in der Nähe spie seine qualmenden Massen aus, daß der Himmel und die Sonne hinter ihnen verschwanden.

Jetzt fühlte der Mann, daß er hungrig war, daß ihn fror; mehr aber noch quälte ihn die Sehnsucht nach dem verschwundenen Licht.

Doch immer mächtiger trieben die schwarz geränderten Wolken über seinem Haupte, jetzt löste es sich los aus ihnen wie ungeheuerliche Fragen, Teufel, wie sie der Volksmund nennt. Die lachten und höhnten ob den Klagen des Leidenden und meinten, es geschähe ihm schon recht, denn es ließe sich ja so gut leben in der Welt! Auch er hätte es prächtig haben können, wenn er nur hätte singen wollen, wie, ja nun, wie es den Leuten gefiele, zum behaglichen Geleit, zum fröhlichen Fortkommen in dem Rennen um den Preis, anstatt eigensinnig einen alten, längst aus der Mode gekommenen Wahn zu feiern mit seinem Lied!

Da wurde der Sänger zornig und bestand darauf, daß er keinem Wahne gehuldigt; daß, was er gesungen, nur Wahrheit gewesen, wie er sie gewiß und wirklich alltäglich mit seinen eigenen Augen schaue.

Da lachten aber die Teufel noch mehr. „Dann hast du eben einen seltsam unglücklichen Blick, wie er nichts taugt für die Welt,“ erklärten sie höhnisch zuletzt. „Und der hat dich hierher gebracht.“

Immer peinlicher nagte der Hunger in des Mannes Eingeweide, schüttelte der Frost seine Glieder; widerstandsloser fühlte er sich gegenüber diesem Hohn und seinem Geschick.

„Was siehst du denn jetzt?“ lachte ein kleiner Teufel schadenfroh in diese Qualen hinein. Und immer noch mächtiger fauchte der Schlot, daß es stockfinster ward ringsum.

Und eigentümlich, wie nun die Sehnsucht nach dem Licht sich in dem Mann steigerte mit fast wahnfinniger Angst, gefellte sich ihr zugleich das Verlangen nach dem Preis der Welt. Und er wurde zornig auf die Augen, die sein Schicksal geworden, und wünschte sie — zu allen Teufeln!

Spottend, höhrend in gellendem Triumph erschalle da ein Höllengelächter. Wie von übermenschlicher Gewalt getrieben, jagten die qualmenden Massen dahin; feurige Funken mischten sich drein. Sie blizten ihn an; sie sengten sein Haar, sprühten in sein Gesicht —, der Rauch benahm ihm Blick und Atem zugleich. Er schloß die Lider und sank zu Boden in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Es währte lange. Als er erwachte, saß er in einem kostbar eingerichteten Zimmer, vor einem kostbaren Schreibtisch; seine Feder flog über das Papier. Er meinte, es sei immer so gewesen und er habe seine ganze Vergangenheit nur geträumt: so wenig berührte ihn der Wechsel, so ruhig ließ ihn das Schreiben hier. Und weiter flog die Feder über Bogen und Bogen

dahin; dicke Bücher kamen zusammen. Sie gingen gut; die Leute fanden sich mit größter Bequemlichkeit darin zurecht und außerordentlich wohl dabei. Sie gerieten durchaus nicht in Versuchung, über irgend einem Gedanken zu brüten, was sie am Ende in der behaglichen Ruhe des Daseins gestört haben könnte — vielleicht gestört haben müßte: es gab absolut keine Gedanken hier.

Dafür ging es bei den Leuten im Buch ganz so her, wie bei ihnen auch, „tout comme chez nous“, was sie mit stiller Genugthuung empfanden, höchstens, daß sie sich jenen gegenüber noch sehr nobel und anständig in dem erhobenen Bewußtsein des eigenen Wertes erschienen: der eine, nein, so toll hatte er es nie getrieben; der andere, so erbärmlich und elend, jenachdem, solch ein Schurke war er nie gewesen. In einem Punkte aber stimmten sie sämtlich wieder überein, nämlich, daß sie es sich viel zu sauer hatten werden lassen, hinsüro aber fünf gerade sein sollte.

Dennoch, unser Dichter freute sich an seinen Werken nicht. Ob er auch wiederum nichts anderes erzählte, als was seine Augen gesehen; es wurde ihm sauer, auf dem Laufenden zu bleiben. Aber sein Zimmer war angenehm durchwärmt, Beilchen und Maiglöckchen dufteten darin, während draußen das Thermometer immer noch fünfzehn Grad unter Null stand, und nur das Eis Blüten an den Fenstern zeitigte. Das war doch auch etwas! Er trug einen ganzen, dazu elegant und modern gemachten Rock; aß gut zu Mittag, schlief ungestört von aufregenden Gedanken und Gefühlen, mißliebigen Geräuschen — wie es letztere in den armen Vierteln immer zu hören giebt — in einem weichen, warmen Bett und einem feinen, stillen Haus. Das



war noch mehr! Und wenn ihn das alles jetzt recht gleichgültig ließ, so kam das wohl nur daher, daß ihn das gute Leben schon blasirt gemacht hatte für alles Schöne und Gute in der Welt.

Auch Freunde kamen die schwere Menge. Sie fanden, daß er vortrefflich aussah, er gefiel sich durchaus nicht; sie bewunderten seine Meisterschaft, er konnte sich nicht helfen, er hielt nicht viel davon. Sie wurden nicht müde zu staunen über den wunderbar geschickten Blick, mit dem er verstand das Leben zu beobachten bis in seine schärfsten Einzelheiten: „echte Dichteraugen, die so schauen, ein echter Genius, der so nachschaffen kann“, meinten sie.

Wie eines Traumes erinnerte er sich da seiner früheren Lieder, ganz plötzlich fiel es ihm ein, wie sich seine Augen doch verändert hatten! — Groß waren sie immer noch —, aber der Staub und Ruß aus dem fauchenden Schlot hatten Spuren hinterlassen —, schwarze Ringe lagen darum; der Rauch hatte sie mit seiner ätzenden Schärfe gebeizt —, sie schmerzten bei jeder Bewegung; daher mochte es auch wohl kommen, daß ihr Blick seine weithin tragende Leuchtkraft verloren hatte und trübe erschien.

Er mußte die Lider zusammenkneifen, wenn er etwas sehen wollte; er gab sich Mühe zu sehen, mehr denn sonst. So sah er denn jetzt doppelt so genau und kritischer auch; aber nur, was die nächste Nähe bot, und nur so weit, als die Konturen reichten von dem kleinen Kreis, der sich um ihn bewegte.

Und da sah er denn, daß die Freunde doch nur kamen: die einen aus Eitelkeit, um sich seiner Bekanntschaft zu rühmen; andere, weil sie ihn fürchteten oder etwas von ihm zu erlangen hofften, denn er war zu

Stellung und Einfluß gekommen; viele auch, weil es Mode ist, daß man seinen Salon mit einem Dichter schmückt, wie man sonst gezähmte Raubtiere, fremde Vögel, mechanische Wunderwerke oder lebendige Narren, Affen und dergleichen hielt.

Es gefiel ihm schlecht; er kniff seine Augen immer mehr zusammen und sah nun immer noch schärfer und neue Dinge, die er sonst gar nicht bemerkt; z. B. in seiner lieben Freundin Natur eine große chemische Retorte, eine grausame Werkstätte des Lebens, bei deren Musterarbeit doch nur ein kleines Bankett für Wenige herauskommt. Ja sie erschien ihm wohl gar wie eine riesige Fabrik für Masken oder Illusionen, die jene große, unbewußt arbeitende Musterwirtschaft mit einer unglaublich schlaunen Berechnung ausgeflügelt hat, um das klügste und anspruchvollste, wie auch störrischste ihrer Geschöpfe, sonst Mensch genannt, über die Mühen und Schmerzen des Lebens hinweg, in hold bethörenden Wahn hineinzutauschen.

Und es ekelte ihm vor alle dem; aber er schrieb doch, und seine Bücher gingen noch besser. Zuletzt ekelte es ihn auch vor seiner Kunst, denn ob sich auch seine Augen verändert hatten, sein Herz war das gleiche geblieben, jene aber nur ein Austausch von Waren für Geld geworden, wie es jeder Kramladen kennt.

Und er hielt es nicht mehr aus. Er warf die Feder hin, verließ sein mild durchwärmtes Zimmer, trotz des Weilchen- und Maiglöckchendufts drinnen und der fünfzehn Grad Kälte draußen, sein gutes Leben, die Bewunderung und Dienstfertigkeit seiner Freunde. Es war ihm, als müsse er etwas suchen, was verloren gegangen, etwas vergessen, was er in einer bösen Stunde auf sich genommen —, und unaufhaltsam trieb es ihn fort.

Längst schon lag die Stadt hinter ihm; lange schon die Gefilde, von Menschen bewohnt; immer noch schritt er aus, ohne Ruhe und Raht, schnell, als müsse das Hallen seiner Tritte den wehen Schlag seines Herzens übertönen, bis er eines Tages nicht mehr weiter konnte, umsank und am Weg lag; ein Häufchen Elend, bei dem diesmal nur die verhärmten und abgehafteten Züge von einem Menschenleben erzählten.

Es war ein Sommerabend. Lau spielte die Luft um des Mannes Schläfen, wie eine liebe Hand; das Licht in den Blättern über seinem Haupte, daß sie flimmerten in dem funkelnden Schein, wie zum freundlichen Gruß. Auch die Ähren auf dem Feld nickten nach ihm hin, ein goldig leuchtendes Meer, große blaue Blumen schauten unter ihnen hervor, wie ein sanft tröstender Menschenblick. Leise nur zwitscherten die Vögel an dem Rain, doch so süß, so entzückend süß, als lebe das köstlichste Geheimniß in ihrem flüsternden Laut; aus der Ferne aber klangen die Glocken herüber, feierlich und froh wie ein Abendgebet.

Wunderbar begann es sich da in seinem Herzen zu regen, erst leise, dann mit immer schnellerem, stärkerem Schlag. Er blickte hinauf, und ob ihn auch die vom Rauch gebeizten Augen schmerzten, sein Blick folgte dem Licht, wie es Himmel und Erde zugleich mit seiner Blut eben umfing.

Und plötzlich stand auch er wieder leuchtend vor seiner Seele, der Traum, den er dumm und thöricht genannt, und licht wurde es in ihr; es war doch die Wahrheit gewesen, was er einen Wahn gescholten, er aber ein wahnwitziger Thor, daß er die Augen vertauscht, um dem Leid zu entgehen, daß nun einmal der

Preis ist für ihr Glück! Denn so elend, jammervoll elend war er doch jetzt erst geworden.

„O, nur noch einmal schauen,“ jammerte er, „wie es mir einst gegeben, nur noch einmal singen, mein Gott, von dir und den Wundern deiner Welt. Gern stürbe ich dafür!“

„Wirklich?“ fragte eine Stimme mild, doch ehern von Klang, wie die Glocke auf dem Turm.

Länger schon, ohne daß er es bemerkt, war ein Wanderer den Schritten des Mannes gefolgt; lautlos trat er jetzt neben ihn hin.

Unser Mann erschrak; denn dieser Wanderer sah aus wie ein Gast aus fernem, fremdem Land, seine Gestalt schien übermächtig groß, schattenhaft licht, doch grauenhaft ernst.

Aber das Grauen beirrt die vom tiefsten Gram umfangene Seele nicht mehr. „Doch“, — er blieb seinem Wort getreu.

„So siehe mich an und singe, was du siehst,“ sagte der Fremde da.

Und der Mann wandte seine Augen nach ihm hin —, die Thränen aber, die ihnen entströmt, hatten den Staub und den Ruß gelöst, die dunklen Ringe mit fortgenommen, geheilt, was die ätzende Schärfe des Rauches verwundet, mit ihrem wunderthuenden Raß. Hell wieder leuchtete ihr Stern, hastete ihr Blick auf dem Antlitz des Fremden.

Nun sah er einen Engel, der mit weicher Hand zur Ruhe bettet die, so ihrer bedürfen, mit starkem Arme heimwärts führt die, denen das Herz vor Heimweh bricht; einen Engel, der jeder Neue und jedem Leid ein Ende setzt, indem er das Unvollkommene aufhebt, auf daß mit neuem Leben auch

neuer Raum für das Vollkommenere wird; einen Gesandten der Liebe, welche die Welt geschaffen und überwindet, in dem Genius aber ihre höchste Offenbarung gefunden hat.

Und dieser Engel reichte unserem Mann seine Tafel und seinen Stift.

Und noch einmal strahlten seine Augen in dem alten Glanz; schlug sein Herz schnell und hoch, wie in der Jugendzeit; schrieb er nieder alles, was der Blick seines Genius geschaut, erst mit seinen Thränen, dann mit seines Herzens Blut.

Als der letzte dieser roten Tropfen versiegt war, sank er nieder. Der Engel aber umschlang seinen Leib, trug ihn mit sich fort, hoch, immer höher, hinauf zu dem weiten Himmelsraum.

Die Lieder jedoch entfielen des Sängers mehr und mehr sich lösender Hand; der Wind trug sie über die Welt, hierhin, dorthin: keines ging verloren.

Die Leute meinten nun, sie seien direkt vom Himmel gekommen, und lasen eifrig darin. Keines ihrer Worte verblich: denn was mit Blut und Thränen geschrieben, kann nicht verlöschen, und was die Hand des Todes gezeit, dem kann die Welt nichts mehr anhaben.





## Erna Ulmers

Pseudonym für Erna Brauer. Geb. 1843 in Kassel als die Tochter des Akademiedirektors Professor Brauer. blieb unverheiratet und lebt in Kassel. 1897 erschien von ihr:

„Herzen s blüthen“, eine Sammlung von Gedichten und Sinnsprüchen.

---

### Kirchenglöckchenklänge.

Frühmorgens in des Sonntags Stille,  
Der bunten Traumwelt kaum entrückt,  
Da haben Kirchenglöckchenklänge  
Mir Herz und Seele tief erquickt.

Und leicht wie Nebelduft entschwebte  
Da jede Last, die auf ihr lag,  
Ihr war der beste Trost gegeben —  
Und reicher Segen für den Tag . . .



### Drei Sterne.

Drei Sterne führen uns durchs Leben,  
Ihr milder Glanz erhellt die Bahn,  
Auf der der Fuß im Weiterstreben  
Sich, ach, so leicht verirren kann.

Wir leben hier ja nicht im Schauen,  
Im Glauben nur, der Wahrheit Kind,  
Auf daß wir, fest im Gottvertrauen,  
Auch ihrer einstens würdig sind.

Und Liebe bleibt die Himmelsleiter,  
Die über Niedres uns erhebt,  
Auf der wir klimmen weit und weiter,  
Bis uns ein höh'res Sein belebt.

Die Hoffnung aber führt uns leise  
Hin durch des Lebens bunten Tanz  
Und winkt in ihrer milden Weise  
Sanft tröstend mit dem grünen Kranz.





## Richard v. Borberger

geb. am 6. Januar 1843 zu Raboldshausen im Kreise Homberg, studierte, nachdem er das Gymnasium zu Fulda absolviert hatte, in Marburg und München Rechtswissenschaften, war dann längere Zeit im praktischen Justiz- und Verwaltungsdienst beschäftigt und lebt gegenwärtig als Privatmann in Fulda. — Beiträge von ihm in verschiedenen Blättern.

Werke: Theodor Körner. Ein Sonettentranz. 1870. — Zur Erinnerung an große Tage (Gesammelte Gedichte aus den Jahren 1870 und 1871.)

---

### Lühows wilde Jagd.\*)

#### I.

Zu Rochau war's, da stand um den Altar  
In des geweihten Gotteshauses Hallen,  
Bereit, für Deutschland in den Tod zu wallen,  
Des tapfern Lühow außerles'ne Schar.

Zum Adler der geweihten Fahne war  
Die Hand emporgehoben hoch von allen,  
Und laut den Schwur der Treue ließ erschallen  
Ein Chor von Männerstimmen fest und klar.

Freiwillig waren sie des Königs Ruf  
Gefolgt, zu kämpfen für die heil'ge Sache  
Des Land's, das sie als tapf're Söhne schuf.

Ein jeder schwur hier Deutschlands Todfeind Rache,  
Und laut erscholl des edlen Sängers Ruf  
Durch Deutschlands Gau'n: „Frisch auf, mein Volk,  
erwache!“

---

\*) Aus dem Sonettentranz „Theodor Körner“.



## II.

Wie grüßeſt du, o Schwert an meiner Linken,  
 So innig mich mit freudenhellem Strahl,  
 Als ſehnte innig ſich dein ſchneid'ger Stahl,  
 Der wälſchen Unterdrücker Blut zu trinken.

Sei nur getröſtet, denn mich will's bedünken,  
 Als ende bald ſich deiner Ruhe Dual:  
 Schon ſeh' ich fern im hellen Morgenſtrahl  
 Der Feinde Schwerter und Gewehre blinken.

Drum laß uns nun vereinen unſer Streben,  
 Schon ruſt zum Kampf die Schlachttrompete laut:  
 Sieg oder Tod! Denn ohne Sieg kein Leben.

Laß laut die Luſt von deinen Schlägen beben;  
 Komm', ſpate dich! — Der Hochzeitſmorgen graut,  
 Folg' mir zum Tanz, Hurra, du Eiſenbraut!

## III.

Waß glänzt dort leuchtend von deſ Waldes Nacht?  
 Eß blißen fernhin ſichtbar die Gewehre,  
 Und dumpf erſchallen mächt'ger Hörner Chöre  
 Herüber, wie ein Choruß der Schlacht.

Daß ſind Bükowſche Scharen, „wilde Jagd“  
 Genannt, weil tollkühn auf dem Feld der Ehre  
 Deſ Kriegß Arbeit ſie führen auß, die ſchwere,  
 Nur auf der Fahne Glanz und Ruhm bedacht.

Auß Vaterland nur richtet ſich ihr Blick,  
 Ob auch der Tod ſchon ihrer manchen rief;  
 Veneidenswert nur ſcheinet ſein Geſchick.

Nichts ſchreckt von ihrem Ziele ſie zurück;  
 Eß iſt kein Berg zu hoch, kein Strom zu tief, —  
 Sie wagen's, denn dem Mut'gen hilft daß Glück.

## IV.

„Sie haben mit dem Teufel sich verbunden!“ —  
 So spricht der Feind, in bleicher Furcht erzitternd,  
 Wenn, vor der schwarzen Jäger Mut zersplitternd,  
 Er deutscher Männerarme Kraft empfunden.

„Tod und Vernichtung den verweg'nen Hunden!“ —  
 Tobt der Cäsar, der Deutschen Stärke witternd,  
 Die seiner Herrschaft morschen Bau erschütternd,  
 In Lützows Schar die Vorhut hat gefunden.

Leicht auch die Macht gewalt'ger Heeresmassen  
 Ihm nicht den Arm, den Gegner zu erdrücken,  
 Weiß er durch Kühnheit doch ihn fest zu fassen.

Denn wo des Kaisers Adler sich läßt blicken,  
 Sind auch die Jäger da und nirgends lassen  
 Sie rasten ihn, das müde Schwert zu zücken.





## Franz Treller

geb. 1843 zu Kassel, absolvierte das Gymnasium dortselbst und wandte sich dann der Bühne zu. Er wirkte an den Theatern zu Bremen, Oldenburg, Königsberg und 15 Jahre als Regisseur am ständischen Theater zu Riga. Der Brand des dortigen Theaters setzte seiner Thätigkeit ein Ziel; Treller kehrte in seine Vaterstadt zurück, übernahm hier die Redaktion der „Allgem. Zeitung“, legte sie aber bald nieder und lebt als freier Schriftsteller in Kassel.

Von seinen Schriften seien hier erwähnt: Des Königs Narr (Schsp.) 1873. — Wela (Erz. a. deutscher Vorzeit) 1886. — Philipp der Großmütige (Volkschsp.) 1890. — Marieleis (Erz.) 1891. — Die heilige Nacht (Weihnachtsp.) 1891. — Vergessene Helden (Erz.) 1892. — Gustav Adolf (Volkschsp.) 1894. — Was ich me so gedacht hon (Erlebnisse und Erinnerungen eines alten Kasselerers) 3. Aufl. 1895. — Beiträge von ihm im „Hessianland“, „Rigaer Dichterbuch“ u. a.

### Des Landsknechts Heimkehr.\*)

(Der Landsknecht spricht:)

„Ich war im Lande Italia  
Bis weit hinab zum Süden,  
Ich habe die ewige Roma geschaut,  
Und auch Neapolis war mir vertraut  
Wie des Vesuvius dunkles Haupt.

Und wahrlich, es hat des Schöpfers Hand  
Gar liebliche Schönheit ergossen  
Auf jenes vor allen gesegnete Land,  
Von blauen Meeren umstossen.

Doch rings umgeben von Glanz und Pracht,  
Die vom Himmel, von sonniger Erde lacht.

\*) Aus einem unvollendeten Werke.

Blieb mir in der Brust ein Sehnen zurück,  
 Ich wußte mir's selbst nicht zu deuten:  
 Es fehlte mir etwas zu meinem Glück  
 In all den Herrlichkeiten. —

Erst als nach langer, wilder Fahrt  
 Mich wieder umfing die heimische Art,  
 Des Hessenlands Wälder mir rauschten,  
 Und freudeeschauernd dem wonnigen Klang  
 Das Ohr und die Seele lauschten.

Als ich von der Höhe im schattigen Thal  
 Der Kindheit Wiege erblickte,  
 Und alles umher vieltausendmal  
 Mir grüßend entgegennickte,  
 Da zog mir wieder ins Herz hinein  
 Des Jugendglückes sonniger Schein.

Da fühlt' ich, daß nimmer und nimmer zerreißt  
 Das uralte, heilige Band,  
 Das des Hessen Herz knüpft für alle Zeit  
 Uns liebe Heimatland.

Da fühlt' ich, daß ich zurückgekehrt  
 Zur Mutter, die mich geboren,  
 Mit strahlendem Lächeln empfing sie den Sohn,  
 Der so lang in der Fremde verloren. —

Und nimmer treibt wieder zur Ferne mich  
 Ein ungestüm eitel Verlangen,  
 Rein, liebend soll mich, gleich Mutterarm,  
 Auch in dem letzten Schlafe noch  
 Des Hessenlands Erde umfassen.“



### König Haralds Grab.

Zahllos ist das Heer des Normanns,  
 Das er führt an Englands Küste  
 Mit des Papstes bestem Segen —  
 Finstern Ehrgeiz zu genügen,  
 Und an Alfreds heil'ge Krone  
 Seine Eisenfaust zu legen.

Kämpft vom Morgen bis zum Abend  
 Mit den kühnen Angelsachsen,  
 Die in blutig-ernstem Ringen  
 Mutig, todesfreudig fochten,  
 Bis den letzten ihrer Krieger  
 Todeschatten schwarz umfingen.

Stritten für des Landes Freiheit,  
 Für das heiligste der Güter  
 Auf des Vaterlandes Boden;  
 Stritten stolzer Siegeshoffnung,  
 Bis ihr tapfrer König Harald  
 Seufzend ging ins Reich der Toten.

Und der Abend sinkt hernieder  
 Auf das Leichenfeld bei Hastings,  
 Wo die toten Sachsenhelden,  
 Rings um ihren König ruhend  
 In des Todes starrem Schweigen,  
 Dieses Tages Ausgang melden.

Und der Abend sinkt hernieder,  
 Grauensvollen Kampfes Spuren  
 Hüllend in den dunkeln Schleier,  
 Während im Normannenlager  
 Jubelschall und Becherklingen  
 Ründen frohe Siegesfeier.

Denn der wilde Normannherzog  
 Feiert auf der blut'gen Stätte  
 Unter Freund- und Feindesleichen,  
 Jubelnd in die nächt'ge Stille,  
 Dieses Tages glorreich Ende,  
 Seiner neuen Herrschaft Zeichen.

Auf dem dunklen Schlachtfeld aber  
 Gehen still zwei alte Mönche  
 Zu den starren Schläfern allen,  
 Suchen ihren König Harald,  
 Der mit dem Verhängnis kämpfte,  
 Unterlegen und gefallen.

Finden ihn, den Heldenkönig,  
 Unter einem Haufen Feinde,  
 Die sein Arm darniederstreckte —  
 Finden ihn so still und ruhig,  
 Ihn, des stolzes Augenblitzen  
 Sonst die wild'ften Feinde schreckte.

Und sie gehn zum Normannherzog,  
 Der beim Siegesmahle weilte,  
 Knien vor dem Sieger nieder,  
 Thränen in den Augen, sprechend:  
 „Hast den König uns erschlagen,  
 Gib uns jetzt den Toten wieder.“

„Daß im Kloster uns begraben  
 Unfern guten, treuen König,  
 Den dein Schwert hier überwunden;  
 Wirft den tapfern Feind wohl ehren,  
 Der im Kampf für Englands Freiheit  
 Hier empfing die Todeswunden.“

„Wollen Lösegeld auch zahlen,  
Hier zwölf Goldstück, Klosters Reichthum,  
Alles, können mehr nicht geben.  
Harald gab's uns, nimm es für ihn.“  
Finster wird des Herzogs Stirne,  
Und er spricht mit Zornesbeben:

„Feierlich wollt ihr begraben,  
Den der Kirche Spruch verfluchte?  
Den Gebannten wollt ihr ehren?  
Hier verscharret ihn, am Strande,  
Den im Wahnsinn er verteidigt;  
Kann noch tot den Feinden wehren.“

Bleich, erbebend stehn die Greise,  
Und des Herzogs Ritter murren  
Ob dem grausen Hohn der Rede.  
Doch der ältere der Mönche  
Spricht, im Auge stolzes Leuchten:  
„Das ist hehre Leichenrede!“

„Ja, sein Schatten wehre zürnend,  
Schützend seines Volkes Freiheit,  
Jeden Feind von Englands Erde,  
Daß des Heldenkönigs Name,  
Der fürs Angelland gestorben,  
Seines Volks Palladium werde!“

„Du hast recht, hier an dem Strande,  
Den er bis zum Tod verteidigt,  
Legen wir den König nieder;  
So schläft er in Englands Armen,  
Und des Meeres freie Woge  
Singet ihm die Totenlieder.“



## Der Ehrenplatz.\*)

Cäsar Claudius lud zum Spiele  
 Im Theater des Marcellus  
 Romas Edle, seinen Hofstaat,  
 Und viel schön geschmückte Frauen.  
 Lud auch gnädig die Gesandten  
 Der Armenier und Parther,  
 Ja, selbst rauhe Nordlandsjöhne  
 Aus Germaniens Waldeschluchten,  
 Anzustaunen seine Pracht  
 Mehr noch, als die Mimen Spiele.

Doch Armeniens Abgejandte,  
 Und der Parther, setzt er vorne  
 Zu den edlen Senatoren,  
 Nahe hin zu der Orchestra,  
 Um sie also hoch zu ehren.  
 Und die Männer aus Germanien,  
 Diese ungefügen Necken,  
 Hinten ins Gedräng des Volkes —  
 Zu viel Ehre noch den Bären  
 Aus des Nordens Eiseiwäldern.

Spricht der älteste der Deutschen,  
 Boewolff, Sohn Athalarichs,  
 Aus dem alten Wolfsgejchlechte,  
 Daß von Wodan selber stammet:  
 „Seht doch, die geleckten Buben  
 Aus dem Lande weit im Süden,  
 Die mit ihren glatten Stirnen  
 Mutter Erde gleich berühren,

---

\*) Nach Suetonius.



Stehn sie vor dem Herrscher Romas,  
 Sizen vorne dicht beim Spiele,  
 Bei den rotumsäumten Mänteln —  
 Sicher ist's der Ehrenplatz.  
 Kommt, wir nehmen, wie's gebühret  
 Männern aus Luiskons Blute  
 Und Gesandten deutschen Volkes,  
 Unfern Platz in erster Reihe!“

Und sie thaten wie er sagte,  
 Etwas rauh zwar, aber artig,  
 Kannten nur ein Häuflein Volkes  
 Sänftlich auf die Erde nieder,  
 Brachen einige Römerrippen  
 Auf dem Wege zur Orchestra,  
 Stießen dort die Senatoren  
 Von den schöngefügtten Sesseln,  
 Rahmen darauf ganz gelassen  
 Ihren Platz in erster Reihe.

Staunend sieht der Cäjar Claudius  
 Wie die Stützen des Senates  
 Zählings auf den Boden fliegen.  
 „Was befällt euch, ihr Barbaren?“

„Hast vergessen, Häuptling Romas,  
 Was du freien Männern schuldig —  
 Sehest Sklaven der Asiaten,  
 Die sich gleich zur Erde beugen,  
 Bei dem Rauschen deines Mantels,  
 Hinter Romas edle Väter?  
 Nun, so müssen freie Männer  
 Aus dem Volke der Germanen  
 Sizen auf dem Platz der Väter.

Denn vor allen auf der Erde  
 Ragt der Freie deutschen Blutes,  
 Der sein Knie noch niemals beugte,  
 Als vor seiner Götter Hoheit.  
 Sind jetzt auf dem Ehrenplatze,  
 Wie er sich für uns gebühret,  
 Die Gesandten deutschen Volkes,  
 Und — wir werden ihn behaupten.“

Zitternd stehn die Senatoren,  
 Drohend murmelt rings das Volk,  
 Romas zarte Damen kreischen  
 Und die wilden Prätorianer  
 Greifen schon nach ihren Waffen.

Doch die deutschen Degen stehen,  
 Festgestützt auf lange Schwerter,  
 Blicken furchtlos ins Gedränge,  
 Ragend, hoch, gleich Meeresfelsen,  
 Aus dem wilden Gischt der Brandung.

Und der Cäsar, guter Laune,  
 Hält vor Lachen sich das Bäuchlein  
 Bei der rohen Deutschen Troßen  
 Und der Angst der Senatoren,  
 Winket Ruh' den Prätorianern,  
 Ruft den Deutschen lachend zu:  
 Setzt euch nieder, ihr Barbaren,  
 Habt den Ehrenplatz erworben,  
 Niemand soll euch sein berauben.  
 Wollte, meine feinen Römer  
 Hielten stetig so auf Ehre!“  
 Und die Deutschen blieben sitzen.

Und es hofft, der dies gesungen,  
Daß der Ehrenplatz der Völker  
Stets von Deutschen eingenommen,  
Daß auch allzeit deutsche Helden  
Sind bereit, ihn zu erkämpfen.





## Anna Stirn-Nivière

geb. 1843 in Kassel, verlor schon im zartesten Kindesalter ihren Vater. Die Pflege ihrer poetischen Empfindungen, die sich sehr früh bemerkbar machten, dankte sie einer Verwandten und dem hessischen Dichter Christian Lewalter (†). 1865 verheiratete sie sich mit dem Kurfürstl. = Hess. Haushofmeister Stirn. 1873, als sie, der Fähigkeit des Gehens beraubt, ihre Thätigkeit im Haushalt aufgeben mußte, wandte sie sich ganz der Dichtkunst zu, und fand hier einen Trost für ihr schweres Geschick. — Sie verfaßte:

„Heideblumen“ (Ge.) 1874, mit einem Vorwort von Elise Polko, 3. Aufl. 1880. — „Hellbunzel“, eine Sammlung vermischter Gedichte, Sprüche und Aphorismen, 1898. — Beiträge von ihr im „Hessenland“, in verschiedenen Localblättern u. a.

### Du gehst so kalt an mir vorüber.

Du gehst so kalt an mir vorüber,  
Als hättest du mich nie gekannt,  
Als hätt' in deiner nie gelegen  
Einst hoffnungsfreudig meine Hand.  
Als hätt'st du nie das Wort gesprochen,  
Das mir ein Zukunftsglück verhieß,  
Und nichts an mir, gar nichts verbrochen,  
Als mich dein treulos Herz verstieß.

Du gehst so kalt an mir vorüber,  
Raum, daß mich streift ein rascher Blick —  
Und trugst doch einst in deinen Händen  
Mein ganzes Mädchen-Jugendglück.  
Vorbei! Mir ward ein Friedenshafen,  
Nach all den Kämpfen stille Raft —  
So möge Gott nie an dir strafen,  
Was du an mir gesündigt hast.



## Es war ein Traum.

Es war ein Traum, der mich zurückgeführt  
 In meiner Jugend sonnig-schöne Tage,  
 Wo Blumen mir erblüht im grünen Hage  
 Und Vogelsang mein Herz so tief gerührt.  
 Es war ein Traum!

Es war ein Traum. — Du knietest neben mir  
 Und küßtest mich auf Wangen, Mund und Hände,  
 „Ich liebe dich, ich lieb' dich ohne Ende —  
 Und nur der Tod kann scheiden mich von dir!“  
 Es war ein Traum!

Es war ein Traum. — Der Sommer ging zur Rüst  
 Und Herbstesnebel fingen an zu wogen —  
 Als in die Ferne, weit, weit fortgezogen  
 Er, der geliebt mich endlos — und geküßt.  
 Es war ein Traum!

Es war ein Traum, ein Traum, der hold begann,  
 Als noch die Blumen blühten in dem Hage,  
 Sie welkten längst — und leis wie trübe Klage  
 Tönt nun der Amsel Lied durch Hag und Tann  
 Es war ein Traum!



## Die Erde schlummert . . .

Die Erde schlummert in stiller Ruh,  
 Am Himmel glänzen die Sterne;  
 Der Mond grüßt leise, ich nicke ihm zu,  
 Und träume mich in die Ferne.

Hell glänzt ein Stern über seinem Haus,  
 Darin er mir Liebe gelogen;  
 Du glänzender Stern, lisch aus, lisch aus,  
 Er hat mich verraten, betrogen . . .





## Gustav Kastrop

geb. 1844 zu Salmünster, besuchte das Gymnasium zu Göttingen, und nachdem er den Beruf als Apotheker aufgegeben, 1871—74 das Konservatorium zu Stuttgart. Hier entstand sein erstes größeres Werk, „König Elfs Lieder“, eine lyrische Rhapsodie, 3. Aufl. 1888. Von 1874—77 war er Lehrer an der großherzoglichen Orchesterschule in Weimar, wo der Verkehr mit Franz Liszt und andern hervorragenden Künstlern nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Hier entstanden seine weiteren Dichtungen „Doruröschchen“ (Dr. M.), „Gnomemärchen“ (M.), „Suleika“ (Dr. G.). 1877 unternahm er mit dem Maler Karl Gehrt's Reisen durch Oberitalien und wohnte dann vorübergehend in Gotha, Graz, Stuttgart, Darmstadt, Wien, Weimar, Salmünster, Hannover. Lebte gegenwärtig als Musiklehrer in Hildesheim.

Es erschien ferner von ihm: *Rain* (Ep.) 1880. — *Heinrich von Osterdingen* (Ep. G.) 1880. — *Agamemnon* (Tr.) 1890. — *Gunhild* (Helbengeb.) 1891. — *Fantasiën und Märchen* 1890.

---

### Hessisches Reiterlied.

Drei Rosen blühen so blutig rot,  
Der Morgen dämmert, es lauert der Tod.

Und reiten wir auch in die blutige Schlacht,  
Dein' hab' ich all' meiner Tage gedacht.

Bei Tag, wenn die Blumen allüberall blühen,  
Des Nachts, wenn die Sterne am Himmelzelt glühen.

Und trifft eine Kugel ins Herz hinein,  
Du sollst mein allerletzter Gedanke sein.



## Aus „König Elfs Liedern“:

## I.

Zwei dunkle Augen folgen mir nach,  
 Wo immer ich weile, ob schlummernd, ob wach,  
 Die blicken mit klagend mildem Schein  
 Mir wundertief in die Seele hinein.

Und schließ' ich abends die Augen zu,  
 Dann folgen sie mir in des Traumes Ruh,  
 Und werd' ich dereinst zu Grabe gebracht,  
 Dann träum' ich davon in der Todesnacht.

## II.

Es glänzen Wald und Berge allzumal,  
 Vom Licht des Mondes zaubrisch überflossen,  
 Im tiefen Schlummer liegt das weite Thal,  
 Vom Nebel halb verschleiert, hingegossen.

Die Blumen atmen still in süßer Ruh,  
 Wie träumend rauscht es in den alten Linden,  
 Und alles ist so heimlich still — nur du,  
 Nur du, mein Herz, kannst keine Ruhe finden.

## III.

Es ist dein dunkles Auge  
 Ein tiefer, stiller See,  
 Darin ist längst versunken  
 Meine Sonne und mein Weh.

Es schlummert meine Seele  
 Darin seit Jahr und Tag —  
 Wird wohl die Stunde kommen,  
 Die sie erlösen mag?

## IV.

Es war so zart, so mild wie Blumenduft,  
 Wie Sternenlicht am weiten Himmelstraum,  
 Ein Klang, der leise zittert durch die Luft,  
 Von Glück und Liebe war's ein kurzer Traum.

Es schwand, wie wohl beim Abendsonnenschein  
 Ein leuchtend Wölkchen ist verweht, vergangen,  
 Und einsam bin ich nun — so ganz allein —  
 Und ewige Nacht hält meinen Geist umfangen . . .



## V.

Die Sonne leuchtet auf am Himmelssaume,  
 Der Wettersturm ist endlich fortgezogen,  
 Noch grollen wohl des Meeres grüne Bogen,  
 Doch die Natur erwacht aus ängstlich wildem Traume.

Vom Hauch des Frühlings ist der Schnee zerflossen,  
 Kahl ragen rings die schwarzen Felsengipfel,  
 Zerknickt ist manchen Baumes stolzer Wipfel,  
 Wenn unten freudig grün auch noch die Gräser sprossen.

Die hohen Ufer hat der Bach durchbrochen,  
 Dampf brausend wälzt er sich zum Meeresstrande  
 Und stürzt sich donnernd von dem Bergestrande,  
 Daß unten, wild empört, hochauf die Wogen kochen.



## VI.

Im zitternden Mondlicht wiegen  
 Schlummernde Blumen sich sacht,  
 Meine Gedanken fliegen  
 Heimlich zu dir durch die Nacht.



Und ich möchte fliegen mit ihnen  
 Still durch den heiligen Raum, —  
 Ist dir mein Bild nicht erschienen,  
 Schummerndes Liebchen, im Traum?

## VII.

Die Waldhorntöne verklingen  
 In weiter Ferne bald,  
 Es senken des Schlummers Schwingen  
 Sich nieder auf den Wald.

Aus knospenden Blütenzweigen  
 Quillt es wie Liederklang,  
 Wie sehnsuchtsfühligen Reigen,  
 Wie jubelnder Liebesgesang.

Und durch der Drossel Lieder  
 Ist auch der Mond erwacht,  
 Der sendet grüßend hernieder  
 Silberne Strahlenpracht.

Wie einsam muß ich hier liegen! —  
 O könntest du bei mir sein!  
 In Schlummer wollt' ich dich wiegen  
 An meinem Herzen ein.

Da solltest du selig träumen  
 Und heimlich säng' ich dir zu  
 Von Mondlicht, schlummernden Bäumen  
 Und dämmernder Waldesruh.

## VIII.

Der Mensch durchfährt gleich einem Schiff  
 Des Lebens weites Meer,  
 Es droht ihm manches scharfe Riff,  
 Der Sturm wirft ihn umher.

Und Sorgen nimmt er mancherlei  
 Als Frachtgut auf die Fahrt,  
 An fremden Ländern geht's vorbei,  
 Das ist des Reisens Art.

Das Segel muß die Hoffnung sein,  
 Das Ziel ist wohl der Tod,  
 Und läuft er in den Hafen ein,  
 Dann endet alle Not. —

## IX.

O könnte nur einmal mein müdes Haupt  
 An deinen Busen sich schmiegen,  
 Wenn Vöglein singen und dichtbelaubt  
 Der Eichen Wipfel sich wiegen.

Du solltest mir dann ein liebes Wort  
 Zum ewigen Abschied sagen, —  
 Ich küßte dich weinend und wanderte fort  
 Und wollte nie mehr klagen.





## Friedrich Elard Biskamp

geb. den 11. Februar 1845 in Raffenerfurth, studierte in Göttingen, Erlangen und Marburg Theologie, wurde nach der Hauslehrerzeit Rektor und Pfarrer, 1887 Pfarrer in Baate a. d. Weser, 1889 Metropolitan daselbst.

### Heimat.

Heimat, o du lieblich Wort,  
Tönst ins Herz mir immer wieder.  
Heimat, herrlichster Accord,  
Wunderbares Lied der Lieder.  
Heimat, klein, doch unermessen,  
Nimmer kann ich dein vergessen.

Hab' so manches treue Herz  
Draußen in der Welt gefunden,  
Und es ward in Ernst und Scherz  
Manches Freundschaftsband gebunden.  
Trotz der Seelen Harmonie,  
Zu der Heimat ward es nie.

Heimat ist für unser Herz  
Allezeit die beste Freude,  
Und es zieht uns heimatwärts,  
Bis wir einst des Todes Beute,  
Und dann droben wird erkannt  
Unser wahres Heimatland.



### Des Waldes Herbstlied.

Es singt der Wald sein altes Lied  
 Vom Werden und Vergehen,  
 Wenn durch die falben Blätter zieht  
 Des Herbstwinds wildes Wehen.

Doch fallen auch die Blätter ab  
 Im Herbst rings von den Bäumen:  
 Der Lenz pflegt nach des Winters Grab  
 Nicht lange mehr zu säumen.

Dann grünt und blüht es wunderbar.  
 Ein fröhlich Auferstehen  
 Wirfst du vielleicht im nächsten Jahr  
 Im Frühling wiedersehen.

Doch sei's, daß holde Frühlingspracht  
 Dein Herz nicht mehr erlabe,  
 Du weißt, daß Gottes Wundermacht  
 Schafft Leben aus dem Grabe.

Es blüht nach banger Todesnacht  
 Für die erlösten Herzen  
 Ein Frühling voller Licht und Pracht,  
 Ohn' Leid und alle Schmerzen.

Drum lausch' des Waldes Lied ich gern,  
 Vom Werden und Vergehen,  
 Weil meines Glaubens Kern und Stern  
 Weist auf das Auferstehen.





## Jeannette Brammer

geb. 1845 in Kassel als die Tochter des Justizrats Gentel, entstammt einer altangesehenen hessischen Juristenfamilie, vermählte sich 1866 mit dem Regierungs- und Baurat Brammer, und lebte mit ihm in Breslau, Paderborn und Münster i. W. Nach dem Tode ihres Gatten (1886) zog sie sich in die Heimat zurück und erwarb sich in dem hessischen Dorfe Fronhausen bei Marburg eine freundliche Besitzung, wo sie in stiller Zurückgezogenheit ihrem dichterischen Schaffen lebt. Seit 1894 schriftstellerisch thätig, schrieb sie Gedichte, heimatlliche Sagen in Vers und Prosa, Lebensbilder, Skizzen, Märchen, Betrachtungen über Frauenleben u. s. w. Sie ist Mitarbeiterin des „Hessenland“, der „Romanzeitung“, des „Kasseler Tageblatt“ und mehrerer Frauen- und Kinderzeitungen („Deutsche Frauenzeitung“, „Deutsche Modenzeitung“, „Görliger Kinderzeitung“ u. a.). — Eine Herausgabe ihrer Dichtungen bereitet die Dichterin vor.

### Frühlingsnacht.

Als hielte mich ein Traum umfangen —  
Ein Schlummer, nur das Auge wacht  
Und bleibt am stillen Waldsee hangen —  
Nings dämmerhelle Frühlingsnacht!

Von längst entschwundnem Sonnenlichte  
Strahlt hehren Glanz der Himmelsrand,  
Als stieg er aus den reinen Wellen  
Empor zur dunklen Wolkenwand.

Und leuchtend Licht und tiefen Schatten  
Nimmt liebend auf der klare See,  
Wie eine große Menschenseele  
Der andern Glück — der andern Weh.



### Waldgold.

Wie ich so durch die Wälder fuhr  
 Am sonnengoldnen Tage,  
 Nichtlos der herrlichen Natur,  
 Das Herz voll bitterer Klage —  
 Da that mir weh des Sommers Pracht  
 Und als der Zug in Tunnels Nacht  
 Dann brauste — hab' ich im Gebet  
 Um Todesruhe Gott gefleht.

Der Sommer ging — ein schweres Leid  
 Hat er hinweggenommen,  
 Ich bin in trüber Spätherbstzeit  
 Nun wieder heimgekommen;  
 Da fand ich alles Sonnengold,  
 Das ich im Schmerz nicht sehn gewollt,  
 Auf meinem Walde ausgestreut —  
 Wie hat die Pracht mich nun erfreut!



### Erntezeit.

Verweile nun in deiner Pracht  
 Mein wunderschönes Thal —  
 Wie herrlich bist du ausgedacht!  
 Ein reich geschmückter Saal!  
 Als Decke wölbt der Himmel sich  
 In tief azurnem Blau,  
 Die Sonnenstrahlen segnen dich,  
 Du sommerliche Au!

Gleich Königsthronen ringsumher  
 Die waldbedeckten Höhn. —  
 Wie Ritter, stolz, zu Schutz und Wehr  
 Die Edeltannen stehn.

Und mit Saphiren, mit Rubin  
 Geschmückt das Ährenfeld —  
 Es breitet sich als Teppich hin  
 Kein schön'rer auf der Welt . . .

Verweile so in deiner Pracht  
 Du wunderherrlich Thal! —  
 Da! — Hörsch, was klingt erst leis und sacht  
 Vom Dorf mit einem Mal?  
 Nun trägt der Wind mir stärkern Klang  
 Vom Sensendengeln nah . . .  
 Und arbeitsfroher Jugend Sang —  
 Die Erntezeit ist da! — —

Was ist's, das fröstelnd mich umweht  
 Urpötzlich, schauernd kalt?  
 Ein Rauschen durch die Ähren geht,  
 Wie Geisterhauch verhallt . . .  
 Die Ernte, ja, die Ernte schon!  
 Wie mich das Wort ergreift!  
 Ich höre einer Sense Ton . . .  
 Der große Schnitter schleift! — —



### Vor Neumond.

Nach Mitternacht! — weit drüber schon;  
 Der Mond beginnt den späten Lauf.  
 Die dunklen Wächter stiller Nacht,  
 Hagende Tannen, schauen auf,  
 Und leises Wehen, Flüstern klingt —  
 Das falbe Licht herniederwinkt.

Ein wehmuthsvoller Abschiedsgruß! —  
 Zerlüftet ist des Mondes Hand,  
 Schon nach dem letzten Silberglanz  
 Deckt Finsterniß die schwarze Hand  
 Und durch die traumumwobne Flur  
 Zieht leise Trauer ihre Spur.

Die Trauer um den milden Freund,  
 Der treu gesammelt goldnes Licht,  
 Daß er mit Sonnenstrahlen küßt  
 Nächtlicher Erde Angesicht — —  
 Ihr eigner Schatten wird zum Schrein —  
 Der sargt das sanfte Glück ihr ein — —



### Jugend.

Schnee auf Blüten,  
 Reif auf Hoffen,  
 Tief bis in das Herz getroffen  
 Stirbt die Blüte, welkt das Hoffen. —

Neues Streben,  
 Knospenfülle,  
 Schwellt die Seele — sprengt die Hülle — —  
 Das ist Frühlings-Lebensfülle!



### Vor Tagesanbruch.

Stille — feierliche Stille,  
 Feine Geisterhände weben — —  
 Breiten graue, kühle Schleier  
 Weithin über alles Leben,  
 Wie die Mutter vor dem ersten Licht  
 Schützt des Kindes schlummernd Angesicht.



Dämm'rung hält die zarten Schleier,  
 Wehret leis dem Winde'srauschen:  
 „Laß der Bäume hohe Wipfel  
 Still noch ihren Träumen lauschen!  
 Jungen Zweigen gönn' die kurze Raft,  
 Ruh' und Frieden sturmgewohntem Ast!“

Stille — feierliche Stille,  
 Blasse Sterne müde winken  
 Noch ein letztes Abschiedsgrüßen,  
 Wo die Schleier lautlos sinken.  
 Von dem Walde über Felder weht  
 Leises Raunen wie ein fromm Gebet.

Leuchtend glüht die Morgenröte  
 Plötzlich über allem Schweigen,  
 Frischer Wind rauscht durch die Bäume,  
 Daß sie ihre Kronen neigen — —  
 Und der Sonne sieggewohnte Pracht  
 Funkelt in den Thränen dunkler Nacht.



### Vorfrühling.

Vogelsang und Grünen, Blühen, blauer Himmel,  
 Sonnenschein  
 Werden wieder, immer wieder tausendfach besungen sein  
 Als des Frühlings Attribute, der die Erde sich gewann,  
 Müde Hoffnung aufgerichtet, neue Lebensfreude sann.

Doch dem ersten stillen Regen, das der Menge kaum  
 sich zeigt,  
 Wenn der Himmel grau verhangen, wenn der lichte  
 Wald noch schweigt,  
 Keines Vogels Jubilieren durch entlaubte Wipfel hallt —  
 Diesem ersten leisen Werden selten nur ein Lied erschallt.

Und doch birgt das Knospen, Keimen tief am Rain  
 und hoch am Baum,  
 Maiengrün der Moosgeflechte wunderholden Frühlings-  
 traum.

Eh' sich Blatt und Blüte drängen durch der Hülle harte  
 Wand,  
 Schmückt sie erst mit weichem Glanze eine milde Segens-  
 hand.

Ahnungsvoll rauscht wehend Wehen über rauhes Ackerfeld  
 Und die schwere Scholle atmet Frühjahrsodem in die  
 Welt.

Durch die dunkle Fichtenkrone Windeswelle zitternd sauft,  
 Streift die Erde, wo in Furchen immer noch der Winter  
 hauft.

Herbe junge Frühlingsseele, unbewußt noch ihrer Macht,  
 Nührt in ihrem ersten Streben mehr als auferblühte  
 Pracht.—

Wie in eines Kindes Auge, seh' ich auf der braunen Flur  
 Allererstes leises Lächeln der erwachenden Natur.



### Geluhausens Wappen.

Sage vom Kinzigstrand.

Auf! — Nimm den Wanderstab zur Hand,  
 Eh' noch des Tages erstem Frührottschimmer  
 Die traumumwobne Dämmerung muß weichen,  
 Der Nacht und Morgen ihre Hände reichen,  
 Und wandre durch der Väter Land!  
 Sähest du auch die gepriesne Ferne nimmer,  
 Kämst nicht auf Dampfes Flügeln weit hinaus,  
 Du lerntest kennen doch dein eignes Haus!

Von Burgen hoch auf steiler Höh',  
 Die weithin über dunkle Wälder schauen —  
 Von manchem Schlosse, dem das feine Weben  
 Der Sage schuf ein reiches Wunderleben,  
 Laß dich verlocken in dein Land!  
 Komm! Folg' der Kinzig, die durch grüne Auen  
 Die Wellen trägt und dir Geschichten rauscht,  
 Auf die dein Ohr in stiller Freude lauscht! . . .

Noch liegt, vom grauen Duft erfüllt,  
 Die Welt wie vor dem mächtigen: „Es werde!“  
 Da bringt ein Strahl durch dichte Nebelhüllen  
 Und vor des Lichtes sieggewohntem Willen  
 Zerrinnt, was sich ihm feindlich stellt —  
 Die Königin senkt goldnen Blick zur Erde — —  
 Nun dichtet sich's und ballt sich ringsumher,  
 Umwält die Höhen wie ein Wolkenmeer!

Die Nebenberge steigen auf  
 Grün-golden aus den weißen Wellen.  
 Zum reinen Blau des Domes Türme ragen  
 Wie in der Staufen glanzumwobnen Tagen.  
 Auf Flügeln trägt der Morgenwind  
 Der Glocken Klänge, die weittönend schwellen —  
 Da weckt der Feierklang verschwundner Zeit  
 Schlafende Geister der Vergangenheit!

Sie wallen dort ums Schloß im Thal —  
 Auf grüner Insel hält's der Fluß umfangen!  
 Wer war's, der hier im Herzen deutscher Lande  
 Des Byzantiners edle Formen bannte?  
 Und reicher Säulen Kapital,  
 An denen hochentzückt die Blicke hangen,  
 Und prächtigen Portales schöne Bogen  
 Mit Stein gewordenen Spitzen überzogen?

Was will das Volk, das sich hier drängt?  
 Vernimm: Zu Städtern ist es heut' erhoben!  
 Und mit dem Dank der neuen Bürger alle  
 In des Palatiums stolzer Säulenhalle  
 Erwählte nahen Friedrichs Thron.  
 „Wir kommen, ew'gen Dank dir zu geloben!  
 Nun gieb, nach deiner Wahl, uns auch ein Bild,  
 Das künftig schmücke unser Wappenschild!“

Der Kaiser tritt auf den Altan,  
 Den Künstlerhand schuf über dem Portale,  
 Die Kaij'rin Beatrix ihm hold zur Seite;  
 So sieht das Volk, vom Glanz umflossen, beide  
 In Schönheit und in Majestät!  
 Und alle Fürsten, die im Reichessaale  
 Versammelt, warten auf des Herrschers Wort,  
 Des edlen Rotbart, Deutschlands Stolz und Hort!  
 Sein Auge lacht! „Nehmt, was ihr seht!  
 Nichts Bess'res wüßt' ich eurem Wunsch zu bieten!“  
 „So soll es sein!“ Freudig die Bürger nahmen  
 Das schöne Bild in herrlich schönem Rahmen  
 Als Wappen ihrer jungen Stadt.  
 Sie ziehen fröhlich aus des Schlosses Frieden,  
 Verkünden weit, was Kaisers Huld gewährt  
 Und was er ihnen königlich beschert.

Sahst du von all der Herrlichkeit  
 Der stolzen Burg nie, was uns blieb erhalten?  
 Sahst du die Stadt nie, die zum Wappenschilde  
 Vereint das Kaiserpaar im Bilde  
 Für alle Zeiten sich gewann?  
 Sahst nicht den Dom die ruh'ge Pracht entfalten —  
 Dann säum' nicht: nimm den Wanderstab zur Hand,  
 Grüß' Barbarossas Heim am Kinzigstrand!





## Hermann Haase

geb. 1845 in Kassel, besuchte von 1862—65 das Lehrerseminar in Homberg, war von 1865—71 Dorfschullehrer, von 1872—78 Lehrer und Kantor in Gelnhausen, von 1878—1898 Lehrer am Realprogymnasium in Marburg. Seit 1898 lebt er im Ruhestand in Gelnhausen.

Er gab heraus: Blumen am Wege (Ge.) 3. Aufl. 1895. — Gedichte, namentlich Gelegenheitsgedichte, von ihm in heftischen Totalblättern, im „Hessenland“, in der „Jugend-Gartenlaube“ etc.

### Die tiefsten Lieder.

Wohl hab' ich meinen Kummer  
Getaucht in manches Lied,  
Wenn mich der süße Schummer  
In langen Nächten mied.

Auch sang ich hin und wieder  
Ein Lied in heller Lust,  
Doch meine tiefsten Lieder  
Sind Gott allein bewußt.



### Niemals.

Wenn's im Winter stürmt und schneit,  
Mag ich gern des Frühlings denken,  
Träumen seine Herrlichkeit,  
Mich in seine Pracht versenken.

So nach meiner Kindheit Glück,  
Nach dem Frühling meines Lebens,  
Sehne ich mich oft zurück, —  
Doch mein Sehnen ist vergebens.

Nach des Winters Not und Leid  
Kommt der Lenz und seine Lieder,  
Doch das Glück der Jugendzeit  
Kehret niemals, niemals wieder . . .





## Sophie Junghans

geb. 3. Dezember 1845 zu Kassel als die Tochter des kurfürstl. heftischen Hofrats Justus J., verlor ihren Vater, als sie vierzehn Jahre alt war, und so ward ihr schon früh die schwere Pflicht auferlegt, zur Erwerbung ihres Unterhalts und zur Unterstützung der Mutter bei dem Erziehungsgeschäft der jüngeren Geschwister mitzuwirken. In den Jahren 1864—71 hielt sie sich als Lehrerin in England auf, und hier entwickelte sich bei ihr allmählich das Talent des Fabulierens. 1871 warf sie die drückenden Fesseln der Lehrthätigkeit ab, brachte die Wintermonate von 1871—73 in geistig anregendem Verkehr in Berlin zu und begab sich 1876 nach Italien, wo sie längere Zeit in Florenz, Siena und Rom verweilte. Hier verheiratete sie sich im September 1877 mit dem an einer italienischen Unterrichtsanstalt wirkenden Joseph Schuhmann; aber schon im folgenden Jahre kehrte sie zurück nach Deutschland, lebte im Verein mit ihrer Mutter in Kassel, und hat jetzt ihren dauernden Wohnsitz in Gotha. Sie ist Mitarbeiterin der angesehensten Zeitschriften.

Schr.: Gedichte, 1869. — Verloffene Stunden (N.), 1871. — Freudvoll und leidvoll (N.); II, 1873 (Inhalt: Suum cuique. — Chambre garni. — Die Familie Lester). — Käthe (E.), 1876. — Hans Eckberg (N.); II, 1876. — Djanna u. and. Erzählgn.; II, 1880. — Die Erbin wider Willen, 1881. — Die Schwiegertochter (N.), 1882. — Hella Jasmund u. and. Erzählungen, 1883. — Neue Novellen, 1884. — Die Gäste der Madame Santines (N.); II, 1884. — Hellbuntel (N.) 1885. — Amerikanerin (N.) 1886. — Spiegelungen (N.); II, 1887. — Berggrat (N.); IV, 1888, 2. Aufl. 1889. — Kätsel (N.) 1889. — Zwei Brüder (N.); II, 1889. — Eine Verführung (N.) 1890, 2. Aufl. 1891. — Unter der Ehrenpforte (N.) 1891. — Die Brautschau (N.) 1892. — Zur rechten Zeit (N.) 1893. — Schwertlilie (N.) 1893. — Geschieden (N.) 1895. — Um das Glück (N.) 1896. — Ein Kaufmann (N.) 1898. — Gehen oder Bleiben (N.) 1899. — Junge Leiden (N.) 1900.

---

### Aus dem Chor.

Wie beliebt sind nicht Künstlerromane und Novellen! Neuerdings üben besonders die Ateliers der Maler und Bildhauer, mit möglichst unbekleidetem Modell darin, zunächst einmal auf die schreibenden Herrschaften selber, eine unverkennbare Anziehungskraft aus. Früher war es mehr das Theater; die Leser lassen

sich Helden und besonders Heldinnen aus der Welt der Bretter immer noch gern vorsetzen. Eine schöne Schauspielerin ist und bleibt eine sehr dankbare Romanfigur.

Eine schöne Schauspielerin, ja, aber eine häßliche Choristin! Der Theaterchor überhaupt und des Völkchen der Statisten haben bis jetzt ihren Epiker noch nicht gefunden. Und doch, für den liebe- und humorvollen Beobachter — und wer schreibt, sollte eigentlich immer beides sein — was wäre da nicht alles zu holen!

Es ist jedenfalls sehr interessant, wenn ein kräftiges, junges Talent — und nun gar Sohn oder Tochter aus guter Familie! — alle Schranken durchbricht, alle Hindernisse überwindet und nach und nach zur Berühmtheit wird, oder, wenn es eine Sie ist, eine glänzende, vielleicht eine fürstliche Partie macht. Anderer ehrlicher Leute Kindern wird das so leicht nicht zu teil, ich meine, daß sie als bürgerliche Mädchen Prinzen heiraten. Einer Regierungsrats Tochter schlechtweg ist es, glaube ich, so lange die Welt steht, noch nicht passiert. Ist sie aber erst einmal Theaterprinzessin gewesen, so war sie ja sozusagen schon halbwegs. Bühnen und Höfe haben von jeher eine gegenseitige Anziehungskraft ausgeübt; sie haben ja auch manches gemein.

Wie viel weniger hervorstechend und „dankbar“ aber das Schicksal und die Rollen jener anderen, die auch Bühnenmitglieder sind, und zwar gewissermaßen von Geburt an! Des Sohnes des Theaterarbeiters und Coulißenschiebers an einem Hoftheaterchen, der als Junge den Meerfater gespielt hat, dann mit einer kleinen Stimme, die er für eine werdende große hält, in den Chor eintritt und zeitlebens darin verharrt. Oder des kleinen Mädchens der Theaterfriseurin und Garderobiere, dem es ganz ähnlich geht. Kinder, die nichts wissen

und nichts kennen, als das Theater, und sich ein Dasein ohne Zusammenhang mit der Bühne schlechterdings nicht denken können!

Lenchen Hederich ist ein solches Kind. Wie der Markfetenderjunge zur Wallensteinschen Armee, so gehört sie zum Theater; sie ist an demselben geboren und auf demselben groß geworden. Und doch hat sie von jeher darauf eine schlechte Figur gespielt, denn sie ist langsam, unbeholfen und insolgedessen verschüchtert und wird, wie sie alle behaupten, je länger, desto ungeschickter.

Nicht daß es ihr in der Schule besser ergangen wäre. In der Bürgerschule, die sie bis zu ihrer Konfirmation besucht, hat sie auch keine Lorbeeren geerntet. Sie gilt für ziemlich fleißig, aber dumm; sie schreibt schlecht, strickt schlecht, häkelt schlecht; nähen thut sie etwas besser. Wie es mit dem Lesen geht, weiß man so recht nicht, denn sie hat vor lauter Angst immer so leise gesprochen, wenn sie an der Reihe war, daß kein Lehrer je dahinter gekommen ist, ob sie es geläufig kann oder nicht. Bei den überfüllten Klassen konnte sich auch keiner die Zeit dazu nehmen.

Da sie ein großgewachsenes Mädchen ist, tritt sie gleich nach ihrer Konfirmation in den Theaterchor ein, dem ihre Mutter auch früher angehört hatte. Ihre Mutter; einen Vater hat sie nicht gekannt, bis die ältere Hederich den Theaterschneider heiratet, einen älteren, stillen, kleinen Mann, der gut gegen beide ist und besonders dem zugebrachten Kinde nichts in den Weg legt.

Früher hat der Haushalt aus Mutter und Töchtern allein bestanden. Erstere ist eine tief brünette, große Person, mit brennenden Augen, rasend unordentlich, sehr theatralisch und ebenso gutmütig. Sie hat einen Unfall auf der Bühne gehabt, ist einmal bei



einer Apotheose von dem Wolkenapparat heruntergefallen, hat einen mehrfachen Beinbruch erlitten und hinkt seitdem. Früher hat übrigens Lenchen sie Tante genannt, eine Konzeßion an das Moralgefühl der Welt, da die Choristin als „Fräulein“ Hederich auf dem Bettel stand. Da ist einmal das Kind noch stiller als sonst, wenn dies möglich war, aus der Schule nach Hause gekommen und hat endlich beim Mittagessen oder dem Kaffee, der statt Mittagessen stand, erzählt: Eins von den anderen Mädchen habe sie gefragt, warum sie denn keinen Vater und keine Mutter habe und ob sie sich lebenslang mit einer Tante begnügen wolle. Und dann hätten die anderen alle gelacht. Und keines habe mit ihr gehen wollen.

„So!“ hatte darauf die Hederich mit glühenden Augen gerufen, „von jetzt an nennst du mich Mama,“ und hatte das erstaunte Kind an sich gerissen und geküßt, mit Thränen in den Augen, Thränen, die aber der Zorn des lebhaft empfindenden Weibes, kaum daß sie entstanden waren, wieder aufzehrte. — „Was kümmern die alle uns! Ich bin deine Mutter, armer Wurm . . . ja, ja, ändern kann ich's nun nicht mehr.“

Zärtlich ist sie übrigens gewöhnlich nicht, und ebensowenig unfreundlich, wenn auch manchmal sehr heftig. Das Kind ist aber nicht der Art, daß es öfters lebhafteste Ausbrüche hervorriefe. Im Gegenteile, es macht sich so wenig bemerklich, daß man geneigt ist, es zu vergessen und zu thun, als wäre es nicht da.

Und mit der Zeit hat das arme Ding diesen Zustand am allerliebsten, auch in der Schule. Es ist ihm natürlich lieber, gar nicht beachtet, als gescholten oder ausgelacht zu werden.

Mit vierzehneinhalb Jahren tritt sie also in den

Theaterchor ein und verdient regelmäßig Geld. Aber auf Rosen geht sie da wahrhaftig nicht. Sie ist von Anfang an die Zielscheibe des Spottes aller der übrigen Frauenzimmer gewesen; die Männer wissen nichts aus ihr zu machen und lassen sie im besten Falle unbeachtet, dem Regisseur kann sie es nie recht machen, und wenn gar einmal der Ballettmeister die Damen vom Chor zu etwas zuzuckt, so geht es ihr ganz schlecht. Der ist ein furchtbar grober Österreicher, der den uns so treuherzig vorkommenden Dialekt seiner Heimat zu fuhrknechtmäßigen Schimpfereien zu verwenden versteht. „Schaffen's mir das Elefantenkalb vom Halse!“ hat er einmal mit Bezug auf sie ganz wütend ausgerufen, und das ist noch keine von seinen ärgsten Schmeicheleien. Und doch ist sie nicht eigentlich plump, nur ungeschickt; sie hat lange, gut geformte, aber noch unentwickelte Glieder und bietet in den sonst bei ihresgleichen so beliebten Trikot- und Bagenrollen, bei Krönungszügen und sonstigen Pompaktionen, eine Figur von eigentümlicher, beinahe engelhafter Geschlechtslosigkeit.

Sie müssen in der Schule wohl recht gehabt haben: sie muß dumm sein, sonst würde sie nicht gerade diese berufsmäßige Travestierung ihrer Person, bei der sie sich noch ganz gut macht mit ihren hohen Knien, ihrem schmalen Kopfe und ihrem flachen, langen Rücken, als die größte Pein und Qual und das Bagentostüm als eine Art Nessusgewand auf sich empfinden. In die scheußlichste Verkleidung kriecht sie lieber und kommt sich darin wie geborgen vor, während sie sich in den Männerkleidern buchstäblich fast krank schämt.

Wie gesagt, ihren Vortheil kennt sie nicht, sonst wäre es anders. Es ist nicht zu sagen, wie sie sich manchmal entstellen lassen muß. Bei Kostümen, welche

die Theatergarderobe den Damen vom Chor liefert, erhält sie ohne Ausnahme das, was niemand anders will, und wie dieser Plunder meist auf ihr hängt, das ist dann ein ganz grotesker Anblick. Es thut aber nichts, weil sie immer hintenhin zu stehen kommt — sie füllt aus und tritt nie als Person hervor.

Ein einziges Mal in ihrer kleinen Laufbahn hat etwas wie ein Schatten eines Lobes sie gestreift. Es wird eine neue Kapellmeisteroper gegeben, die wenigstens den Vorzug hat, daß ihr Stoff der urkräftigen, nicht tot zu machenden Volks Sage entlehnt ist. In einer Scene, da die Altistin die Ballade singt, welche den Kern dieser Sage enthält, hat der zuhörende Chor „ein immer wachsendes Grauen und zuletzt Entsetzen“ zu markieren.

Die Sängerin trägt in der Probe natürlich mit halber Stimme vor; auf sie kommt es nicht an, sie ist ihrer Sache sicher. Dem Chor aber sollen zugleich seine Stellungen und Bewegungen eingeübt werden, und der Intendant selber, welcher sich der Sache annimmt, als bühnenkundiger dramatischer Dichter, der er nebenbei ist, gerät über die Steifheit und den banalen Ausdruck der Damen und Herren in Verzweiflung. „Sie sind ja sämtlich die reinen Eisenbahnsignale,“ ruft er empört. „Einmal den rechten Arm in die Höhe und dann den linken, als würden sie an einem Seil gezogen!“ wobei er die Gebärde den Worten anpaßt und wütend einen der hageren Arme und dann den anderen emporwirft. „Die da,“ mit halb spöttischer Anerkennung, aber doch Anerkennung auf die kleine Hederich zeigend, „die seht euch an, da ist Empfindung und ihr natürlicher Ausdruck.“

Allgemeines Köpfewenden nach dem armen Ge=

schöpfe, auf dessen weißem Gesicht, in dessen starrer, selbstvergessener Haltung der feinsinnige Mann gerade noch den mächtigen Eindruck, den sie da eben empfangen, überrascht hat. Und auch nur durch einen Zufall; Fräulein Alma vor ihr, die sie sonst mit ihrer Person immer völlig verdeckt, hatte heute Gründe, etwas mehr links zu stehen, Gründe, die in einem kleinen Zermürfnisse mit einem Herrn bei der zweiten Geige, den sie sonst begünstigt und heute durch Noctetterie mit einer Hoboe strafen will, zu suchen sind.

Sie sehen also alle nach der Federich hin, und dann giebt es Lächeln, ja sogar Geficher; das da eben muß ein schlechter Scherz des Intendanten gewesen sein. Das ist nun zwar ein völliger Irrtum, aber es bleibt dabei: Der Herr Hofrat ist schon wieder an etwas anderem, und wenn irgend eine, hat die Sache nur die Wirkung, daß jetzt noch ein Biß mehr auf Kosten der jungen Choristin in Umlauf kommt.

Übrigens ist Lenchen musikalisch beanlagt. Sie singt Alt, und der Chordirigent wenigstens weiß nachgerade, daß er sich auf sie verlassen kann. Doch ist das eine Thatsache, über die er weiter kein Aufhebens macht.

Einmal kommt ein berühmter Gast nach der kleinen Hauptstadt, der Signor Hettore d'Almada, vom Coventgardentheater in London, und singt alle die großen Baritonpartien in einer Weise, welche das sonst hier etwas schwerfällige Publikum zu nie erlebtem Enthusiasmus entzündet. Hier erblaßt alle Reklame, die Kritik hinkt dürftig nach. Die lebendige, echte, jubelnde Begeisterung durchflutet das Haus immer von neuem und bei Wiederholungen in immer steigendem Maße, und seine Mauern können die Mengen kaum fassen, die an jedem dieser Abende herandrängen.

Aber auch das Orchester und das ganze Personal reißt der temperamentvolle Südländer mit sich fort. Er ist ein nur mittelgroßer, feingliederiger, auf der Straße fast unscheinbarer Mann, in musikalischer Hinsicht ein großer Künstler und dazu ein echter Komödiant, der jede neue Rolle gleichsam mit ganz neuem Leben ausstattet. Ob er die Gestalten der italienischen oder der deutschen Oper verkörpert, das ist ihm einelei — klassische Musik, romantische oder moderne — er singt die Partien, wie sie wohl kaum jemals gesungen worden sind, und wie spielt er!

Er spielt gar nicht — er ist derjenige, den er darstellt. Er beginnt mit dem Rigoletto, in einer Maske, welche die äußeren Vorzüge des noch jugendlichen Mannes so gründlich verleugnet und so erfolgreich verbirgt, daß das Publikum, welches ihn zum ersten Male sieht, von denselben gar keine Ahnung erhält. Aber was für herzerreißende Töne findet seine wundervolle Stimme da, mit welchen unauslöschlichen Zügen gräbt er den Zuschauern und Hörern das grotesk furchtbare Bild des von der Natur und den Menschen so unsäglich Mißhandelten ein!

Es ist in der ersten Probe zur Oper Rigoletto. Der Gast hat zum ersten Male seine wunderbare Stimme losgelassen, was er hier noch gar nicht nötig hatte, aus reiner Lust am Singen selber. Ein vorzügliches Schonen und zu Rate halten kennt diese überreiche, aus der Fülle schöpfende Natur nicht.

Er hat hier seinen ersten Erfolg, und der ist vielleicht schmeichelhafter als die späteren Triumphe vor überfülltem Hause. Das Orchester selber hätte beinahe geklatscht; der Kapellmeister ruft ihm über das Pult hinweg begeisterte Worte hinüber; auf der Bühne,

unter den halb angekleideten Chordamen und Statisten herrscht eitel Bewunderung und Entzücken.

Gleich darauf aber giebt es hier eine halb unterdrückte Bewegung anderer Art, ein mäßiges Gepolter und dann ein Richern. Signor Fettore d'Almada wendet den Blick vom strahlenden Regisseur hinweg, der ihn eben beglückwünscht hat, und der knäuelartigen Gruppe dort hinten zu. Sie entwickelt sich; der Regisseur naht ihr stirnrunzelnd: „Was giebt es da? Das ist ungehörig!“ Ein paar Choristinnen sind hingefallen, haben sich aber schon wieder erhoben und thun, als wären sie es nicht gewesen, dabei aber wütende Blicke nach der Ursache des beschämenden Zwischenfalles werfend, die sich eben schwerfällig auf die Knie und dann nach ein paar vergeblichen Versuchen auch wieder auf die Füße begiebt. Und zwar ist es der Regisseur selber, welcher sie zuletzt noch rauh am Arme in die Höhe gerissen hat.

„Was machen Sie für Sachen?“ herrscht er sie an. Sie erwidert kein Wort; es ist eine Choristin, die ihr Kostüm etwa als eine „Hofdame“ des bösen Herzogs bezeichnet, aber wahrlich keine, welche jenem leichtfertigen Böjewicht hätte gefährlich werden können. Auf ihr schlottert ein schwarzes und gelbes Brokatkostüm von vollendeter Abscheulichkeit, in dessen Schleppe sie jetzt noch so heillos verwickelt ist, daß sie noch schwankt, nachdem der Regisseur ihr so gewaltsam aufgeholfen hat, weil sie, wie Gretchen auf dem Blockberg, mit geschlossenen Füßen gehen müßte, wenn sie überhaupt gehen wollte.

Sie trägt dazu einen unförmigen Kopfpug; das Ganze ist ein Anblick, der dem Hoftheater keine Ehre macht, selbst in dem halben Deshabillé dieser

Probe nicht, und dem Regisseur ist es deshalb nicht angenehm, als auch der italienische Gast herzutritt. Er wendet sich zu ihm. „Das Mädchen da ist über ihr Kleid gestolpert, wie es scheint,“ sagt er laut, halb entschuldigend wegen der Störung. „Sie ist eben ein Unikum von Ungeschicktheit und Dummheit. Nun, werden Sie Ihre Lebensgeister bald wieder beisammen haben?“

Er durfte es wohl fragen, so verstört sieht Fräulein Lenchen Hederich, denn diese ist es natürlich, noch immer aus. Der Gast aber, der berühmte Signor Hettore d'Almada vom Kobentgardentheater in London, hat vielleicht eine Ahnung von der Ursache ihres Mißgeschickes. Er sieht noch die Blässe einer unselbstischen Erregung, wenn so sagen darf, auf dem schmalen, länglichen, zu seiner Verwunderung noch ganz jugendlichen Gesichte der Gescholtenen, die ihn jetzt anstarrt, als wenn er eine überirdische Erscheinung, zum mindesten ein Halbgott wäre. Sein Singen, er merkt es, hat sie so hingerissen, daß sie sich und alles vergessen hat. So ruht denn sein Blick ein paar Sekunden lang mit mitleidiger Güte auf ihr, ehe er sich wieder abwendet und die Probe ihren weiteren Verlauf nimmt.

Er hat ganz richtig geahnt. Dem Mädchen war es, als er sang, als würde ihr das Herz aus dem Leibe geholt. Sie hat, nachdem sein letzter Ton verklungen war, wie „zur Statue entgeistert“ — wie Schiller einmal eigentlich mehr pomphaft als schön sagt — dagestanden, ist, als der Chor wo anders hin dirigiert worden, achtlos des Zeichens stehen geblieben und dann, von den anderen rücksichtslos angestoßen, über das unglückliche Kleid zu Falle gekommen. Sie hat sich dabei an den Knien geschunden und in den

Handflächen verlegt, und ferner hat eine der ältesten Chorsäulen, Frau Loze, die ihre hundertundvierzig Pfund wiegt, ihr, ehe sie über die Daliegende auch noch hinschlug, auf den Fingern gestanden, und man sieht viele Wochen hindurch die Spuren dieser beträchtlichen Quetschung. Lenchen Hederich aber betrachtet die wunde Hand oft ordentlich liebevoll, und als dieselbe endlich ganz am Verheilen ist, da nimmt sie von den letzten Spuren der Verletzung wehmütig Abschied, wie von einer seligen Erinnerung.

Doch das ist vorgegriffen. Einstweilen soll ihr der berühmte Gast erst noch mehr Unheil bringen.

Seine zweite Partie ist der Don Juan. Hat sein Rigoletto ihn dem Publikum schon ganz als den großen Künstler gezeigt, der er ist, so fügt sein Don Juan Tenorio doch noch ganz neue Momente des Genusses hinzu. Denn da ist der geschmeidige Italiener so verführerisch, so hinreißend liebenswürdig, daß es die Frauen alle fühlen: wenn diese Stimme, dieser so schön lächelnde Mund, diese berückenden Augen, wenn das alles zusammen sie gelockt hätte anstatt Berlinchens: Andiam! Andiam! Andiamo — so wäre eine jede von ihnen mitgegangen.

Das ist ein intimerer Triumph, von dem so leicht kein bezahlter Tagesblatt- oder Musikzeitungsreferent Zeugnis ablegen wird, schon deshalb nicht, weil er es ja gar nicht wissen kann, es müßte ihm denn seine eigene Frau es eingestehen.

Nicht endenwollender Applaus und ungezählte Hervorrufe lohnen es dem Künstler, daß er dies theils schwerfällige und nüchterne, theils blasierte mitteldeutsche Publikum einmal ganz mit fortgerissen und über sich selber hinausgehoben hat, lediglich durch den Reiz und



die Kraft seiner einzigen Persönlichkeit. Das Champagnerlied — beiläufig bemerkt, singt er italienisch, und sein Italienisch verstehen die Leute fast besser, als das heimatliche Deutsch der anderen Sänger — das Champagnerlied also muß er viermal wiederholen; man kann sich nicht satt hören an einer solchen vorher kaum für möglich gehaltenen Vollendung: empfänglichen Naturen ist es, als könnten sie Mozart heute abend anbeten, ihm Kerzen weihen, für die freie, wahrhaft göttliche Heiterkeit und Daseinslust, welche er über diese seine Schöpfung ausgegossen hat. Wildfremde Menschen im Parkett nickten sich zu, lachend vor Lust, und drückten einander die Hände, um sie dann wieder zu rasendem Klatschen zu gebrauchen.

Und doch wäre einer seiner triumphierenden Abgänge dem Künstler beinahe verdorben worden durch einen dummen Zufall. — Zufall? Don Juan, nach einer Prachtnummer, entfernt sich, wie es die Rolle mit sich bringt, elastischen Schrittes nach hinten; der Vorhang beginnt zu sinken, und der Applaus ist im Begriff loszubrechen. Aber er stockt, und statt seiner hört man hie und da Lachen: ein Mitglied des Chors im Kostüm der Landmädchen, eine der „Schwestern, zur Liebe geboren“, wie Berlinchen sie ansingt, die aber in diesem Augenblicke alles andere eher erscheint, als das, hat ihre richtige Couliße verfehlt, unbegreiflicherweise, und schießt allein und blindlings umher auf der leeren Bühne wie eine Fliege am Fensterglas, allerdings so wenige Augenblicke nur, daß gar nicht alle im Zuschauerraum sie gesehen haben und verschiedene Leute fragen, worüber denn eigentlich gelacht werde. Erst als sie verschwunden ist, erhebt sich, während der Vorhang sinkt, der Beifall, der diesmal zunächst eine leichte andere

Strömung, die Lust am Unfug, zu überwinden hat und nur nach und nach seine volle Stärke gewinnt.

Schambeckt strebt indessen die Schuldige, natürlich Fräulein Hederich, sich hinter den übrigen Choristinnen zu verbergen. Diesmal aber machen ihr alle Platz und weichen zur Seite; mitleidslos wird sie durch die sich bildende Gruppierung vorgeschoben, während ihr sonst stets das Gegentheil geschieht, und dann steht sie und weiß nirgends hin, und der Regisseur hat nicht lange zu suchen, als er, von gerechtem Ärger vollgeladen, auf sie zustoßt.

Er jagt aber nur ein paar schneidende Worte, „die Person scheint dazu verdammt, sich stets lächerlich zu machen,“ oder dergleichen. Die Drohung, man werde sie allernächstens zum Teufel jagen, hört sie schon kaum noch, ihr Ohr ist vergeschlossen dagegen durch ein größeres Entsetzen.

Der Signor d'Almada selber, der sich indessen vor dem Zwischenaktsvorhang draußen noch unendliche Male lächelnd verbeugt hat, kommt jetzt heran; ihr ängstlicher Blick hat sein Antlitz gestreift, es erscheint ihr unwillig. Sie hat ihm einen Abgang verdorben, man weiß, was das bei den Künstlern der Bretter zu bedeuten hat! Sie hat ihn, ach, so unwillkürlich und unabsichtlich freilich, geschädigt und beleidigt!

Und jetzt ist er zornig. Künstler sind rasch erzürnt und heftig, und wie grob ausfahrend dann sehr bedeutende und berühmte zuweilen werden können, davon ahnt die Welt vor dem Theatervorhang meist nichts! — er wird ihre Beschämung vollenden, seinem Ärger vor ihnen allen Luft machen und die Schuldige vollends vernichten.

Um was es sich handelt, weiß Signor Pettore

allerdings jetzt, darin irrt sie nicht, und er hat auch einen Moment des Mißmutes gehabt. Jetzt sieht er auch, wer es war, und sein Künstlerscharfblick erkennt zugleich das Gesicht von neulich wieder. Das Mädchen steht totenbleich unter der schlecht aufgelegten Schminke und zitternd vor ihm. Er sieht aber auch noch mehr. Er sieht in dem länglichen Gesicht eine sehr schöne Nase und einen rührenden Mund; er hat ferner, da sie in dem einfachen schwarzen Nieder und weißen Hemd nicht geradezu verunstaltet ist, wie gewöhnlich, dicht unter seinen Augen ein Stück des milchweißen breiten Halses und eine junge, nur sehr zart gerundete Brust; denn sich Figur zu machen, darauf ist Lenchen Hederich noch nie verfallen.

In der herben Schlichtheit der Gestalt, die ans Reizlose streift und von völliger Unbewußtheit spricht, liegt gleichwohl vielleicht ein versteckter Reiz für den erfahrenen Mann. Er sieht sie an; sie darf es annehmen, denn er ist dicht vor ihr stehen geblieben, und zugleich glaubt sie seinen Blick zu fühlen durch die tiefgejenkten Lider hindurch.

Und jetzt spricht er zu ihr. Sind es auch zürnende, oder nur unwillige Worte, die sie von ihm geradezu versengt haben würden? Nein. Er fragt sie ganz einfach: „Wie heißen Sie?“ oder vielmehr: „Wie 'eissen Sie?“ mit seiner anmutig unvollkommenen Aussprache. „Helene Hederich,“ antwortete sie. „Elena?“ wiederholt er leise und langsam, und so gesprochen fällt der Name wie ein Rosewort von den schönen Lippen. „aben Sie keine Angst! Wollen Sie mich nicht ansehen?“

Sie versucht es, mit Macht gegen die Scham und die lähmende Schüchternheit ankämpfend. Aber diese ist

stärker als sie. Noch ehe ihr Blick jenes dunkle und doch leuchtende Antlitz erreicht hat, umschleiert er sich: es braußt ihr in den Ohren, wie ein Wirbel, der sie von den Füßen reißt, und sie weiß von sich nichts mehr.

Als sie wieder zur Besinnung kommt, liegt sie in einer der Garderoben auf einem steinharten Roßhaarssofa, einem vor dreißig Jahren abgesetzten Requiitenstück. Niemand kümmert sich groß um sie; die anderen Frauenzimmer gehen ab und zu, höchstens einmal einen höhnischen oder giftigen Blick auf sie werfend. Sie richtet sich halb auf und sieht sich um; ihre Lippen formen noch fast lautlos die Frage: „Was ist denn geschehen?“ und eines der anderen Mädchen, welches gerade nahe an ihr vorbeigeht, sagt boshaft: „Sie haben einen Zufall gehabt.“ Weiter erfährt sie nichts: keine von all ihren Kolleginnen gönnt ihr auch nur die Kenntniß dessen, was während ihrer tiefen Bewußtlosigkeit mit ihr vorgegangen ist.

Jetzt aber ertönt die Schelle des Inspicienten; alles eilt fort, und sie bleibt allein. Nicht ganz allein, denn nun zeigt sich erst, von der Thür her, wo sie indes geschwaßt hat, die alte Garderobiere, welcher man die Besorgung des plötzlich unwohl gewordenen Chormitgliedes anvertraut hatte.

Diese Frau nun, über das Alter des Meides, dem die anderen jungen Damen nicht unzugänglich sind, hinaus, nimmt keinen Anstand, der ängstlich Fragenden alles zu berichten. Und was hört sie?

Sie ist vorhin plötzlich schwindlig und ohnmächtig geworden, weiter nichts — und doch war es ihr im Leben noch nie geschehen, denn sie ist so gesund, wie es kräftige Jugend trotz einfachster Nahrung doch noch zu sein vermag — und als sie zurückgesunken ist und

nur die wenig vermögenden, mageren und nicht einmal willigen Arme einiger umstehenden älteren jungen Damen vom Chor zunächst zur Stütze da waren, da hat, ehe noch von den Männern einige zugesprungen waren, der berühmte Gast, der Signor Fettore d'Almada selber, achtlos seines weißseidenen Don Juan-Kostüms, sich zu ihr niederbeugt, sie aufgehoben und ohne Hilfe von der Bühne fort in das Gemach, welches der voraus-eilende Inspicient ihm zu zeigen sich beeiferte, hierher also, getragen und hier auf dieses Sofa niedergelegt!

Lenchen hört dies alles, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie fragt nicht, sagt nichts: es wäre ihr gewesen, als hätte sie ihr ganzes Innere nackend bloßgelegt, wenn sie auch nur den Namen jenes Mannes, und nun gar in irgend einer Beziehung zu sich selber, laut ausgesprochen hätte.

Eine Weile, nachdem die Alte aufgehört hat, läßt Lenchen die Füße vom Sofa gleiten und will sich auf dieselben stellen. Aber die Frau wehrt ihr gutmütig. „Erholen Sie sich doch erst fertig, jetzt können Sie ja doch nicht mehr auf die Bühne!“ Von dorthier klingt eben das Finale des ersten Aktes; Lenchen lauscht, und nun flieht ihre ganze Seele gleichsam ins Ohr, denn über all den anderen schwebt jene einzige, jene unvergleichliche Stimme. Das ist die unvergängliche Lebenslust, gehoben aber zugleich in eine höhere, ätherische Sphäre, und in der schwimmen seine Töne, die jetzt zu ihr dringen, sein nie zu vergeßendes „viva la libertà!“

Das Mädchen hört, hört; jetzt erbraust der Beifall, und der begleitet nun schon das Träumen, in welches sie verfällt. Ihr ist, als brauchte sie vom Leben hinfür weiter nichts, als die Ruhe, Augen und alle Sinne

zu verschließen gegen die äußere Welt und in ihrer inneren sich nur immer zu wiederholen, ungestört gegenwärtigen zu können, daß sie in d'Almada's Armen und an seinem Herzen gelegen hat. Und sie hat es nicht gewußt, Herr Gott, nicht durch die tiefste Ohnmacht hindurch seine Berührung gefühlt! Wie ist es nur möglich? Wie kann man so tierisch unempfindlich — so schilt sie sich selber — wie kann man, so lange der Lebensatem überhaupt noch nicht erloschen ist, ein so seelenloser Kloß sein! Tierisch, das ist noch gar nicht genug gesagt. Ein Hund empfindet feiner; der fühlt im tiefsten Schläfe, von fernher und ehe er ihn hören kann, den nahenden Tritt seines Herrn.

Aber unglücklich ist sie trotzdem nicht. Sie ist doch eine andere, als vorher: sie hat daran, daß sie weiß, wenn auch nur vom Hörensagen weiß, jener wunderbare Mann habe einen Akt rein menschlicher Güte gegen sie, sie gerade ausgeübt, einen unzerstörbaren Besitz.

Mit dem Besitze aber, das trifft auf die verschiedensten Dinge zu, erwacht die Gier noch mehr. Ein übermächtiges Verlangen nach weiteren tieferen Zügen des süßen Giftes ergreift sie. Sie beruhigt die alte Frau, die sie zurückhalten will, und strebt der Bühne zu. Durch eine der Coulissen hofft sie sich unter den Chor mischen zu können, der noch auf der Bühne ist. Was sie jetzt nur noch begehrt, mit verzehrender Sehnsucht, als den Gipfelpunkt ihrer Wünsche, das würde für andere freilich nur erst der bescheidene Anfang dessen, was sie Glück nennen, sein: sie rechnet auf die Möglichkeit, daß, wenn sie wieder unter den anderen steht, sein Blick sie vielleicht noch einmal streifen, vielleicht sogar den Bruchteil einer Sekunde hindurch gütig auf ihr

verweilen wird, mit jenem Wohlwollen, welches wir für die, denen wir schon einmal wohlgethan haben, empfinden.

Aber sie wird um ihre Hoffnung betrogen. Das, was sie erwartet, erschüt, fast wie der Sterbende die Rückkehr des Lebens, bleibt aus: es trifft sich eben nicht. Diesmal ist sie nicht ganz so bescheiden wie sonst. Sie drängt beinahe nach vorn, wo die Chordamen mit Anciennetättsrechten eine Mauer bilden; um so unjanfter wird sie aber zurückgeschoben. Das eine hat sie zu bemerken geglaubt, und es ist ein Tropfen der Labe: daß der lebendige Blick jenes Mannes einmal wie suchend an eben jener Mauer hergleitet. Aber späteres Träumen und Sinnen darüber bringt sie um diesen Trost. Es ist unmöglich, völlig undenkbar, daß der weltberühmte Sänger mitten im Wogen und Brausen seines Triumphes, mitten im Taumel beinahe des gesteigerten Lebensgefühles, in welches seine wundervollen Leistungen ihn selber augenscheinlich versetzen, an ein Stäubchen, ein Nichts wie sie, noch gedacht haben sollte. Nein, mitleidlos verbaut sie selber sich auch noch diesen einzigen Lichtblick. Mögen die anderen sie nicht für voll ansehen und verachten — die abge schmackte Närrin, etwas so Unwahrscheinliches für möglich zu halten, will sie vor sich selber nicht einmal sein!

Lenchen Heberich hat noch nie gewußt, daß auch sie neidisch zu sein vermöchte, jetzt erfährt sie es. Und wen beneidet sie, verzehrend, glühend, mit einer Heftigkeit der Empfindung, welche sie in einzelnen Momenten dann wieder mit einer Art von naivem Entsetzen vor sich selber erfüllt? Die Heroinen der Oper an ihrem Hoftheater? Die verschiedenen Damen, denen ihr Rollenfach den unermesslichen Vorzug gewährt, mit dem be-

rühmten Gäste zu spielen und zu singen, und besonders die, welche dasselbe, sei es geradezu gesagt, in körperliche Berührung mit ihm bringt? Fräulein Lindpaintner, die gewichtige Primadonna von etwas verjährtem und um so nachdrücklicherem Reize, die als Donna Anna in der Eingangsscene der Oper so handgreiflich mit dem verlarvten Frevler an ihrer Ehre ringt, daß der sehnsüchtige Italiener wirklich alles mögliche zu thun hat, um seine Maske vor dem Gesichte und sich diesen Koloß von weiblicher Tugend vom Leibe zu halten? Oder die hagere, aber für leidenschaftlich geltende Donna Elvira-Hubermann, die zweite Sopranistin? Oder gar, noch viel gefährlicher für einen Don Juan sowohl als für seinen jeweiligen Vertreter, das reizende Berlinchen, Frau Görtisch-Lapuschka, eine kleine, zierlich üppige Blonde?

Nein, so hoch versteigt sich ein Chormitglied nicht; diese Sterne am Bühnenhimmel stehen weit über der Atmosphäre, in welcher seine Wünsche noch atmen können. Lenchen Heberich kann sich, in Gedanken selbst, in gar keine Beziehung zu ihnen bringen. Eine ganz andere, ihr näher stehende Glückliche läßt sie Folterqualen — des Neides, wie das Kind glaubt, in Wirklichkeit aber der Eifersucht — erleiden.

Die verschiedenen Bühnen arrangieren sich Mozarts unvergängliche Oper verschieden. An diesem Hoftheater wird eine Inszenierung beliebt, nach welcher in der letzten Scene des letzten Actes das so furchtbar endende Bankett, die Hentersmahlzeit des liebenswürdigsten aller Bösewichter, in sehr animierter weiblicher Gesellschaft beginnt. Einige seltsam geschmückte junge Damen des Chores haben hier stumme Rollen; sie markieren die verhängliche Thatfache, daß der spanische Lebemann sich



ein paar stets bereite, lustige — nun, sagen wir Bajaderen — zum Souper geladen hat.

Um die Sache lebhafter und charakteristischer zu gestalten, hat der Regisseur angeordnet, daß, wenn Don Juan voll verwegener Laune seinen Bankettsaal betritt, eine dieser zuvorkommenden Schönen übermütig aufspringt und ihm über die ganze Bühne herüber an den Hals fliegt.

Man hat dazu natürlich eine der gewandtesten und hübschesten jungen Choristinnen gewählt. Fräulein Irmgard Gubide — sie trägt nach Anordnung der in spanischen Kostümsachen gewiß sehr bewanderten Regie ein Phantasiemieder und einen großen Schäferhut, sehr zurück und total auf die Seite gesetzt, der den runden schwarzen Krauskopf und das lebhaft gefärbte Gesicht umgiebt wie ein profaner Heiligenschein.

Fräulein Gubide fühlt sich im Besitze ihrer „Rolle“ ganz gewaltig. Sie giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß der Regisseur nicht umsonst, wie sie sich ausdrückt, gerade sie ausgesondert habe. Ihm ist ein Wink von Seite des berühmten Gastes zu teil geworden! „Ich glaube gar nicht,“ sagte sie in Antwort auf eine gegenteilige Behauptung einmal spitz, „daß es ihm so einerlei ist, wer von uns sich ihm in die Arme wirft!“

Nun, unzufrieden scheint Don Juan mit der ihm für diesen Zweck zugetheilten Nymphe wenigstens nicht zu sein. Er preßt sie herzlich an sich — warum so eng? warum so lange? fragen zwei gequälte kindische Augen, die aus einem Winkel in der Coullisse zusehen — und in tanzendem Wiegen eilen dann beide Arm in Arm der gedeckten Tafel zu, an welcher der Schäferhut auch wieder dicht neben dem galanten Schloßherrn zu sitzen kommt und von ihm mit Hand, Lächeln und Blick ausgezeichnet wird.

Warum spielt er so gut? Warum ist er so ganz der, der er zu scheinen hat, selbst gegenüber einem solchen Geschöpf? Liegt das an jener, ist es möglich, daß er sie auch nur sieht, daß sie ihm wirklich gefällt?

Nein, bei aller eifersüchtigen Selbstquälerei glaubt Lenchen Hederich das nicht. Die Rolle reißt ihn hin, ihm ist es gleich, auf wen das Feuer ausstrahlt, welches sie in ihm entzündet.

Aber deshalb gerade — und das ist der schärfste Stachel, den diese Scene ihr ins Herz drückt — deshalb wäre das unermessliche, das kaum auszudentende Glück, welches jene da, Fräulein Irmgard Gudicke nämlich, genießt, ihr auch nicht so sternenhoch unerreichbar. Fräulein Gudicke ist ein Chormitglied wie sie; daß ihr einmal dieser Part zugeteilt würde, da sie doch immerhin zu den Jüngsten gehört, ist wenigstens an sich nicht unmöglich.

Und doch auch wieder unmöglich. Denn damit es geschehen könnte, müßte sie hübsch, lebhaft, brauchbar, müßte sie eben von Grund aus eine andere sein.

Allen vorherigen Abmachungen über das Gastspiel entgegen findet, auf stürmisches Verlangen des Publikums, nach einigen Tagen eine Wiederholung der Oper Don Juan statt. Der Zuschauerraum ist, gewiß ein seltenes Vorkommnis, zum größten Teile mit den Hörern von neulich gefüllt, welche gerade, weil sie jenen unergleichlichen Genuß schon einmal gehabt hatten, nicht geruht haben, bis er ihnen noch einmal würde. Aber der Ruf dieser, wie das beliebte Wort im Referentenstile lautet, phänomenalen Wiedergabe der Partie hat auch von nah und fern noch neue Zuhörer herbeigezogen. Der Andrang zur Kassa ist so gewesen, wie ihn die Wände dieses Hoftheaters noch nie erlebt haben.

Alles vollkommen, hinreißend über alle Worte, wie das erste Mal, aber für eine doch so ganz anders! Es geschieht eben weiter nichts, als daß sie so völlig, wie sie es von jeher gewohnt ist, unter der Menge des Chors verschwindet.

D'Almada denkt offenbar so wenig an sie und sieht sie so wenig, wie er die einzelnen Dielen sieht, aus denen gerade hier die Bretter, die die Welt bedeuten, zusammengesetzt sind.

Manchmal scheint es, als ob irgend einem kleinen, schadenfrohen oder doch in seinem Mitleid noch grausamen Dämon ein Einfluß auf Menschenlose zugelassen würde. Der gönnt dann den durstenden, lechzenden Lippen vielleicht gerade einen verjüngten, verschütteten Tropfen des ersehnten Himmelstrankes, während das große, ernste Schicksal ihnen doch den Trank versagt hat und in seinen unnahbaren Händen außer ihrem Bereiche hält. Da wissen sie nun aber, wie süß er war, und das schärft nur die Bitterkeit des ewigen Entbehrens. Diese Betrachtung wäre nicht angestellt worden, wenn sie nicht gerade hier ihre Anwendung fände.

Die Oper ist verklungen, ist zu Ende, und mit ihr das Gastspiel, welches einem jeden einzelnen des Personales, sogar den Feuerwehrmann in der Couliße mit inbegriffen, unvergeßlich bleiben wird. Don Juan d'Almada, noch im spanischen gepufften Festkleide, geht rasch quer über die Bühne, dem Ausgange zu und, zum letzten Male, am Chor vorbei, welcher ihn ehrfurchtsvoll vorüberläßt. Sie haben alle ihr Bestes gethan, und er grüßt sie im Vorübergehen freundlich mit den Blicken. Die allerletzte und hinterste der Damen ist wie gewöhnlich Lenchen Hederich. Aber deshalb trifft auch sie kein allerletzter Blick, und nach ihr keine andere

mehr. Und als er nun gerade da noch, und während sein Lächeln auch sie streift, a rivederci sagt, da ist es, als hätten die Worte nur ihr gegolten.

Lenchen Hederich ist seit jenen Tagen ganz im stillen — alles bei ihr geht in der Stille vor sich — eine andere geworden. A rivederci! auf Wiedersehen — von diesen Worten lebt sie, ohne übrigens denselben mehr, als was sie buchstäblich bedeuten, beizumessen: daß ihre Augen früher oder später diesen Mann noch einmal sehen werden.

Sie hat bisher nichts von ihm gewußt. Jetzt sammelt sie, emsig wie eine Biene, nur stiller, allershand Nahrung ein, daran dieser ihr einziger Gedanke sich fristen und wachsen könne. Sie horcht, sie liest, sie fügt zusammen — nur fragen thut sie wenig, und der Name des Sängers kommt niemals über ihre Lippen. So verfolgt sie, so gut sie kann, seine Reisen, seine Triumphe; sie weiß von neuen Partien, die er seinem Repertoire eingefügt hat, und bedauert in ihrer Einsamkeit, daß es Wagnersche sind. Denn Lenchen liebt diesen modernsten Unsterblichen nicht. Er verwirrt und ermüdet sie und bietet ihrer einfachen, nach wirklicher Musik durstigen Seele zu wenig. Alles dies also weiß sie von demjenigen, der ihre Gedanken ganz ausfüllt. Charakteristischer Weise aber ist es ihr nie auch nur eingefallen, danach zu forschen, ob Signor Hettore d'Almada ein lediger Mann oder verheiratet sei. Wären nicht halb zufällig gerade vor ihrem Plaze im Chore jene Worte a rivederci von den Lippen des Italieners gefallen, möglich, daß sie dann das ganze Erlebnis nur als eine Erinnerung bewahrt hätte. So aber hat es eine starke, tiefe Wurzel in ihre Gegenwart und Zukunft geschlagen, und sie trägt mit sich, was sich an jenen Worten zu

einer mächtigen Leidenschaft für einen Entfernten, einen Schatten entzündet.

Eigentümlich nun, wie diese heimliche Glut das Mädchen gleichsam von innen ausreißt. Unmerklich ist sie eine andere geworden, als die, welche von einer Ecke in die andere gestoßen wurde und an der die üble Laune ihrer Kolleginnen sich straflos hat auslassen dürfen. Sie ist nicht mehr fahrig, scheu und träumerisch wie früher, und insolgedessen auch nicht mehr ungeschickt. Sie wendet ihrem kleinen Bühnenberufe eine ruhige, ernste Aufmerksamkeit zu, aber weil er und alle diese Menschen ihr nicht das Wichtigste, ihren Horizont ganz Ausfüllende sind, sondern etwas anderes ihr weit, weit wichtiger ist, ist auch alle ihre Ängstlichkeit beim Spielen verschwunden.

Musikalisch fest und zwar rein aus großer natürlicher Begabung, ist sie immer gewesen. Das wird jetzt zuweilen ausdrücklich anerkannt, in der Weise etwa, daß der Chordirigent einmal ausruft: „Wieder falsch eingesetzt der Alt dort . . . um einen ganzen halben Ton zu hoch! Was ist das für eine Schweinerei! Warum steht die Federich nicht an ihrem Plaze? . . . Nicht hier? Was? Entschuldigt? Ja, wenn die da ist, kommt so etwas nicht vor!“

Im übrigen setzt man die augenscheinliche günstige Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist, einfach ihrem Alterwerden auf Rechnung. Sie war anfänglich noch nicht fünfzehnjährig, und jetzt ist sie — wie man erfahren würde, wenn sich jemand die Mühe geben wollte, nachzurechnen, was aber niemand thut, nicht einmal ihre Mutter — jetzt also ist sie beinahe siebzehn. Sie hat ihre volle Frauengröße erreicht; warum soll man sich weiter wundern, wenn sie nun auch gesetzt und leidlich brauchbar geworden ist?

Nur ihr Stiefvater, der alte Theaterstecher, läßt manchmal die Nadel sinken und sieht dem Mädchen in stiller Bewunderung nach, wenn sie zu Hause durch die Stube geht. Er ist aber ein schweigsamer Mann und behält, was er etwa denkt, für sich. Übrigens stehen diese beiden je länger desto besser zusammen.

\* \* \*

Nach zwei Jahren führt eine Gastspieltournée den berühmten Signor Fettore d'Almada wieder jener Stadt zu. Er trifft diesmal zwei Tage vor seinem ersten Auftreten ein, um sich von einigen rasch aufeinander folgenden großen Partien, die er in Berlin und dann in Hannover geungen hat, auszuruhen. Das geht sehr gut in der kleinen, residenzlich ruhigen Stadt, welche einem einzelnen Herrn wenig Verlockungen und Gelegenheiten zu Zerstreuungen bietet.

Ein Mann, der eine so kostbare Kehle zu schonen hat, ist bei diesen aber überhaupt meist vorsichtig. Und darüber hinaus hat d'Almada solche Bedürfnisse kaum. Trotz seines Standes führt der Italiener, wie viele seiner Landsleute, ein sehr reines Familienleben.

Er ist zwar unverheiratet, hat aber eine Mutter und eine Schwester bei sich, die ihm sogar in sein Standquartier nach London gefolgt sind. Es sind zwei kleine, verschrumpfte, dunkle Weiblein, von denen die eine fast so alt wie die andere aussieht, bedürfnislos, verträglich, kindlich; zufrieden, wenn sie nur nicht allzu weit von einer katholischen Kirche wohnen, in welche sie morgens und abends in der Dämmerung noch einmal schlüpfen können. Sie halten ihm Haus, d. h. sie sind da, kochen sich und ihm, wenn er Zeit hat, daran teilzunehmen, absonderliche heimische Zwiebelgerichte, ziehen

Hühner und Tauben in der Wohnung und drücken durch ihre unausrottbaren südländischen Gepflogenheiten selbst einem Londoner Quartier einen seltsamen exotischen Stempel auf. Auf Gastspielreisen werden sie natürlich nicht mitgenommen.

Am Abend oder vielmehr am Spätnachmittage des Tages vor der ersten Vorstellung sitzt d'Almada aber doch in einer stillen, gemütlichen Weinstube mit dem Hofkapellmeister auf ein Stündchen zusammen. Auch der Regisseur, ein behaglicher, älterer Herr, was er aus seinem Rollensache der Bonvivants und Väter ins Leben mit hinübergenommen hat, gesellt sich zu ihnen. Man spricht natürlich, und die beiden letzteren Herren noch mit frischer Begeisterung, von d'Almadas Triumpfen hier vor zwei Jahren. „Ja, ja, das Publikum war sehr liebenswürdig,“ meint der Italiener. Sinnend, mit einem leisen Lächeln der Erinnerung um den hübschen, bärtigen Mund, fügte er hinzu: „Was mir aber damals hier bei euch am meisten geschmeichelt hat, war doch ein anderes. Sie werden es nicht erraten.“ Kapellmeister und Regisseur sehen ihn erwartungsvoll an. „Ein junges Mädchen aus dem Chor wurde ohnmächtig . . . ohnmächtig aus Ergriffenheit über mein Singen!“

Der Kapellmeister erinnert sich nicht, dem Regisseur fällt die Sache ein. „Ja, ja, ganz recht . . es war die Hedrich, die Tochter,“ sagt er mit einem erklärenden Blick nach dem Kapellmeister. „Ah, lieber Freund, wenn das die Mutter gewesen wäre, die wir früher beim Chor hatten, die hätte Ihnen sogar gefährlich werden können! Die Kleine ist ja unbedeutend.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Italiener träumerisch. „Mir kam es damals vor, als habe sie die schönsten Augen, die ich je gesehen habe.“

Die beiden Herren sehen ihn, der eine aufmerksam, der andere erstaunt an. Letzterer ist der Regisseur. „Aber die hat sie ja gar nicht!“ ruft er, „das ist die Mutter, die berühmt war wegen ihrer großen dunklen Glutaugen!“

Der Italiener schüttelt den Kopf mit einem Gesichte, als ob ihn dunkle Glutaugen bei Weibern sehr kühl ließen. Vielleicht weil er sie selber hat — nicht „groß“ sind die feinen, aber voll Geist und Wärme — reizt ihn ein anderes mehr. „Das Mädchen war blond,“ sagt er kurz.

Hier nickt der Regisseur dem Kapellmeister zu. „War der Vater auch.“ Er lächelt, ein bedeutungsvolles Lächeln. „Erinnern Sie sich denn nicht mehr, Degner, das ist der Kapellmeister, der prächtige Kerl, adeliger Referendar, ein blonder Hüne“ — er spricht den Namen leise aus. „Die Hederich senior hat sich damals wirklich nobel benommen, keinerlei Anspruch erhoben, die ganze Sache überhaupt nicht auf ihn kommen lassen, um ihm nicht die Carriere zu verderben. Nach Jahren einmal, ich glaube da, als sie dienstunfähig geworden war durch ihren Beinbruch, machte ich ihr freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß sie sich so ohne Hilfe mit dem Wurm plage. Da sagte sie: Ach lassen Sie doch, das geht niemanden was an, und ich war damals mehr schuld als er.“ Die beiden Herren lachen. „Ein seltenes Exemplar, wie? Ja, wenn die Weiber alle so wären!“

„Was wurde doch gleich aus ihm? Er kam fort von hier?“ fragt der Kapellmeister.

„Brillanten Weg gemacht. Ist als Regierungspräsident, aber doch vor der Zeit, in den besten Jahren, gestorben.“

Der Italiener hat während der letzten Erörterungen still dabei geseffen. Sie wissen nicht recht, ob er noch



zugehört hat oder nicht, und das Gespräch wendet sich jetzt anderen Dingen zu.

Der Regisseur aber vergißt dasselbe nicht. Es giebt eine Art kleiner Liebesdienste, man könnte sie auch mit einem anderen, weniger schönen Namen benennen, die auch einmal ein Herr dem anderen, ein leichter Lebemann wenigstens dem anderen leistet. Und der Regisseur gehört unter die letzteren, wenn es auch bei dem Sänger nicht ganz zutrifft. Nun, es ist im ganzen noch eine unschuldige Gelegenheitsmacherei, mit der jener sich hier befaßt. (Merkwürdig übrigens und hier beiläufig bemerkt, daß in England seit Shakespear der Name, den die Gelegenheitsmacherei typisch hat werden lassen, der eines Mannes ist.) Als die Don Juan-Vorstellung, die zweite des berühmten Gastes, in Vorbereitung ist, da ordnet — und zwar erst zu allerlezt, dicht vor dem letzten Akte der Generalprobe — der Regisseur kurz an, daß die stumme Rolle beim Bankett, welche natürlich Fräulein Irmgard Gudicke als ihr verjährtes Eigentum betrachtet, diesmal an Fräulein Helene Hederich übergehen soll.

So naht denn der Traum ihres Lebens seiner Erfüllung. Sie wird noch einmal, und zwar mit wachen Sinnen, für Augenblicke an jenes Mannes Herzen liegen, und etwas Höheres hat sie ja vom Schicksal nie verlangt, als dies! Das ist der Gipfel. Mit einem feierlich andächtigen Glücksgeföhle, fast wie eine wunderbare, unmittelbar ihr von oben gesandte Krönung ihres Geschickes hat sie jene Ankündigung empfangen. Sie nimmt willkürlich an, daß nachher ihre Wünsche schweigen werden und daß dann nichts mehr kommen wird, als ein stilles, zufriedenes Vergab des Lebens.

Und alles ist dazu angethan, diese feierliche Empfän-

bung wie von einem auf sie herannahenden Großen, welches ihr unverdient und ohne ihr Zutun wird, zu bestärken. Mit dem Anzuge gelingt es ihr wie nie zuvor. Ganz gegen ihre Gewohnheit giebt ihr die Mutter diesmal einige Winke, vielleicht zu Ehren des Umstandes, daß die Tochter auch einmal zu einer „Rolle“, wenn auch nur zu einer stummen, berufen wird. Die Frau des Theaterschneiders ist diesmal mit in der Garderobe, wo sie noch eine Arbeit ihres Mannes hingebracht hat, und sie ist es, welche einer Verunstaltung von Lenchens noblein, blondem Kopf durch Kopfpug oder Hut gebieterisch wehrt. So bleibt denn Lenchen so einfach, wie man selten eine Choristin sehen wird. Sie hat sich auch nicht geschminkt; sie weiß selber nicht, woher sie den Mut zu dieser Unterlassung genommen hat. Der Regisseur bemerkt es; es ist, als wollte er, aus Gewohnheit, etwas sagen, aber er besinnt sich, verschluckt die Worte und nickt ihr nur zu.

Und nun naht die große Scene — ihre große Scene. Herr d'Almada — obwohl er sich heute noch nicht ganz ausgiebt, merken sie es doch — ist so wundervoll bei Stimme, wie nur je. Ob er Lenchen vorher gesehen hat, weiß sie nicht. Er hat allerdings die Augen ein paarmal aufmerksam und fast wie suchend die Reihe der „Mädchen, zur Liebe geboren“ entlang schweifen lassen, aber es schiebt sich heute eines so schnell über das andere . . die Generalprobe, die mit größter Berbe vor sich geht, reißt alles schon fast wie die Oper selber mit sich fort.

Die letzte Verwandlung hat stattgefunden. Der kleine Trupp Chordamen im Bankettsaale wartet des Schloßherrn. Er tritt ein, mit fröhlicher Geste und mit elastischem Schritte, und seiner Rolle gemäß mit

ausgebreiteten Armen derjenigen entgegen, die ihm zufliegen wird. Wer es ist, kümmert ihn ja nicht.

Nicht? Es ist, als stüze er, aber vielleicht weil die betreffende Choristin es an sich fehlen läßt. Sie kommt allerdings auf ihn zu, und nun sieht sie, sie muß es ja sehen, über sein Gesicht ein kurzes Aufleuchten gehen. Was nun geschieht, wissen sie selber kaum, die Umstehenden, die nichts ahnen, schwerlich. Es ist auch nicht viel Außergewöhnliches für sie zu sehen gewesen.

Das Mädchen fliegt freilich nicht, sie schwankt vielmehr dem Nahenden entgegen. Aber er fängt sie mit starken Armen auf und preßt sie fest an sich. Sie fühlt — Herrgott, wird sie es überleben? — seinen Fuß, keinen Bühnenfuß! auf ihren nie berührten Lippen, sie hört ein hastig geflüstertes: „Elena, süße Elena — corragio!“ und nun führt er sie, sorgsam und liebevoll den Arm um sie legend, zu jener Tafel. Denn er fühlt wohl, daß ihre Füße das Mädchen kaum zu tragen vermögen.

Sie sitzt träumend, selig wie im Olymp die Unsterbliche, neben ihm. Immer wieder, trotz seiner Rolle, die er nicht vernachlässigt, tauchen in ihre trunkenen Augen seine Blicke. Sie weiß es mit überwältigender Gewißheit, daß wie er für sie, auch nur sie für ihn jetzt da ist.

Nach der Probe sehen sie einander nicht mehr. Eine andere hätte es gewiß möglich gemacht, sich noch einmal treffen zu lassen. Aber Lenchen, obwohl sie nichts anderes denkt, als ihn, fängt die Sache nicht geschickt genug an. Sie sieht gerade noch von fern, wie er sich suchend umblickt. Die anderen Herren haben ihn aber umringt, und sie wird, was ihr noch nie ge-

schehen ist, von ein paar Chordamen freundschaftlich in die Mitte genommen bis zu der Garderobe, wo dann für heute alles aus ist.

Aber ein „morgen“ erwartet die beiden! Zwischen Generalprobe und Aufführung ist wenig Zeit, zur Bejinnung zu kommen. Und diese Don Juan-Aufführung, die nun folgt, ist ohnegleichen, auch in d'Almadás Leben. Sie bringt ihm die Triumphe, die er nun schon gewohnt ist, und vielleicht nie so sehr verdient hat, wie heute. Aber das Feuer, welches aus seinen Augen blüht, ist heute nicht allein von der Kunst entzündet, und die Woge des fast trunkenen Lebensgeföhles, welche ihn heute höher trägt als je zuvor, strömt aus den unergründlichen Tiefen, in welchen geheimnisvolle Mächte weben und walten und wirken, daß aus dem liebenden Neigen der Geschlechter zu einander sich immer neu verzünge die Gattung. Alles spielt sich ab, wie nun schon unendlich oft in seinem Leben. Der rasende, nicht enden wollende Applaus, ein immer steigender jubelnder Enthusiasmus der Hörer und bei ihm in Spiel und Gesang eine von Nummer zu Nummer größer werdende Vollendung.

Denn ihn hindert nicht, was ihn heute erfüllt; strömt doch diese Blut mit derjenigen, deren Abbild er in jener einzigen Opernfigur zu geben hat, in einer Richtung. Als diesmal der festlich gelaunte Schloßherr die zu Zerlinchens Hochzeit versammelten Schönen begrüßt, da weiß Lenchen Hederich, daß er bei dieser Gelegenheit sie mit Lächeln und Worten aussondern wird, und er thut es. Sie weiß, daß, wenn sie in späteren Scenen zwischen den übrigen steht, sein Blick sie finden wird, und er findet sie. Und beide wissen, daß dieser Abend noch ein Köstliches für sie birgt,

und glühen in einer Lust, die so scharf und atemversekend ist, daß sie sich kaum noch von Weh unterscheidet, dem Augenblicke, der es bringen wird, entgegen.

Und er kommt. Kein plötzliches Schreckniß, wie Lenchen im Übermaße der Erwartung fast gefürchtet hatte, kein Erdbeben, Theaterbrand oder Panik verhindert ihn am Eintreten. Des letzten Aktes letzte Scenen nahen und mit ihnen die, in welcher für Lenchen Fiederich das Leben gipfeln soll. Denn nachher, nach diesem Kusse noch — und küssen wird er sie, das weiß sie — vermag ja gar nichts mehr zu sein.

Aber sie wartet und bebt nicht allein. Auch der Italiener glüht in einer ihm fremden Weise. Der Vorhang ist aufgefliegen, der Bankettsaal ist da, und in ihm die wartenden Schönen. Don Juan tritt ein . . er sieht nur die eine, und hold wie die Frühlingsverheißung seines Lebens, welche dasselbe dem gereisten Manne noch schuldig geblieben war, eilt sie ihm diesmal entgegen. Er weiß, dort naht sein Glück . . und jauchzend fast empfängt er es und preßt es an sich, nicht achtend der Tausende, welche gierige Augen auf ihn — auf ihn nur, sie zählt ja hier nicht — heften. Das süße Geheimniß, geboren aus dem Gegensatz zwischen seiner Berühmtheit und ihrer Unbedeutendheit, schwebt ja trotzdem um sie, wie jene goldene Wolke, welche beim Homer die Unsterblichen, wenn sie die Erde beschreiten, einhüllt.

„Mi amai? liebst du mich?“ flüstert er diesmal unter zwei kurzen, heißen Küffen. Sie sieht ihn, bleich unter diesem mächtigen Schicksal bis in die schönen Lippen, mit versagenden Augen an. Er weiß, daß ihr Leben ihm gehört und in dem feinen auflobern und sich verzehren wird, wie der dunkle kleine Planet, der

in die Bahn der Sonne gerät und, von ihr unausweichlich angezogen, in ihre den Weltraum durchlodernden Flammen stürzt.

\* \* \*

Das letzte Bild paßt nicht. Er hat sie nicht versengt und verzehrt, sondern — geheiratet. Sie ist seine Frau geworden, und mit ihrem wundervollen musikalischen Verständnisse und ihrem glücklichen Mangel an jedweder ausübenden dramatischen Fähigkeit, die richtige Frau für ihn gewesen.

Das gehört aber eigentlich nicht hierher. Hier sollte nur erzählt werden, wie und wann sich die Krone des Lebens auf jenen demütigen, kindlichen, blonden Kopf niedergelegt hat.



## Wilhelm Bennecke

geboren 1846 zu Kassel als Sohn des Hauptmanns Bennecke, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, war von 1867—1879 Sekretär am Hoftheater in Kassel, verheiratete sich 1883 und lebt noch jetzt als Schriftsteller dortselbst. — Beiträge von ihm in „Fliegende Blätter“, „Romanzeitung“, „Schorers Familienblatt“, „Vom Fels zum Meer“, „Deutsche Dichtersalle“, „Neue Freie Presse“, „Heffenland“ u. a. m.

Schriften: *Malerleben* (R.) III. 1869. — *Reinhold Lenz* (R.) 1871. — *Gedichte* 1871. — *Verlorene Herzen* (Erzählungen) 1872. — *Revisor Morgelbahn* (Humor.-politischer Roman aus Kurheffen) 1901.

### Du wußtest . . .

Du wußtest, Weib, wie sehr ich dich geliebt,  
Daß du mir alles warst — und dennoch hast  
Du dieses böse Werk an mir verübt,  
Daß mir die Jugend vor der Zeit verblaßt.

Heut' ist dein Hochzeitstag, dein Sterbetag,  
Denn du bist tot für mich von dieser Stund',  
Wo du mit ihm, der dich bestrafen mag,  
Geschlossen hast den ehelichen Bund.

Der Tag ist schaurig — Schnee verweht im Wind —  
Noch schauriger wird für mich sein die Nacht,  
Die lust'ge Nacht, in der das schöne Kind  
In seines Mannes Armen zärtlich lacht.



### Die Liebe.

Kalt ist die Kammer und die Nacht ist wild,  
Es galoppiert der Ostwind um die Dächer,  
Am klirrenden Fenster steht ein Nebelbild  
Und nickt herein und lächelt immer frecher.

Ein Wesen ist's, dess' Züge bleich und süß  
 Hervorgegangen aus des Schöpfers Händen,  
 Das ehemals ich als höchste Schönheit priefß,  
 Dem ich nicht müd' ward Grüße zuzusenden.

Nunmehr geschminkt, — der Augen schöner Glanz,  
 Der aus den klarsten Sternen schien zu stammen,  
 Erloschen, wo vordem der Himmel ganz,  
 Da glühen lockend jetzt der Hölle Flammen. —

Berschwinde, Bild! Ich hab' dich wohl erkannt  
 Du bist die Liebe! Die in Frühlingstagen  
 Ich einst das Heiligste der Welt genannt  
 Und fromm in reinem Herzen hab' getragen.



### Im Traum . . .

Im Traum mir selber unbewußt  
 Denk' ich nur manchmal noch an sie:  
 Im stillen Park voll Maienlust  
 Sink flehend ich vor ihr aufs Knie..

Sie war so schön und war so krank —  
 Die Thrän' in ihrem Auge sprach:  
 Such' eine andre dir; — hab' Dank!  
 Mein Herz schon längst in Stücke brach.“ —

Ich glaub', ich weinte damals auch,  
 Dann hatt' mit andern ich zu thun,  
 Und trank und spielt' und küßte auch —  
 Mag sanft sie in dem Grabe ruhn!





## Allein.

Er hatte geliebt sie manches Jahr,  
Mit flammendem Herzen treu und wahr.

Sie hatte an seiner Brust geruht  
Und liebt' ihn so innig und war ihm so gut.

Er mühte sich ab in bitterm Schweiß,  
Doch lacht ihm kein Glück, doch ward ihm kein Preis.

Zur Seite stand ihm das Elend nur,  
Da gab er zurück ihr der Treue Schwur.

Er starb im armseligen Kämmerlein,  
Sie prangte in Gold und Edelgestein.

Ihm folgte kein Mensch auf der letzten Fahrt,  
Begraben ward er nach Armenart.

Grab' fuhr sie zur Hochzeit, so schön wie der Mai,  
Karossen ihr nach eine ganze Reih'.

Der Leichenwagen hielt wackelnd an,  
Aus ihrem Aug' eine Thräne rann.

In all ihrem Glück, in all ihrer Lust  
Auf einmal sie bitterlich weinen muß'

Und als sie trat in den Hochzeitsreih'n,  
An des Gatten Arm — sie fühlt sich allein.

Allein sie war, allein sie blieb —  
O, du unvergeßliche Jugendlieb'!



## Oftmals . . .

Oftmals fahr' ich auf bei Nacht,  
 Grüne Lichter wirbeln vor den Blicken,  
 Auf dem Busen liegt es wie Ersticken,  
 Grad', als würd' das Herz mir umgebracht.

Grüne Lichter werden Rosenpracht. —  
 Plötzlich fühl' ich Wonne mich umstricken  
 Und ein Wesen, Götter zu entzücken,  
 Ist's, was mir entgegenlacht.

Fluch der Nacht mit ihren Lügenbildern,  
 Die verlockend Unerreichtes schildern  
 Und verdunkeln meiner Tage Glanz.

Teufelslarven scheuchen meinen Schlummer  
 Und in Rosenduft erscheint mein Kummer,  
 Der mich schmückt mit einem Dornenfranz.



## Ada.

## 1.

Schön war Ada und ich liebte  
 Sie in meiner Jugend Tagen,  
 Und mein Herz, dies oft getrübt,  
 Hat für Ada nur geschlagen.

Selbst in Herbstes Nebelzeiten,  
 Blühen unter Sturmes Tosen  
 Dieser Tage Lust und Leiden,  
 Der Erinnerung blasse Rosen.

## II.

Dein Bildniß hat seither auf allen Wegen  
 Mich treu umschwebt, ein schöner Himmelsstrahl,  
 In deinem Antlitz liegt ein stiller Segen,  
 Der mich getröstet hat in mancher Qual.

In mir erwacht dann jener Frühling wieder,  
 Wo ich die Lieb' in deinem Aug' gesehen,  
 Wo ich gedichtet meine ersten Lieder,  
 Die längst gestorben in des Herbstes Wehen.

Du bist mein Trost, dein Sinnen und dein Wesen  
 In keinem andern Weibe fand ich's noch,  
 Und mußst' ich auch in schlimmen Briefen lesen,  
 Daß du mir treulos warst, — ich lieb' dich doch.



## Wechsel.

Im steten Wechsel gehn die Tage  
 In die Vergangenheit zurück —  
 Dasselbe Leid, dieselbe Plage,  
 Dieselbe Lust, dasselbe Glück.

Es wandern am Himmel durch silberne Fluren  
 Die ew'gen Gestirne, dem Lichte geweiht,  
 Und menschliches Wissen, es folgt ihren Spuren  
 Und macht sie sich dienstbar als Bilder der Zeit.

So fließen Monde hin und Jahre,  
 Die braune Locke färbt sich weiß,  
 Es dient zuletzt der Baum zur Bahre,  
 Den du gepflanzt als junges Reis.

Die irdischen Blüten sie sprossen und schwinden,  
 Gehorchend des Meisters gewaltigem Ruf;  
 Wer kann sich's erklären, und wer unterwinden,  
 Die Kraft zu erforschen, die alles erschuf?

Es rühmt der Mensch sich seiner Stärke,  
 Und seine Kenntniß predigt laut,  
 Und beide haben Riesenwerke  
 Oft in geringer Zeit erbaut.

Begrab'ne Reste gewaltigen Strebens,  
 Entriffen dem tausendjährigen Schoß,  
 Sie zeigen den rastlosen Wandel des Lebens —  
 Es bleibt auf der Erde nichts dauernd und groß.

Denn selbst das Schöne muß vergehen,  
 Wenn auch die Schönheit ewig währt,  
 Die im erneuten Auferstehen  
 Des Daseins Dunkel uns verklärt.

Die menschliche Seele sie ringt nach dem Lichte,  
 Auf daß sie sich sonne in göttlichem Strahl,  
 Auf daß sie die Schatten der Erde vernichte,  
 Befreit von den Fesseln der niedrigen Qual.

Was dir verschleiert, vorbehalten,  
 Kannst du entrinnen ihm, entfliehn?  
 Kannst du das Leben dir gestalten,  
 Die Bahn des freien Willens ziehn?

Es kreuzen sich rings die verschlungenen Pfade —  
 Wer wagt's zu erforschen den göttlichen Plan!  
 Doch führen sie alle zu einem Gestade,  
 Wo lebend kein einziger langte an.



### Ein Traum.

Als ich vordem in Glückes Pracht,  
 Im Sommerglanze hin stolzieret,  
 Hat eifig mich ein Traum berührt,  
 Den mir gebär die stille Nacht.

Da war kein Licht, da war kein Glück,  
 Da waren verstummt die Nachtigallen,  
 Die Sonne war vom Himmel gefallen —  
 Es war ein düster traurig Stück.

Und mitten in Kält' und Dunkelheit  
 In einem engen, schmalen Kasten,  
 Da lag der ärmste der Phantasten,  
 Ein Überrest vergangner Zeit.

Ein Überrest der Zeit des Lichts,  
 Der Zeit der Wonnen, der Zeit der Sonnen,  
 Die große Schlacht, sie war gewonnen  
 Von Scharen des schwarzen, tödlichen Nichts.

Und in des Chaos trostlosen Wirr'n  
 Die dunkeln Gewässer nur fallen und schwellen,  
 Nichts mag sich gestalten, nichts mag sich gefallen, —  
 Kein Funke entspringt einem göttlichen Hirn.



### Reinhold Lenz.

Von Reinhold Lenz, deß' flammende Gedichte  
 Des eignen Schöpfers Hirn zuletzt verzehrten,  
 Verkündet uns die schwankende Geschichte,

Daß seine Sinne einst ein Weib beehrten,  
 So schön, als hab' der Frühling es erschaffen,  
 Der Liebe gleich, der heidnisch hochverehrten.

Er stritt um sie mit seines Geistes Waffen,  
 Und heldenhaft war dieses Geistes Streiten,  
 Doch endlich mußte seine Kraft erschlaffen.

Des Wahns Gefilde vor ihm aus sich breiten  
 Und in die dunkeln schauervollen Thale  
 Sah die Geliebte ungerührt ihn schreiten,  
 In seinem Hirn die offenen Liebesmale  
 Er stopfte zu sie mit gemeinem Denken,  
 Daß der Geburt er seinen Zoll bezahle.  
 Sich unbewußt im Handwerk zu beschränken,  
 Floh er in eines Schusters dumpfge Zelle. —  
 Hier laßt den Vorhang mild herab mich senken.  
 So bricht am Strand sich schaumbekränzt die Welle,  
 So schwindet vor der Wolke düstern Schatten  
 Im jähen Flug des Sonnenstrahles Helle.  
 Wer mit der Liebe selbst sich will begatten,  
 Um leer des höchsten Glückes Horn zu trinken,  
 Der muß verzichten auf der Erde Matten,  
 Denn seinem Segel andre Ufer winken.



### Im Mai.

Der Mai, die Sonne ist gekommen,  
 Die Sonne wandelt in goldner Pracht,  
 Die Blumen blühen, die sanften, frommen,  
 Die ganze Welt ist aufgewacht.  
 Die Menschen, die häßlichen, tückischen Haufen,  
 Die machen ihre Gesichter glatt, —  
 Da ist ein Rennen, ein Fahren, ein Laufen,  
 Ein irres Geschwirre durch Dorf und Stadt.  
 Sie sehn keine Blumen, sie sehn keine Sonne,  
 Sie sehen die neusten Moden nur,  
 Die Shawls, die Roben — das ist ihre Wonne —  
 Und dafür erschuffst du den Frühling, Natur!





## Elisabeth Menzel

geb. 1848 zu Marburg als die Tochter des Kaufmanns Schippel, besuchte die Schule ihrer Vaterstadt und absolvierte das Lehrerinnenseminar. Während des Krieges 1870—71 war sie als Pflegerin der Verwundeten und Kranken thätig und veröffentlichte bald darauf ihre ersten Gedichte „Lieder der Zeit“. Im Jahre 1872 nahm sie eine Stelle als Lehrerin in Frankfurt a. M. an, die sie bis zu ihrer Verheiratung versah. Während dieser Zeit betrieb sie eifrig das Studium der deutschen Litteratur- und Theatergeschichte und sammelte so auch das Material zu der wertvollen „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“, die 1882 vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Frankfurts als Jubiläumsschrift veröffentlicht ward. Seit 1878 verheiratet, lebt sie als Schriftstellerin und Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften und Zeitungen in Frankfurt am Main.

Sie veröffentlichte u. a.: Die drei Gaben (Romant. G.) 1879. — Federnelken (Hess. Dorfgesch.) 1885. — Die Mailönigin (E.) 1888. — Feldspat (3 Bn. aus Hessen) 1890. — Die Räuber (Volksst.) 1893. — Widerns Henner am Scheidewege (E.) 1894. — Der Waldhannes (N.) 1895.

---

### Herbstlaub.

Der Abend sich leis ins Gelände stahl,  
Ich steh' an dem Fenster und schau' in das Thal. —  
Kein Ast mehr regt sich, kein Windeshauch,  
Nur leise rieselt ins Moos vom Strauch  
    Welkes leuchtendes Herbstlaub.

Still ist mein Herze wie draußen die Nacht,  
Es schlummert manch Sehnen, das kaum noch gewacht;  
Kein Gräslein flüstert, kein Blümlein winkt,  
Auf Träume der Jugend herniederjinkt  
    Welkes leuchtendes Herbstlaub.



### Abseits vom Wege.

Wie wohl ist mir beim Morgenstrahle  
Im Wald, wenn's im Gezweige blinkt  
Und aus dem farbigen Pokale  
Die Biene früh ihr Tröpfchen trinkt  
Abseits vom Wege.

Ich wandre gern verwachsne Pfade,  
Ins Dickicht durch Gerank und Kraut,  
Wo nach dem warmen Sonnenbade  
Am Nest das Vöglein wieder baut  
Abseits vom Wege.

Gern weil' ich auf der stillen Heide  
Im hohen Korn, am Rieselbach,  
Allwo beim Schilf die Hängeweide  
Den Faltern wölbt ein grün Gemach  
Abseits vom Wege.

Es lockt mich auf die blauen Wellen  
Zu früher Fahrt im schwanken Kahn,  
Wenn Lieder mir entgegenschwellen  
Aus Büschen an der Wasserbahn  
Abseits vom Wege.

Und Menschen lieb' ich, die nicht schwören  
Auf das, was gilt, auf Glanz und Gold,  
Die nur der Wahrheit Stimme hören,  
Kühn wandern, frei von Zwang und Sold  
Abseits vom Wege.





## Das alte Rom.

(Elegie.)

Die Steine reden, und die Mauern dichten,  
Mit grünem Finger schreibt des Epheus Hand  
Auf Marmorfäulen Lieder und Geschichten.

Es ruft der Erker an der morschen Wand  
Zurück die Zeiten, die da längst zerronnen,  
Als hier im Glanz einst noch der Kaiser stand.

Und vor der Halle dort der alte Brunnen,  
Den grünes Laub wie schützend überdacht,  
Erzählt verwundner Liebe Wehn und Wonnen.

Im dunklen Pinienhain ein Amor lacht,  
Der schon vor Zeiten hier sein Spiel getrieben  
Mit wilden Herzen und mit eitler Macht.

Hier singt der Staub von Hassen und von Lieben  
Und, was die Scholle birgt in ihrem Schoß,  
Ist dann als Rosen still emporgetrieben.

Es ist der Rosen göttergleiches Loos,  
Zu mildern, zu versöhnen und zu heilen  
Viel Narben, die zu spärlich deckt das Moos.

Befreit von dunklen Nebelschleiern eilen  
Gestalten her, vom Glanz des Ruhms umwallt,  
Die man in Nacht einst trieb mit Reidespfeilen.

Dort steht, ein mächt'ger Herrscher, groß, doch kalt  
Das Kolosseum wie auf grünem Throne  
So stolz, als üb' es heute noch Gewalt.

Es lockt uns an und bietet dem zum Lohne,  
Der kühn ersteigt, was kaum erklimmbar scheint,  
Ein herrlich Bild, rings aller Bilder Krone.

Doch ob's die Sonne, ob's der Mond bescheint,  
 Vergessen läßt sich nimmer, welchen Jammer  
 Der Genius der Menschheit hier beweint. — —

Dann hob das Schicksal hoch den schweren Hammer  
 Und schlug dich, stolze Roma, in den Staub,  
 Was groß einst war, schläft längst in enger Kammer.

Wir aber pflücken noch das grüne Laub  
 Vom alten Stamm und schmücken uns mit Blüten  
 Aus jener Zeit, die duftig sind, nicht taub.

Was gut einst war, soll jeder mit behüten —  
 Gleich einem Priester — und für Großes auch  
 Erglühn, für das viel Edle schon erglühnten. — —

Wo hier ich geh', vergangner Tage Hauch  
 Umweht mich wie der Wind bei jedem Schritte,  
 Bei jedem Schritte grüßt ein alter Brauch.

Die Trümmer hier, sie waren einst die Mitte  
 Der ganzen Welt, was unvereinbar schien,  
 Verband hier Macht und Stolz mit festem Ritte.

Doch Ewigkeit ward keinem Glanz verliehn,  
 Erblichen muß des größten Ruhmes Prangen,  
 Verfallen auch, was fast unsterblich schien.

Doch wie auf eines toten Weibes Wangen  
 Noch matter Schimmer seiner Schönheit liegt,  
 Ist auch dein Reiz, o Roma, nicht vergangen!

Kein Sturm, kein Wetter hat ihn ganz besiegt  
 Um deines edlen Leibes wunde Blöße  
 Sich ein Gewind von Rosen lieblich schmiegt.

Das raubt kein Winter dir, kein wild Getöse,  
 Du schläfst in deiner Pinien treuer Hut  
 Und paarst im Tod die Milde mit der Größe. —

Im Westen stirbt des Tages rote Glut,  
 Sie küßt dein Antlitz, leise Winde wehen,  
 Da plötzlich ist's, als rausche neu dein Blut:

Willst du verjüngt noch einmal auferstehen?



### Dichtergebet.

Tret' ich, getrieben vom Geist, an heiliger Stelle  
 Über deines Tempels geweihte Schwelle:  
 Senke Andacht, Muse, daß ich nicht fehle,  
 Mir in die Seele.

Naht, wenn drauß die Fluren bleichen und trauern,  
 Mir ein Frühling lind unter Winterschauern:  
 Laß mich behutsam die Blätter, die Triebe,  
 Pflücken mit Liebe.

Täglich nähre die Flamme mein und feuchte  
 Sie mit heiligem Öl, daß hell sie leuchte.  
 Laß mich Mut und Kräfte zusammenraffen  
 Zu großem Schaffen!

Gieb, daß nur dem Gott ich folg' im Gemüte,  
 Meine Seele behüt' und mein Streben hüte,  
 Daß nicht geistige Schuld einst gegen mich zeuge  
 Und tief mich beuge.



### Grab eines jungen Mädchens.

Auf deinem frühen Grabe  
 Da steht ein Rosenbaum,  
 Es trägt die Blütenfülle  
 Der schlanke Stamm noch kaum.

Denn, wenn verwelkt die Rosen,  
 Dann haben über Nacht  
 Gleich wieder neue Knospen  
 Die Aüglein aufgemacht.

Des Stammes tiefe Wurzel  
 Durchquillt ein edler Saft:  
 Aus deinem stillen Herzen  
 Saugt er die Wunderkraft.

Die Rosen sind die Träume  
 Von Glück, die du gehegt,  
 Die Knospen letzte Wünsche,  
 Die noch dein Herz bewegt.



### Sprüche.

Tröste nicht mit schönen Worten,  
 Klagt der Freund in Leidens Haft,  
 Schließe auf des Herzens Pforten,  
 Lieb' ihn mit verstärkter Kraft.  
 Worte lassen nie gesunden,  
 Nur die Liebe heilet Wunden.

Tugend ist eine keusche Rose,  
Tugend ist eine stolze Pflanze,  
Tugend ist Stärke, Reichtum, Gewinn,  
Tugend ist Armut, ist knechtischer Sinn.

---

Natur, und wär' sie auch hart und scharf,  
Ist ein Richter, dem man nicht trotzen darf.

---

Aus Trümmern des Glückes, lausche nur, Ohr,  
Berechen neuen Strebens Quellen hervor.

---

Aus böser Absicht erwächst viel Leid,  
Doch weit mehr Elend entspringt im Leben,  
Dem Vorurteil, der Schwäche, dem Neid,  
Der Zagheit, die keinen Stein mag heben.

---

Oft pflegt ein allzuheftig: Nein  
Nur ein verkapptes — Ja zu sein.





## Kurt Nuhn

geb. 1848 zu Riebelsdorf in der Schwalm als der Sohn eines Kleinbauers. Besuchte ein Lehrerseminar in Hessen und ist d. Zt. als Lehrer angestellt in Kesselstadt bei Hanau.

Er gab heraus: „Neue Märchen für Jung und Alt“, 1895 (zweite Auflage in Vorbereitung).

### Zu Wehwähnj.<sup>1)</sup>

(Schwälmer Mundart.)

Do Trees noch Kassel müßte see  
Dr Hänness ö dr Hin<sup>2)</sup>  
Die Eisenboh, die watt<sup>3)</sup> wull? Nee,  
Fuhr ver dr Rôss enn<sup>4)</sup> hin.  
Do stonge<sup>5)</sup> see ö gücke nöch,  
D Hennes säht: „Es es ee Schmöch!“

Esht get nür noch in Biererzof<sup>6)</sup>,  
Ze Fuß konn mer net gieh.  
Kreiz, Donner= ö Kanonenschloß!  
Ich glööm<sup>7)</sup>, die Sach wedd schie.  
Helst ins dr Härr Verwähler<sup>8)</sup> net,  
Da komme mer het<sup>9)</sup> net is Bett.

Mer birre<sup>10)</sup>, Härr Verwähler, schie,  
Hälft ins doch aus dr Not,  
Läßt met demm Biererzof ins zwie<sup>11)</sup>!  
„Net fer ee Zockerbrot“  
Säht derrer<sup>12)</sup>, „Leiht, es därf net feng,  
Met Diffe<sup>13)</sup> wär’sch ee ahner Deng.“

1) Viehwagen. 2) Heinrich. 3) wartet. 4) ihnen. 5) standen.  
6) Güterzug. 7) glaube. 8) Verwalter. 9) heute. 10) bitten. 11) zwei.  
12) dieser. 13) Dörsen.

Fern<sup>1)</sup> Behwähnj zohlt die Tax mer nür,  
 Da schreiw ich of de Scheng<sup>2)</sup>:  
 „In Dß, begleitet<sup>3)</sup> vo inem Bür;  
 Sößt läßt die Fohrt nár feng!“  
 „„Schreimt nur! Mer zieh dos Schwäwelholz,  
 Wer Bur vo ins,““ säht Hännēs stolz.

Korz örer lahng! Frengd Hin, hei zieh!  
 Wer lahng freiht, es dr Bür.“  
 Ö Hin zof korz. „Na, dos es schie!  
 Frengd Hännēs, äwer lach mer nür,  
 Da steß<sup>4)</sup> ich dr eens hengers Ohr  
 Wie merrem Honn<sup>5)</sup>!“ Dr Hin do schwor.

„Dr Bür bezohlt!“ säht Hin do noch,  
 „I menger<sup>6)</sup> Stelleng kann ich's net,  
 D soff vor Ärger bie e Loch  
 Met Hännēs em die Bett,  
 Bis färrig<sup>7)</sup> wor in Behverschlot<sup>8)</sup>  
 Wer Bür ö Dß zum Giererzof.

Im Behwähnj setze see sich da  
 Hin i die Eck offß Stroh,  
 D Hännēs müßt dr Dähr<sup>9)</sup> näuß jäh.  
 Dr Schaffner kemmt: „Vo Dß?“ — „Es do!“  
 Brestt<sup>10)</sup> äuß dr Eck Hin ferchterlich,  
 Dr Dß, dr Dß, meng Hänn, feng<sup>11)</sup> ich.“

1) Für den. 2) Schein. 3) begleitet. 4) stoße. 5) wie mit einem Horn. 6) meiner. 7) fertig. 8) Viehverschlag. 9) Thür. 10) brüllt. 11) bin.



## Obſchjerd.

(Schwälmmer Mundart.)

Zün Salbdöre<sup>1)</sup> müß ich nü  
 Ö müß Obſcheed namme.  
 Schaß, meng Schaß, bos flännst da dü!  
 Stieh mer net zesamme?  
 Aus demm Häz<sup>2)</sup> kemmst dü mer net.  
 Glööv's, bei jerem<sup>3)</sup> Schrett ö Trett  
 Wär<sup>4)</sup> ich o dich dänke.

Möß ich eesöm<sup>5)</sup> Poſte stieh,  
 Mond ö Stern bewache,  
 Dänk ich: Ach, bie wär's doch ſchie,  
 Sinn<sup>6)</sup> ich met der lache  
 Hengerm<sup>7)</sup> Büsch im ſtelle Hähnj<sup>8)</sup>  
 O der immer, immer ſähnj<sup>9)</sup>  
 Daß ich dich nür liewe.

Güct der mol züm Fenster nie  
 Hebsch dr Mond ö ſchmonzelt,  
 Dänk da ööch: Es wor doch ſchie  
 Bann mer ins gemonzelt<sup>10)</sup>.  
 Dänk ööch, daß verget die Zeiht,  
 Daß Berlin jo net ze weiht,  
 Daß mer ins konn ſchreime.

<sup>1)</sup> Soldaten. <sup>2)</sup> Herz. <sup>3)</sup> jedem. <sup>4)</sup> werde. <sup>5)</sup> einjam.  
<sup>6)</sup> könnte. <sup>7)</sup> hinterm. <sup>8)</sup> Hain. <sup>9)</sup> fagen. <sup>10)</sup> geküßt.



## Traß.

(Schwäbmer Mundart.)

Ich hon jo die Annelz<sup>1)</sup> züm Schaß gehatt,  
 Dos wor, ih ich komme feng bei die Wadd<sup>2)</sup>,  
 Ich gow ehr in Monz<sup>3)</sup>, bie merr Korn geschnerre<sup>4)</sup>,  
 Im Härwst, off die Kärmes, do krähj<sup>5)</sup> ich en werre.

Do fom ich noch Raffel ö wodd<sup>6)</sup> Saldot.  
 Meng Annelzche gong off das Oftermohd<sup>7)</sup>,  
 Ö dahnzt met dem Sannerch<sup>8)</sup>, dem lahng Schlengel,  
 Berlüß mich dobei fer in Zockerkrenal.

Ö bie ich dos hot<sup>9)</sup>, eij do krähj ich Wüt;  
 Ö glöwt mer, es stehf mer züm Kopp das Blüt.  
 Do woll ich mich rächneln om lahng Schlengel  
 Fers Dahnze, fers Mäje, fern Zockerkrenal.

Doch zahl<sup>10)</sup> ich äscht rasch bis off honertdrei,  
 D glich wor meng Ärger, die Wüt verbei.  
 Ich säht mer nür: „Mäje gets<sup>11)</sup> hei o do,  
 Dos es so gewes, äs der Himmel blo.



## Die Spennstow.

(Schwäbmer Mundart.)

Vann de Bür höt außgedräsche,  
 Ö de Kärmes es verbei,  
 Alles Weißzeit fresch gewäsche,  
 Knecht ö Mähre werre<sup>12)</sup> frei.  
 Dos Gebäulzig weckgeschnerre,  
 Kemmt die lieve Spennstow werre.

1) Anneliese. 2) Garbe. 3) Ruß. 4) Korn geschnitten.  
 5) kriegte. 6) ward. 7) Oftermarkt. 8) Hannjörg. 9) hörte.  
 10) zählte. 11) giebt's. 12) wieder.

Wann die Glock es äwe ferwe,  
 Nemmt die Ann dos Spennrod (schweng<sup>1</sup>),  
 Get zü Hochberich Elz do dremwe,  
 Wo die ahnre Mähje feng.  
 Em das Licht in Krees see mache,  
 Spenn ee Spül voll, fenge, lache.

Höt de Hedd<sup>2</sup>) die Ring geblose,  
 Hon die Bofch sich igestahlt,  
 Ö so mancher fedde lose  
 Stehlt in Monz<sup>3</sup>) sich met Gewahlt,  
 Froht: „Na, schiene Mäje, wolle  
 Mer net dahnze mol in doller?“

Em zah Uhr müß alles rauwe.  
 Zehrer brengt feng Mäje heem,  
 Da dem Schätzche darfs net grauwe  
 Weil<sup>4</sup>) söst licht ze Schohre kähm.  
 Heem begleere! bei de Mänste  
 Welt dos noch fers Allerjcheenste.



### Aus Hannjerg.

(Schwälmer Mundart.)

I dä Rähre<sup>5</sup>) leih in Ucker.  
 D dämm Ucker stong ee Heck,  
 Ö ins Hannjerg, derrer Racker,  
 Löhk derrhenger gor ze deck<sup>6</sup>),  
 Wann mer Scholle müßte kloppe.  
 Schweeß vergoß hä nie in Droppe.

<sup>1</sup>) geschwind. <sup>2</sup>) Hirt <sup>3</sup>) Fuß. <sup>4</sup>) während. <sup>5</sup>) Röhre, eine Flurbezeichnung in der Niebelsdorfer Gemarkung. <sup>6</sup>) Lag dahinter gar zu oft.

I dr Ärw<sup>1)</sup>, do leiht ee Wesche.  
 Dff dämm Wesche stong ee Gsch<sup>2)</sup>.  
 Stets mußt Hannjerg do ee besche  
 Schlosse. — „Macht mer nur kee Streech,“  
 Hoff hä, bann mer'n wolle wecke,  
 D daht sich met Häw<sup>3)</sup> züdecke.

Äwer bann es gong zum Äffe,  
 Wor ins Hannjerg glich drbei  
 D jah nôch, äb naut vergäffe,  
 D da üß<sup>4)</sup> hä wüll fer drei,  
 Sächt da, bann mer honn geschnärwelt:  
 „Wie ich äß, honn ich gearwelt<sup>5)</sup>.“

---

1) Auc. 2) Eiche. 3) Heu. 4) aß. 5) gearbeitet.





## Richard Trümmer

früher Pseud. Ferdinand Alexander, geb. 1851 in Kassel, widmete sich dem Buchhandel und etablierte sich 1878 in seiner Vaterstadt als Buchdruckereibesitzer und Buchhändler, rief hier auch 1879 das Journal „Deutscher Dichterfreund“ ins Leben, das indes bald wieder einging. —

Er veröffentlichte: Lieder und Balladen 1878. — Wilhelmshöhe (Eine Schilderung in Hexametern) o. N.

### In der Fremde.

Fern im Süden, in der Spanier Lande  
Saß ich einsam an des Meeres Strande;  
Abend war's und stille weit umher.  
Über mir klang's leise durch die Wipfel,  
Und von ferne leuchteten die Gipfel  
Der Sierra — vor mir lag das Meer.

Weit und endlos dehnten sich die Wogen  
Und darüber, hoch am Himmelsbogen  
Glänzte magisch funkelnd Stern bei Stern.  
So von der Unendlichkeit umgeben,  
Zog ins Herz mir schauervolles Beben —:  
Auf den Wassern lag der Geist des Herrn!

Und das Herz, das längst gestählt geglaubte,  
Dem das Leben manches Glück schon raubte,  
Wurde heute wieder mild und weich.  
Von dem meerbespülten span'schen Strande  
Flog es leise in die Heimatlande,  
In der Jugend freudenvolles Reich.

Aus der Seele still=geheimsten Tiefen,  
 Wo sie lange, halb vergessen, schliefen,  
 Stiegen teure Bilder neu empor.  
 Und ich sah die lieben Eltern wieder,  
 Sah die Schwestern und die teuern Brüder,  
 Alle kamen sie im Geist mir vor.

Und ein Haus, umrankt von grünem Weine,  
 Sah ich vor mir wie im Sonnenscheine,  
 Zeuge war's von meiner Kindheit Glück.  
 Auch die Fluren, die bekannten Felder,  
 Und die ich so oft durchstreift, die Wälder,  
 Beigten sich aufs neu' dem feuchten Blick. —

Eingewiegt in seliges Erinnern,  
 Reichte Bild an Bild sich mir im Innern,  
 Und vergessen hatt' ich, wo ich war,  
 Daß die Zeiten lange schon vergangen — —:  
 Nach der Heimat zog ein heiß Verlangen  
 Meine Seele mächtig, wunderbar.

Aber horch! das Meer im Ufersande  
 Mahnt' mich plätschernd, daß in ferne Lande  
 Das Geschick mich trieb, — der Traum verschwand;  
 Und die Thräne, die das Aug' vergossen,  
 Mit den Wellen war auch sie zerflossen:  
 Wieder stand ich fremd in fremdem Land.





## Karl Gundlach

geb. 1852 im Pfarrhaus Springstille bei Schmalkalben, kam mit seinen Eltern im 7. Lebensjahre nach Hassenhausen bei Marburg, besuchte das Gymnasium zu Marburg und Hersfeld, trat in den Justizdienst und ward Aktuar in Schenklengsfeld. Ging dann zur Bühne und war Schauspieler in Aachen, Heidelberg, Freiburg, St. Gallen, später in Philadelphia, Milwaukee, Louisville. Lebt jetzt als Notar in Chicago.

Erschienen sind von ihm die Dramen: „Kolumbus“ (1894), „Thomas Münzer“ (1894), „Der Schatz von Lenochtitlan“ (1895) und die Romane: „Im Schatten des Doppelgängers“ (1896), „Der Schatz auf der Kokosinsel“ (1898), „Kinder Chicagos“ (1899).

---

### Weihnachtsgäste.

Es kam ein Wind vom Michigan=See,  
Er brachte den Winter ins Land,  
Er führte unter Eis und Schnee  
Den Gram an seiner Hand.  
Und hinter ihm in wilder Hast  
Biel ungebetne Gäste!  
Sie drohn und drängen sich herein  
Zu meinem Weihnachtsfeste.

Am Fenster Silberblumen erblühen  
Und Silberfäden im Haar;  
Es zittert das Herz, einst stolz und kühn,  
Vom Hauche der kalten Schar.  
Doch sieh! dem Eisesblumenglanz  
Entsteigt es neckisch lugend,  
Umschwebt mein Haupt mit Elfentanz:  
Die Träume meiner Jugend.

Ein Pfarrhaus steht im deutschen Wald  
 Und ich bin am Michigan=See — —  
 Es weht der Weihnachtswind so kalt:  
 Mir wird so weich, so weh.  
 Du Haus, wo meine Wiege stand,  
 Wo Mutterlieb mich herzte,  
 Ich denke dein im fremden Land,  
 Wo ich mein Glück verschherzte.

Wer hat euch Jugendträume geweckt?  
 Was höhnt ihr mein graues Haar?  
 Im Grabe wäht' ich euch versteckt;  
 Vergangen ist, was war.  
 In meiner Kinderspiele Land  
 Habt ihr euch eingeschlungen —  
 Das Spiel ist aus, das Leben schwand,  
 Die Träume sind verklungen.

Des Knaben blondes Lockenhaupt  
 Umschwebte euer Tanz,  
 Vom Baum des Glückes, dichtbelaubt,  
 Verspracht ihr ihm den Kranz.  
 Ihr zoget mit ins fremde Land,  
 Ihr wuchset mit dem Knaben —  
 Im stillen Grab am Wejerstrand  
 Da liegt auch ihr begraben.

Dort neben dem kleinen Kirchlein ist's,  
 Wo im Sommer die Blumen blühen,  
 Dort ruht das treueste Vaterherz  
 Von Vaterjorg' und Mühn.

Es wachte treu sein Vaterblick  
 Auf meinen Lebenswegen —  
 Ich schaffte selbst mir mein Geschick  
 Des Vaters Wunsch entgegen.

Die Jahre schwanden, die Sonne schwand,  
 Ich schaute trotzig zurück;  
 Und weiter ging es, und ich fand  
 Nicht Frieden und nicht Glück.  
 Die Welt durchzog ich weit und breit,  
 Nach Ruhm und Ehren suchend —  
 Wo bleibt ihr, Spiele der Kinderzeit,  
 Ihr Träume meiner Jugend?

Kalt bläht der Ostwind übers Meer:  
 Er kommt aus dem Heimatland,  
 Er flüstert Grüße vom stillen Grab  
 Am fernen Weserstrand.  
 Und mit ihm ziehn in heiliger Nacht,  
 Nach meiner Seele suchend,  
 Aus dem vergeßnen Grab erwacht,  
 Die Träume meiner Jugend.

Die Zeit ist verschwunden, das Spiel ist aus.  
 Allein in dem fremden Land. —  
 Fern, fern im deutschen Walde das Haus,  
 Wo meine Wiege stand:  
 Da steigen auf im Herzen heiß  
 Nach meiner Seele suchend  
 Am Weihnachtsfest aus Schnee und Eis  
 Die Träume meiner Jugend. — —







## £. Gies

Pseudonym für Elisabeth Paar, Schwester der 1899 verstorbenen Dramatikerin Mathilde Paar. Geb. 1852 zu Kassel als die Tochter eines Beamten, verlebte dort eine glückliche Jugend und den größten Teil ihres späteren Lebens. Seit 1898 wohnt sie in Leipzig.

Sie veröffentlichte: Pflegekind des Hagestolzen (R.) 1886. — Auf der Jagd nach dem Glück (R.) 1892. — In der Schule des Lebens (R.) 1893. — Außerdem zahlreiche Novellen in verschiedenen Blättern.

### Schwester Raphael.

Eine Skizze nach dem Leben.

„Dora!“

„Philipp?“

„Willst du nicht nachlegen lassen, ich denke, es ist kalt hier!“

„Ach, meinst du wirklich? Ich finde es erstickend heiß.“

„Ja, wer dein warmes Blut hätte — — —!“

Die Bemerkung sollte scherzhaft klingen, aber eine tiefe Bitterkeit lag in den Worten.

Die junge Frau hatte sich erhoben und berührte den Knopf der Klingel. Gleich darauf trat ein Diener geräuschlos in das Zimmer, um, von ihr angewiesen, für eine Weile die peinlichste Aufmerksamkeit einem kaminartigen Ofen zuzuwenden, von dessen offenem Feuerplatz die Flammen bald einen unruhigen Schein in dem dämmerigen Gemach verbreiteten. Rötliche Lichter huschten auch über das Gesicht des jungen Mannes, der in warme Decken gehüllt in der Nähe des Ofens auf einem Ruhebetto lag. Unheilbare Krankheit hatte ihre unheimliche Schrift diesen verfallenen Zügen eingegraben. Die unstillen, fieberglähenden

Augen, tief in die umschatteten Höhlen zurückgesunken, verfolgten aufmerksam jede Bewegung des Dieners, und ein gelegentliches Zucken der schmalen, blutleeren Lippen verriet, daß er verschiedene Male im Begriff stand, seiner Mißbilligung Ausdruck zu geben, wenn jener vielleicht nicht gerade die Bewegung machte, welche der Kranke erwarten mochte.

„Warum haben Sie noch nicht Licht gebracht, Heinrich?“ rief er ärgerlich mit heiserer Stimme, als der Diener das Zimmer verlassen wollte. „Denken Sie, es sei ein Vergnügen, hier im Finstern zu liegen? Mir scheint, Ihr werdet sehr nachlässig, seit Euch die strenge Kontrolle fehlt.“

„Der Herr Hauptmann haben gestern befohlen, daß die Lampe nicht eher gebracht werden soll, bis die Herrschaft dieselbe verlangt,“ erwiderte Heinrich im Tone rücksichtsvoller Bescheidenheit.

„So, so,“ sagte der Kranke, sich heftig in den Kissen herumwerfend, „natürlich, das soll wieder ein Vorwurf gegen mich sein. Ach, machen Sie, daß Sie hinauskommen, und sorgen Sie dafür, daß es hier hell wird. Verstanden!“

Der Diener entfernte sich und kehrte nach wenigen Augenblicken mit der brennenden Lampe zurück; er setzte sie auf einen Tisch in der Nähe des Ruhebettes und schlich auf den Behen wieder hinaus, ängstlich bemüht, keine Gelegenheit zu einem neuen Verweis zu geben.

Die junge Frau hatte sich ihrem Gatten gegenüber auf die Seitenlehne eines Sessels gesetzt; die Spitze ihres kleinen Fußes tippte zuweilen in das dichte Gewebe des Teppichs, während sie ein feines Briefblatt scheinbar gedankenlos um ihre rosigen Finger drehte.

Philipp blickte in das reizende Gesicht seines Weibes, doch ihre frische, blühende Schönheit schien ihn nicht zu erfreuen. Vielleicht vermifste er einen schmerzlichen Zug darin, der seinem trostlosen Leiden galt, denn auch der schärfste Beobachter würde nichts dergleichen in diesen weichen, kindlichen Zügen entdeckt haben. Es war eines jener Gesichter, das man mit Vergnügen betrachtet, wie ja alles Schöne Freude erregt, das man aber vergißt, sobald sein Reiz dem Auge entrückt ist. Ein Antlitz, dem nicht Leid noch Lust bis jetzt Inhalt gegeben, ohne Seele, eine duftlose Blume.

„Was ist das für ein Brief, Dora?“ unterbrach endlich Philipp das Schweigen.

„Böser Mann, du solltest ihn ja nicht sehen,“ schmollte sie, das Schriftstück wie zum Schutze hinter sich haltend, was übrigens ganz überflüssig war.

„Da ich zum Glück noch nicht blind bin, so war das wohl eine Unmöglichkeit,“ erwiderte er sarkastisch. „Zeige ihn her, Kleine.“

Sie war von der Lehne des Sessels gegliitten und kauerte jetzt auf dem Rand des Ruhebettes.

„Gieb dir keine Mühe, Philipp, du wirst ihn nicht erhalten,“ lachte sie, den Brief so weit von sich haltend, daß er ihn nicht erreichen konnte.

„Aber ich wünsche ihn zu lesen, Dora!“

„Ach, man muß nicht wünschen, was einem versagt bleiben soll!“

„Auch nicht, wenn ich dich bitte!“

Es lag ein Ausdruck in diesem letzten Wort, der jeden andern gewarnt haben würde, den Scherz mit dem reizbaren Kranken weiter zu treiben, aber Dora verstand solche Warnungen nicht.

„Köstlich!“ lachte sie. „Ich glaube, du bist eifersüchtig.“

„Thorheit!“ murmelte er, indem er die Augen schloß und sich abwandte.

Es lag nun durchaus nicht in Doras Absicht, den Gegenstand ihrer Neckerei so rasch abgethan zu sehen; sie rückte daher näher und sagte einlenkend:

„Du brauchst gar nicht eifersüchtig zu sein, Philipp, der Brief ist nur von Luise Friedland.“

„Nun, und was schreibt sie?“ fragte er mit zur Schau getragener Gleichgültigkeit; im Grunde aber mit jenem Interesse, welches die Abgeschlossenheit der Krankenstube selbst für das Unbedeutendste erzeugt.

„Sie bietet mir — aber du solltest es ja gar nicht erfahren!“ unterbrach sie sich, um aber gleich darauf hinzuzufügen: „Nun ja, sie bietet mir einen Platz für die heutige Vorstellung in ihrer Loge an. Die Lucca wird singen.“

„Und du würdest natürlich gern gehen?“

„D, nein —“

Eine Verneinung, die für ein geübtes Ohr genau das Gegenteil bedeutete! Auch Philipp schien dieselbe nach ihrem eigentlichen Wert zu beurteilen.

„Geh nur, meinethwegen; ich hindere dich nicht,“ sagte er mit einem kurzen Lachen, das in einem heftigen Hustenanfall endigte.

„Wie unhöflich du bist,“ schmollte sie, als er jetzt keuchend in seine Kissen zurückfiel. „Geh nur! Als ob ich ein Bettler wäre, dem man eine Gabe zuwirft!“

„Ich soll dich wohl noch gar bitten, daß du mich allein lässest?“ fragte er mit kraftloser Stimme.

„Ach, du vermissest mich ja gar nicht, wenn Schwester Rasaele bei dir ist,“ neckte Dora. „Gegen

„Sie bist du niemals unfreundlich und hart, wie gegen deine arme, kleine Frau.“ Sie bog den Kopf auf die Schulter und blinzelte ihn schelmisch an.

Er sah an ihr vorüber nach dem Zifferblatt der Uhr auf dem Kaminsims und sagte trocken:

„Es ist sechs Uhr. Du wirst Toilette machen müssen.“

„Er schießt mich wirklich fort, der böse Mann, ich mag wollen oder nicht,“ rief Dora mit einem komischen Seufzer, indem sie aufsprang. „Warte du! ich weiß schon, warum du mich durchaus fort haben willst!“ Sie drohte ihm mit dem Finger und verließ leichtfüßig das Gemach.

Mit düsterem Blick folgten seine Augen der schlanken Gestalt. Sie gehörte auch — ach, ein schwerdrückendes Glied — in die Kette der Enttäuschungen, die ihm das Schicksal gebracht. Er hatte nicht toller auf sein Leben eingestürmt, als Tausende seiner Kameraden; er hatte nur eine scheinbar unbedeutende Erkältung vernachlässigt, und nun lag er hier, ein elender, siecher Mann, dessen gallige Laune die leichtlebigen Freunde flohen; er hatte sie zu seinem Weibe gemacht, das reizende Kind, um sie nach seiner Weise zu modeln, aber er mußte erfahren, daß ihr Charakter unempänglich für jeden Eindruck blieb, wie das Wasser, welches wohl das Bild seiner Umgebung zurückspiegelt, unter der Oberfläche sich aber immer gleich bleibt: kühl, unverändert, eindrucklos!

In finstere Sinnen versenkt, hatte er ein leises Pochen an der Thür überhört, aber als diese sich jetzt öffnete und eine Gestalt in dem strengen Ordensgewand der grauen Schwestern ins Zimmer trat, hob er rasch den Kopf. Ein seltsamer Ausdruck flog über sein

Gesicht, so unähnlich demjenigen, welchen seine Züge bisher getragen, daß es schien, als habe ein Zauber plötzlich alles Herbe und Bittere aus ihnen hinweggenommen.

Mit andächtiger Ehrfurcht blickte er in das junge, stille Antlitz, das aus der häßlichen Kopfhülle ihrer entstellenden Nonnentracht mild und freundlich sich zu ihm herabbeugte.

„Wie fühlen Sie sich heute?“ fragte sie mit weicher, wohlklingender Stimme, indem sie ihre kräftige Hand um seine abgezehrten Finger schloß.

„Wohl, wenn ich Sie sehe, Schwester Rafaele,“ antwortete der Kranke mit einem matten Lächeln.

„Damit bin ich nicht zufrieden,“ erwiderte sie mit jener ruhigen Heiterkeit, die für Leidende so wohlthuend ist. „Sie sollten sich zu allen Tageszeiten wohl fühlen.“

Mit leiser Hand legte sie ihm die Kissen zurecht, richtete ihn ein wenig auf, um der kranken Brust das Atmen leichter zu machen und setzte die Lampe so, daß ihr Licht ihm nicht störend in die Augen fiel. Ihre Bewegungen waren so ruhig und geschickt, so geräuschlos und anmutig, trotz der hemmenden Kleidung, daß das Vergnügen Philipps begreiflich schien, der ihr überall mit den Augen folgte.

Jetzt wurde hastig die Thür geöffnet und Dora rauschte in das Gemach. Sie sah in einer hellen, reichen Abendtoilette sehr reizend aus, aber der Blick ihres Gatten verfinsterte sich trotzdem bei ihrem Anblick.

„Ach, Schwester Rafaele,“ sagte sie lächelnd, der jungen Nonne die behandschuhte Rechte bietend, „da ich Sie bei meinem Gatten weiß, werde ich ganz ruhig sein. Machen Sie ihm doch alles viel mehr zur

Zufriedenheit, als seine dumme kleine Frau; nicht wahr, Schatz?" Sie berührte flüchtig mit ihren weichen, rothigen Lippen die wachsbleihe Stirn des Gatten; dann, nach einem Blick auf die Uhr, verabschiedete sie sich rasch von der Schwester, nickte Philipp noch einmal zu und eilte aus dem Zimmer, froh wie ein Kind, das der Schule entlaufen ist.

Es lag so viel — vielleicht unbewußte — Herzlosigkeit in dem Wesen der jungen Frau, daß Schwester Rafaela sich abwandte, nachdem jene das Zimmer verlassen, um den Blicken Philipps nicht zu begegnen, in dessen Zügen die alte Herbheit den hellen Schein wieder verdrängt hatte, den die Gegenwart der jungen Nonne hervorgelockt.

Diese schaltete eine Weile geräuschlos in dem Zimmer, dann holte sie ein grobes Strickzeug hervor, und auf einem Stuhl in der Nähe des Ruhebettes Platz nehmend, begann sie leise und eifrig zu arbeiten.

Es war ganz still in dem hohen Gemach; nur das Feuer im Kamin knisterte und flackerte und die Uhr antwortete darauf mit ihrem eintönigen Ticken.

„Ich möchte wohl wissen,“ begann endlich Philipp gedankenvoll, halb zu sich selbst redend, „was Sie veranlaßt hat, so jung und“ — schön hatte er sagen wollen, aber er unterdrückte das Wort — „so jung einen so schweren, entsagungsreichen Beruf zu wählen.“

Sie sah auf und ein schwärmerisches Leuchten brach aus ihren großen blauen Augen.

„Giebt es denn ein größeres Glück, als sein Leben dem Herrn zu weihen!“ erwiderte sie leise.

Philipp antwortete nicht sogleich; nach einer Pause sagte er: „Sie haben niemals irdische Freuden kennen gelernt, für die wir doch so gut erschaffen wurden,

wie für unsere Leiden. Ehe Sie wußten, welches Loß Ihnen bechieden war, haben Sie freiwillig auf Ihren Anteil an Freude verzichtet, um aus Ihrem Leben eine Kette schwerer Opfer zu machen.“

„Wenn ich das Kreuz meines Heilandes hier auf mich nehme, wird er mir dort die Krone des ewigen Lebens schenken,“ entgegnete Schwester Rafaele mit strahlendem Blick.

Der Kranke hatte vielleicht niemals ein Organ befaßen für diese Entsagungsfreudigkeit, die des himmlischen Lohnes sich getröstet für irdische Entbehrung, aber von den reinen, keuschen Lippen der jungen Schwester berührten sie ihn wie eine milde Offenbarung. Auch ihm war ein Kreuz auferlegt — kein freiwilliges zwar — schwer und unerträglich, gegen das sich alles in ihm auflehnte, was noch mit „klammernden Organen“ an diesem Leben hing; ja, elend und reizlos, wie das seinige war, er schauderte vor dem Gedanken an den Augenblick, der seinem Dasein ein Ziel setzen würde. Nur wenn er in die klaren, frommen Augen Schwester Rafaelens blickte, Augen, welche denjenigen der rührend kindlichen Heiligen- und Engelsgestalten einer naiven Kunst glichen, kam auch über ihn wohl für kurze Zeit eine Sehnsucht nach Frieden, nach traumlosem Ausruhen von allem Leid und Ungemach.

Ach, einst hatten seinem Leben ähnliche Augen geleuchtet, und doch hatte er sich von Irrlichtern in ihren Bannkreis locken lassen!

„Mich dünkt, Schwester Rafaele,“ sagte Philipp nach einer Weile ernstern Sinnens, „Sie sind besser noch, als Ihre Worte. Nicht nur um des Lohnes willen, der Sie in einem anderen Leben erwartet,



sind Sie der Engel der Kranken, denen Ihre Gegenwart allein schon Linderung ihrer Qualen bringt.“

„Ich thue nur meine Pflicht,“ entgegnete Schwester Rafaele einfach.

„Ach, nennen Sie doch das frostige Wort nicht in Bezug auf sich,“ unterbrach sie Philipp lebhaft. „Ich weiß es besser. Sie sind ein Bote, den uns der Himmel in herzlichem Erbarmen mit unserm Elend geschickt hat, damit er uns das Sterben leicht machen und die Sehnsucht nach seiner Heimat in uns erwecken soll. Sagen Sie mir nicht, daß Sie ein Wesen von Fleisch und Blut sind wie — Dora und ich, es wäre ja schrecklich, das denken zu müssen. — —“

„Sie dürfen so nicht zu mir sprechen, Herr Hauptmann,“ bat Schwester Rafaele mit sanftem Vorwurf.

Er blickte zu ihr hin mit den fieberglänzenden Augen, während zwei kleine rote Flecke auf seinen hohlen Wangen sichtbar wurden.

„Erlaubt Ihre Religion denn nicht, daß man zu den Heiligen betet?“ sagte er leise. „Und kann es Sie kränken, wenn einer der Elendesten auf diesem jämmerlichen Planeten die Augen mit scheuer Ehrfurcht zu Ihnen erhebt, die ein Muttergottesbild nicht beleidigen könnte! — — Ich habe wenig in meinem Leben gethan, was mich zu dem Glauben berechtigen dürfte, dort oben eines guten Empfanges gewärtig zu sein. Soll ich nicht, nun Sie, eine Heilige, mir entgegengetreten, den Versuch machen, mir ihre Fürbitte zu gewinnen?“

Es lag ein tiefer, vielleicht ungewollter Ernst in seinen Worten, der Schwester Rafaele rührte.

„Ich will Ihnen meine Fürbitte nicht versagen,“ erwiderte sie herzlich; aber im stillen dachte sie

bekümmert, daß dieselbe einem Reizer gelten und darum vielleicht des Erfolges entbehren würde.

Sie hatte sich erhoben und trat an das Lager des Kranken. Das Sprechen hatte ihn aufgeregt; kalter Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn. Sie nahm ein Tuch und wischte mit leiser Hand die Tropfen ab und bedeutete ihm, jetzt zu ruhen, damit die Nacht keine Verschlimmerung seines Zustandes bringe. Er that gehorjam, wie sie ihm geheißen und nickte ihr dankbar zu, als sie ihm Gesicht und Hände mit stärkender Essenz rieb.

Eine Weile lag er ganz still, dann sagte er leise: „Wissen Sie auch, warum Ihr Gesicht mir so lieb und vertraut war, gleich zum erstenmal, als ich Sie sah, Schwester Rasaele? Ihre Züge tragen eine Ähnlichkeit mit einer Person, die mir einst teurer war, als irgend ein anderer Mensch. — — Ich hatte eine Schwester, ein holdes, liebliches Geschöpf, gut und frohsinnig wie ein Kind — — ich würde nicht das geworden sein, was ich jetzt bin, wenn sie mir geblieben wäre — sie war verlobt, einem trefflichen Manne; oh, und wie war sie befähigt für den schönsten und edelsten Beruf des Weibes, den der Gattin und Mutter! Sie, so selbstlos, so gut, von einer so glücklichen und beglückenden Heiterkeit. — — — Eine zehrende Krankheit erfaßte sie; wir kämpften vergebens dagegen an. Sie litt klaglos, immer freundlich — — — es ist schwer, Schwester Rasaele, andere leiden zu sehen, aber es ist qualvoll, selbst zu leiden, ohne Hoffnung! Ich weiß es, aus guter Erfahrung — — — Sie starb; ich war der Verzweiflung nahe über ihren Verlust — — — doch, man verwindet jeden Schmerz, wenn man jung ist — auch mir gelang es. — — Ich lebte unter über-

mütigen Kameraden, in dem leichtfertigen Treiben der Großstadt, aber selbst in dem tollsten Leben vergaß ich nicht das süße Bild der Toten; und ein Wesen zu finden, das ihr ähnlich war, das blieb für mich stets das Ideal, nach dem ich strebte. — — Ich suchte jahrelang, vergebens. — Da endlich glaubte ich das Gefundene zu haben, wonach mein Herz verlangte — eine flüchtige Ähnlichkeit in ihrem kindlichen Wesen täuschte mich, und — Dora wurde mein Weib!“

Ein schneidendes Lachen, so schrill und höhnisch, daß es Schwester Rafaele kalt durchschauerte, folgte den letzten Worten. Aber das Gelächter brach jäh ab in einem röchelnden Husten, der unheilverkündend aus der kranken Brust heraufstönte.

Plötzlich richtete sich der Kranke auf; sein Gesicht nahm den Ausdruck heißer Seelenangst an, und er stammelte unverständliche Laute. Schwester Rafaele legte den Arm stützend um die abgekehrte Gestalt; er blickte sie dankbar an, als er aber jetzt die Lippen öffnete, entquoll denselben statt der Worte ein Strom dunklen Blutes.

Er sah es und schloß die Augen. Schwester Rafaele drückte auf die Klingel, welche auf dem Tischchen neben dem Ruhebett stand und schickte den eintretenden Diener, der entsezt auf seinen Herrn blickte, nach dem Arzt.

Sie wendete alle Mittel an, die sie kannte, um das Blut zu stillen; aber unaufhaltsam verließ der warme Lebensquell das Haus, welches ihm nicht mehr Wohnung sein sollte. Schwer war der Kopf des Sterbenden auf die Schulter der jungen Nonne gesunken; sie bettete ihn tief, um dem Blut den Ausgang zu verwehren und lauschte angstvoll auf seine Atemzüge.

Jetzt öffnete er die Augen, sein Blick suchte sie mit einem matten Lächeln.

„Ich dachte nicht, daß es so rasch zu Ende gehen würde,“ hauchte er kaum hörbar. „Beten Sie für mich, Schwester Rafaele — — —“

Schwer sanken die Lider halb über die verlöschenden Augen; ein kurzer, röchelnder Laut aus der kranken Brust; langsam sickerten noch einige Blutstropfen zwischen den totenblaffen Lippen hervor — — dann war es still — — ganz still — — —

Es war nicht das erste Mal, daß die junge Nonne an einem Sterbebette stand. Noch einmal beugte sie das Ohr zu seinem Munde, aber sie schüttelte traurig den Kopf: nicht der leiseste Hauch eines Atemzuges drang mehr aus der Brust herauf.

Mit zarter Hand schloß sie die Lider über den gebrochenen Augen; faltete ihm fromm die Hände auf der Decke, nachdem sie ein Tuch über die Blutspuren gebreitet, und sank dann an dem Lager nieder, in stillem Gebet. — — —

So fand sie der Arzt.

Auch er konnte nichts anderes thun, als bestätigen, daß der Tod eingetreten sei; er hatte das schon seit Monaten erwartet; es war ja ein Glück, daß die qualvolle Krankheit ein so jähes Ende genommen. In dessen blieb er noch, um die junge Frau zu erwarten, die man aus dem Theater gerufen hatte.

Als der Wagen, der Dora zurückbrachte, vor dem Hause hielt, ging ihr Schwester Rafaele entgegen.

Die bleichen, verstörten Züge der jungen Frau verrieten, daß sie das Schlimmste wußte. In seinem eigenen Schrecken hatte es ihr der Diener ohne Vorbereitung gesagt.

Schwester Rafaele nahm beide Hände Doras und drückte sie sanft in den ihren.

„Es war Gottes Wille,“ sagte sie, mit innigem Blick in die Augen der jungen Witwe sehend. „Er hat ihn erlöst von schwerem Leiden! Und schmerzlos, ohne Kampf ist er hinüber geschlummert.“

Sie legte liebevoll den Arm um Doras Gestalt und wollte sie nach dem Zimmer führen, in welchem der Tote lag, doch jene machte sich mit einer hastigen Bewegung frei.

„Ich kann keine Leiche sehen,“ stammelte sie, das Gesicht in den Händen verbergend.

„Auch nicht diejenige Ihres Vaters?“ fragte Schwester Rafaele in ernstem Staunen. „Er liegt so friedlich da, wie ein Schlafender. Sein Anblick wird Sie nicht erschrecken, sondern Ihrem Schmerze Tröstung sein.“

„Nein, nein!“ entgegnete Dora, indem sie an das äußerste Ende des Zimmers floh und sich dort in einen Sessel kauerte. „Ich kann es nicht; es ist mir unmöglich!“

Die Thür des Sterbezimmers hatte sich leise geöffnet, und der Arzt war herausgetreten. Schwester Rafaele flüsterte ihm einige Worte zu und verließ dann das Gemach.

Er näherte sich der jungen Frau, die ihm ängstlich entgegenblickte und sprach freundlich auf sie ein. Als sie aus seinen Worten heraushörte, daß er sie nicht dazu bewegen wollte, den Toten zu sehen, wurde sie merklich ruhiger. Sie weinte reichliche Thränen, die vielleicht nicht nur ihrer eigenen Verlassenheit galten, und ließ sich von dem herbeigerufenen Kammermädchen nach ihrem Schlafzimmer führen, um sich auf

den Rath des Arztes sofort zur Ruhe niederzulegen. Alles Geschäftliche hatte er, der langjährige Freund Philipps, bereitwillig ihr abgenommen.

Ein wenig blaß noch, mit den Spuren der Thränen in den langen Wimpern, lag bald darauf Dora in den Kissen ihres Lagers, an welchem das Mädchen, Wache haltend, saß, denn die junge Frau hatte erklärt, unter keinen Umständen diese Nacht allein bleiben zu wollen. —

Dora schlief ruhig und sanft wie ein Kind, dem noch der milde Freund, der Schlaf, schmerzauslöschend zu jeder Stunde naht.

Und wie ein Kind wird sie ihren Schmerz leicht überwinden. Er wird keine Spuren in ihrem blühenden Antlitz zurücklassen; sie wird bald mit demselben Lächeln wieder in die Welt sehen, mit dem sie den todkranken Gatten verließ, um sich im Theater für manche trübe Stunde am Krankenbette zu entschädigen. — Der Schnitt ihrer Trauergewänder wird für sie der Gegenstand ernster Erwägung sein; tadellos wird sie aus den Händen der Schneiderin hervorgehen, und der Spiegel wird ihr sagen, daß die Witwenhaube ihrer zarten Gesichtsfarbe entzückend steht. Sie wird sich für eine Weile aus der Gesellschaft zurückziehen, aber nach Ablauf eines Jahres werden ihr viele versichern, daß sie ein Unrecht gegen sich selbst begehe, wenn sie, so jung und schön, ihr Leben wegen eines schwindstüchtigen Gatten vertrauern wollte. Sie hat diese Bemerkung schon seit geraumer Zeit selbst gemacht; und das Ende des Trauerjahres findet sie sehr bereit, die Witwenhaube gegen den hochzeitlichen Orangenzweig zu vertauschen. Und — im Besiß eines bedeutenden Vermögens — wird sie die Wahl haben

unter einer großen Zahl von Bewerbern. Sie wird den jüngsten und hübschesten sich wählen, und wenn er oberflächlich und weltlich ist wie sie, wird sie so glücklich mit ihm werden — wie sie es verdient. — —

Während Dora friedlich und sorglos schlummerte, stand an dem Totenbette ihres Vaters Schwester Rafaele und blickte mit inniger Theilnahme in das bleiche, stille Gesicht, über das der Tod einen verklärten Ausdruck gebreitet. Sie dachte mit tiefer Wehmut, wie er hatte sterben müssen, ohne einen letzten Liebesblick von derjenigen, die seinem Leben am nächsten gestanden, wie er alles gehabt, wonach irdischer Sinn verlangte, ehe die Krankheit ihn befiel. — — Aber hatte er selbst das wahre Glück gekannt, er, der so oft mit bitterem Spott von seinem Leben gesprochen? Von Thorheiten, die nie wieder gut zu machen seien?

Die Seele der einfältigen jungen Nonne füllte sich mit süßem Genügen, daß ihr Pfad weitab lag von demjenigen solcher, die hier auf Erden nach einem schattenhaften Glück hasten und jagen. Er hatte es nicht gefunden; und würde es ihr zu teil werden, ihr, die sorglos ruhen konnte, jetzt, wo der Leib ihres Vaters kaum im Tode erstarrt war — ? —

Sie zündete die Kerzen an zu Häupten des Lagers, öffnete den Flügel eines Fensters und ließ die Vorhänge herab. Dann stand sie noch eine lange Weile mit gefalteten Händen und andächtig geneigtem Haupte, ehe sie geräuschlos das Zimmer verließ.

Als sie aus dem Hause trat, lag tiefes Dunkel in den verödeten Straßen. Kein Stern blickte vom finstern Himmel herab; gestaltlos, schwarz, geräuschlos breitete die Nacht ihre Schatten über die Erde.

Ohne Zagen schritt Schwester Rafaele dahin; ihr leichter Schritt weckte ein leises Echo, das wie der Schall von Tritten klang, die sie verfolgten. Aber ihr Herz empfand keine Furcht. Sie, so jung, schön und allein, eilte sorglos durch die Straßen der großen Stadt, sicher im Schutze der schweigenden Nacht und ihres frommen Gewandes.







## Hugo Frederking

geb. 1854 zu Kassel, besuchte die Realschule und die polytechnische Schule seiner Vaterstadt, absolvierte das Landmessereexamen, genügte seiner Militärpflicht und fand, nachdem er am Feldzug gegen Frankreich teilgenommen, Beschäftigung in den Provinzen Holstein, Hannover, Brandenburg, bis er als Katasterkontrolleur in Westpreußen und später bei der Regierung in Bromberg angestellt wurde. 1889 kehrte er auf Wunsch in die hessische Heimat zurück und verwaltete als Steuerinspektor das Katasteramt zu Wixenhausen. Lebt seit einigen Jahren in seiner Vaterstadt im Ruhestand.

Er veröffentlichte: *Der Born der Liebe. Eine Hessische Sage* (D.) 1885. — *Stromschnellen* (R.) III, 1889. — *Witingers Ende. Eine nordische Sage* (D.) 1889.

---

### Die goldene Zeit.

Die nach dem Scharaffenlande sich sehnen,  
Ein Paradies in der Fremde wähen,  
Die Reichen, die jeglichen Wunsch sich erfüllen,  
Die Herrschenden, die sich mit Prunk umhüllen,  
Die Erbärmlichen, die mit schneeweißen Händen  
Das Zeitrad versuchen rückwärts zu wenden,  
Die anderen, die an dem Staatsbau rütteln,  
Die alles Erhabene kleinlich bekritteln —  
Sie alle erträumen die goldene Zeit,  
Und — ach, — sie sind ihr unendlich weit!

Wer das Leben erfaßt am rechten Ende,  
Wer im Kampfe fleißig rühret die Hände,  
Wer nicht zagt, wenn das Ziel sich ihm plötzlich entrückt,  
Wer da hofft, wenn sein Ringen ihm heute mißglückt,  
Daß er's morgen erfolgreich beginne aufs neue,  
Wer da sorgt, daß sein Thun ihn nimmer gereue,

Wer da jesselt die Lieb' mit der Treue Ritte  
 In hehrer Reine an seine Schritte,  
 Der ist wahrhaftig gebenedeit,  
 Er durchlebt die geträumte, die goldene Zeit!

Kann dann am beginnenden Lebensabend —  
 Den zufriedenen Geist am Erinnern labend —  
 Er einen Moment reinsten Glücks nur finden,  
 An den sich nicht bittre Enttäuschungen binden,  
 Und einen, in dem er sich selbst bezwungen  
 Und böses Begehren niedergerungen,  
 Kann dann er noch freudig die Hoffnung hegen,  
 Zwei Momente der Art zu den vorigen zu legen, —  
 Dann ist er zwiefach gebenedeit,  
 Er steht mitten im Glanze der goldenen Zeit!

Und wenn er mit seiner Kraft am Ende,  
 Wenn ruhen die nimmermüden Hände  
 Vom Tagewerk endlich zum letzten Male,  
 Wenn entfliehet der Geist der verweslichen Schale —  
 Umstehen alsdann der Schmerz und das Sehnen  
 Die Bahre, und fließen dann redliche Thränen  
 Der Freundschaft, der Achtung, der Ehrfurcht, der Liebe,  
 Dann verdient er, daß man auf das Grab ihm schreibe:  
 „Hier ruht, der vor allen gebenedeit,  
 Sein Leben fiel voll in die goldene Zeit!“





## Fritz Pfingsten

geboren am 16. Februar 1854 in Solborf, Kreis Rinteln. Besuchte das Seminar zu Homberg, war von 1875 bis 1887 Lehrer in Untendorf und ist jetzt Lehrer an der Bürgerschule in Rinteln a./Wefer.

---

### Am Bier.

(Schaumburgische Mundart.)

Ach, worüm in aller Welt  
Is jußt dat sau<sup>1)</sup> fiern,  
Wat ek sau unbännig leiv:  
Bärge, Bier un Stiern?

O dat Bier! — Oft denk' ek dran.  
't was üm Middernacht.  
Scheveningen hadde al<sup>2)</sup>  
Ütemâkt dän Dacht.

Ek noch sat, âhn' Lust, âhn' Lëd,  
Up verlätner Bank;  
Wirr ümspunn dän welken Sinn  
Kunterbunt Gerank.

„Stimmung“, trotz Musiek un Wien,  
Dat mek ganz im Stich!  
Wagner'sch' Tönkunst, Hollän'sch' Snaf —  
Ek verstund dat nich.

---

<sup>1)</sup> so. <sup>2)</sup> schon.

Sau woll' ek denn släpen gâhn.  
 Leibe Mier, güt' Nacht!  
 Äver erst en Abscheidskuß  
 Moßt mek gießen sacht'.

Up där Bühne Tunge<sup>1)</sup> fett'  
 Mütig ek dän Faut,<sup>2)</sup>  
 Schümend'<sup>3)</sup> Lippen küssen ehn,  
 Un mek stoct dat Blut.<sup>4)</sup>


Düster rings, dä Himmel drägt  
 Sin peckswart Baret;  
 Sturm un sine Mieresbrüt  
 Singt en gröt Duett.

Wat för'n Text? — Dä was wol dütsch,  
 Denn dat packe an.  
 Dacht' an nix, un Andacht doch  
 Heilt,<sup>5)</sup> dä Seel' im Bann.

---

1) Zunge. 2) Fuß. 3) Schäumende. 4) Blut. 5) Heilt.





## Daniel Saul

geboren am 2. September 1854 in Balhorn (Kreis Wolfhagen) als Sohn des Pfarrers Ludwig Saul, ging zu Ostern 1869 auf das Gymnasium zu Hersfeld, bestand im Herbst 1875 das Maturitätsexamen daselbst und bezog die Universität Leipzig. Er studierte Philosophie und Philologie, versuchte sich auch nebenbei litterarisch. Im April 1879 wurde er in die Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ berufen, für die er schon als Berichterstatter thätig gewesen war. Im Jahr 1881 verheiratete er sich. Als Redakteur an der „Frankf. Ztg.“ wirkte er bis zum Jahre 1891, wo er als Vertreter desselben Blattes nach Stuttgart übersiedelte. Im folgenden Jahre erwarb er sich in Tübingen die philosophische Doktorwürde.

Erschienen sind von ihm „Gedichte“ (1894), außerdem noch „Schiller im Dichtermund“ (1896), ferner Novellen, Humoresken u. s. w., in verschiedenen Zeitschriften („Cotta's Musenalmanach“, „Hessensland“ u. s. w.).

### Nach Hause.

Ich wandre zu Thale ohne Ruh,  
Es eilt mein Herz der Heimat zu.

Der Heimat, die in der Ferne sich  
In meine dunkeln Träume schlich.

Wie grüßen mich entlang das Thal  
Die Büsche, die Bäume allzumal.

Der frische Bach, geschwäzig laut,  
Erzählt ein Märchen alt und traut.

Doch weiter, weiter eilt mein Fuß;  
Die Seele lechzt nach anderm Gruß.

Noch ferne bin ich dem Vaterhaus,  
Aber mein Herz ist weit voraus.

Und es pocht, als läg' es schon liebewarm,  
Lieb Mütterlein, in deinem Arm!



### Verspätet.

Trüb war und sonnenlos der Tag  
 Wie Vorgefühl von Spätherbstleide;  
 Ein Nebel, dumpf und bleiern, lag  
 Gleich einem Alp auf Flur und Heide.

Da bricht aus dunkler Wolkenschicht  
 Sieghaft im letzten Augenblicke  
 Die Sonne, daß ihr heil'ges Licht  
 Die Erde scheidend noch erquickt.

So fließt mein ganzes Leben hin,  
 Dem nie ein Stern hat Glück gespendet,  
 Und dessen einziger Gewinn  
 Sich offenbart, indem es endet.



### Erinnerung.

Dich an mein Herz zu schmiegen,  
 Das allem Weh und Streit  
 Des Daseins will erliegen,  
 Bist du herauf gestiegen, —  
 Traum meiner Jugendzeit!

Der aus dem Heimatthale  
 Den Weg bis zu mir fand:  
 Mein Haupt, das sorgensahle,  
 Rührt tröstend eine schmale  
 Dornblütenweiße Hand.



### Ein fallendes Blatt.

Daß es den Himmel finde  
 Vom Erdentum erlöst,  
 Giebt sich das Blatt dem Winde,  
 Der es zu Boden stößt.

O Herz, so laß dir sagen:  
 Du bist wie dieses Laub;  
 Was dich soll aufwärts tragen,  
 Daß wirft dich in den Staub.



### Allerseelen.

Ein Hauch umweht mich vom Bergehn,  
 November ist's und Allerseelen.  
 Mein eignes Grab seh' ich erstehn,  
 Doch die es schmücken sollten, fehlen.

Es liegt verlassen, ungekant,  
 So wie kein zweites an dem Orte.  
 Seit Jahr und Tag. Die liebe Hand,  
 Die einst es pflegte, die verdorrte.

Und nur die Esche denkt an heut,  
 In deren Obhut ich mich schmiege;  
 Die ihre letzten Blätter streut,  
 Daß ich nicht ganz verlassen liege.



## Weltfern.

Laß deiner Stimme goldnem Klange,  
 Laß mich ihm lauschen still und stet,  
 Indes in seinem wilden Drange  
 Der Strom der Welt vorübergeht.

Die Welt mit ihrem Lärm und Hasten —  
 Was ist, das sie mir geben kann?  
 Darf ich in deiner Nähe rasten  
 Und atmen nur in deinem Bann!



## Sommernacht.

Tausend goldne Sterne glänzen  
 An des Abendhimmels Pracht —  
 Duftig liegst du, ohne Grenzen,  
 Märchenschöne Sommernacht!

Jubeln möcht' ich, doch ich neige  
 Still das Haupt zum Erdengrund;  
 Wenn die Himmel reden, schweige,  
 Schweig', du armer Menschenmund!



## Winter.

Schweigsam sind wir gewandert  
 Mitsammen Hand in Hand  
 Durch die verschneiten Fluren,  
 Durch winterliches Land.



Schweigsam sind wir gewandert;  
Wir haben wohl gewußt,  
Daß wir den Winter tragen  
Auch in der eignen Brust.



### Antwort.

Herbstesabend, klarer Himmel,  
Sternlein ohne Zahl und Reih',  
Und in einem jeden schaue  
Ich das Bild der holden Fei.

Lindenbaum, dich will ich fragen,  
Ob sie liebt mich oder nicht.  
Warum schüttelst du und wirfst mir  
Welke Blätter ins Gesicht?



### Zu spät.

Unsre müden Augen brennen,  
Bitternd löst sich Hand von Hand,  
Da ein flammendes Erkennen  
Uns im Abschied jäh verband.

Muß ich nicht ein Glück beweinen,  
Das der Augenblick gebiert,  
Wenn das Herz in diesem einen  
Alles findet und verliert?



## Verbannt.

Du hast verfolgt mich und verbannt,  
Doch blieb ich dir treu, mein Vaterland.

Du nahmst mir Ehre, Glück und Brot  
Und stießest mich aus in bittere Not.

Keine Schmach, die du nicht an mir gethan,  
Und dennoch hing mein Herz dir an:

Ob du es tratst mit Füßen schier,  
Es jauchzte mit dir und weinte mit dir.

Und Jahr auf Jahr verging, versank,  
Nun bin ich elend und heimwehkrank.

Gebeugt ist mein Nacken, mein Haar erblich,  
Zum letzten Gange rüst' ich mich.

Doch ehe sie in den fremden Sand  
Mich betten, höre mich, Vaterland!

Von deinen Bergen, deinen Au'n,  
Einen Hauch laß meine Stirn betau'n.

Send' einen Gruß mir, einen nur,  
Und wär's nur ein armer Halm der Flur.

Und wär's nur ein verwelktes Blatt,  
Das einst daheim gegrünet hat.

So will ich vergessen, was du mir gethan —  
Mein Vaterland, ich sterbe dran!



## Watterhaus.

Steht ein Haus so arm und klein  
 Hinter blauen Bergeketten.  
 Armes Haus! ich denke dein,  
 Bis sie mich zur Ruhe betten.  
 Fliehet nachts der Schlummer mich,  
 Seh' ich dich vor mir ersteigen,  
 Und mir ist, es wolle sich  
 Meine Jugend zu mir neigen.

Weißt du noch? ein frohes Kind  
 Jauchzt' ich einst aus vollem Herzen;  
 Da vertraut' ich noch dem Wind  
 Alle meine kleinen Schmerzen.  
 Fremd der Welt und ihrer Qual,  
 Kniet' ich zu der Mutter Füßen —  
 Armes Haus, ein einzigmal  
 Nur von fern möcht' ich dich grüßen.

Schnee fiel auf den Blütenbaum,  
 Jugendglück, es kehrt nicht wieder;  
 Und so berg' ich in den Flaum  
 Tief die schlummerlosen Lieder,  
 Bis mich in der Sehnsucht Reich  
 Führt der Traum, der flügelschnelle,  
 Und mein Haupt liegt — wie so weich! —  
 Watterhaus, auf deiner Schwelle.



### Rundgesang.

Durch die Reihen brauste der Rundgesang  
 Und füllte die Herzen mit mächtigen Drang,  
 Es perlte der Rheinwein und schäumte;  
 Laut flog die Freude im Kreise herum,  
 Nur ich allein saß still und stumm,  
 Das Gesicht in den Händen, und träumte.

Da war's, wo jeder vom Liebchen sang  
 Und Becher mit Becher zusammentrang:  
 „Der Süßen auf Leben und Sterben!“  
 Und lauter empor schwoh des Jubels Flut,  
 Ich aber zernagte die Lippen auß Blut  
 Und drückte den Römer in Scherben.



### Auf dem Friedhose.

Der Lenz ist da! Und Blüten goß er auß  
 Auch über dich und auf das stille Haus,  
 Da du nun wohnest frei von Erdenplagen;  
 Und ich — ich bin gekommen, einen Strauß,  
 Von deinem Grab gebrochen, heimzutragen.

Tot bist du allen, die dich nie gekannt.  
 Mich aber dünkt, du weilest nur verbannt  
 An einem fernen, abgeschiednen Orte,  
 Und habest diese Blumen mir gesandt,  
 Zu grüßen mich als traute Liebesworte.



## Vision.

Mir auf's Haupt leg' die weiße Hand.  
 Kannst du sehn? Eine Wolkenwand!  
 Schimmernd liegt noch die weite Au' —  
 Aber dort kommt es grau.

Sieh, es naht, es verscheucht den Tag;  
 Mich umweht schwüler Flügelschlag,  
 Und es gellt wie ein Schrei der Not —  
 Weißt du nicht, was uns droht?

Mir auf's Haupt leg' die weiße Hand,  
 Daß ihr Druck alle Schmerzen bann't,  
 Daß mein Blick deine Hilfe heischt,  
 Wenn die Angst mich zerfleischt.



## Im Walde.

Mitten in dem grünen Neigen  
 Steht ein Baum, im Mark verzehrt,  
 In der Wurzel, in den Zweigen  
 Hat ihn schon der Tod verzehrt.

Kings um ihn hält liebewarme  
 Daseinsfreude offen Haus;  
 Sehnsuchtsvoll die welken Arme  
 Streckt er nach dem Frühling aus.

Nur von ferne fühlt er wehen  
 Lenzluft, die ihn nie umfaßt.  
 Alles sieht er auferstehen  
 Und verdorrt von Ast zu Ast.



## In der Heimat.

Als ich nach manchem Jahr  
 Zur Heimat jüngst gekommen war,  
 Da fand ich, ach! verwandelt und zerstört,  
 Was einst mir angehört.

Die Plätze heimlich traut,  
 Da ich gespielt, sie sind verbaut,  
 Und Fremde seh' ich gehen ein und aus  
 In meinem Vaterhaus.

Das Dorf durchschreit' ich sacht;  
 Nicht einer nimmt des Wandrers acht,  
 Nicht einer weiß, noch fraget, wer ich sei —  
 Stumm eilen sie an mir vorbei.

Zum Kirchhof führt mein Weg,  
 Umbuscht von grünem Dorngeheg.  
 Die mich geliebt, die meiner Jugend Hort,  
 Die Meinen schlafen dort.

An ihren Gräbern bin  
 Still weinend ich gesunken hin,  
 Und über meinem Haupt der Lebensbaum  
 Rauscht meiner Jugend Traum.

Es fällt vor meinen Fuß  
 Ein grüner Zweig gleich liebem Gruß.  
 Ob unerkant durchs Heimatdorf ich schlich —  
 Die Toten kennen mich.



## Nachtbild.

Allverhüllend ist die Nacht  
Schon herausgezogen;  
Von der Brücke blick' ich stumm  
In die dunkeln Wogen.

Ist ein halbverschollner Traum  
Mir durchs Herz gegangen  
Von der holden blassen Maid,  
Die mich einst umfangen.

Wolken ziehen trüb und schwer,  
Wollen sich nicht sputen.  
Sieh, da fällt ein Mondlichtstreif,  
Zitternd durch die Fluten.

Und mir ist, ich sähe dich,  
Wie in wildem Harne  
Flehend du zu mir erhebst  
Deine weißen Arme.

Und es rauscht zu mir empor,  
Wie wenn aus der Tiefe  
Deine Stimme sehnsuchtsvoll  
Meinen Namen rief.

Horch! Ein Menschentritt! Da ist  
Scheu der Traum versflogen —  
Drunten wälzt der Strom dahin  
Achzend seine Wogen.



**Dichtergrab.**

Ein Dichter ist gestorben  
Verkannt und arm,  
Sie haben ihn begraben, —  
Daß Gott erbarm'!

Und es war keine Seele,  
Die sich bemüht,  
Des Sängers Grab zu schmücken  
Mit Kranz und Blüt'.

Es lag gleich seinem Liebe  
Vergessen lang,  
Bis eine wilde Rose  
Dort jüngst entsprang.

Die Rose pflanzte niemand  
Dem Hügel ein:  
Sie muß wohl seinem Herzen  
Entsprossen sein.







## Anna Weidenmüller

geb. 1854 als jüngstes Kind des kurhessischen Rentmeisters Weidenmüller zu Madenzell, besuchte von 1860—68 die Volksschule zu Hünfeld, von 1869—73 die Ober- und Seminarclassen der höheren Töchterschule in Kassel, bestand 1873 ihr Lehrerinnenexamen und war seitdem als Lehrerin thätig. Lebt gegenwärtig als Privatlehrerin auf Schloß Destedt bei Braunschweig. — Beiträge (Erzählungen und Gedichte) von ihr im „Quellwasser fürs deutsche Haus“, im „Reichsboten“, im „Hessenland“ u. a.

Sie gab heraus: Die letzte Rose (Waldmärchen) 1879. — Schildheiß (Deutsche Sage in sieben Gefängen) 1884. — Fibel (Dichtung) 1892. — Ein Glaube (Erz.) 1895. — Bij Zupô (Erz.) 1899.

---

### Auf dem Meißner.

So hab' ich endlich dich erstiegen,  
Du stolzer Berg, mir längst bekannt,  
Und sehe mir zu Füßen liegen  
Mein vielgeliebtes Hessenland.

Und wie ich seine Quellen rinnen  
Und leuchten sehe seine Flur,  
Da regt sich mir im Herzen innen  
Ein einziges Verlangen nur.

Das ist das Sehnen, nicht vergebens  
Auf dieser schönen Welt zu sein  
Und alle Kräfte meines Lebens  
Dem Dienst des Guten nur zu weih'n.

In dieses einen Wunsches Fülle  
Ruhet alles andre Wünschen aus,  
Wie sich in einer Knospenhülle  
Verbirgt ein ganzer Blütenstrauß.

Und bittend schaue ich nach oben:  
 Du bringst den Strom im Meer zur Ruh,  
 O Herr, den die Gestirne loben,  
 Füh'r meinem Ziel mich gnädig zu.



### Herbstblätter.

#### I.

Vor meinem Fenster die Platanen  
 Streu'n Blatt um Blatt zu mir herein,  
 Als wollten sie mich leise mahnen,  
 Des Herbstes eingedenk zu sein.

Und wie ich seh' die Blätter schweben,  
 Da fliegt mir plötzlich durch den Sinn,  
 Daß ich ja selbst in meinem Leben  
 Wie ein verstreutes Blatt nur bin.

Doch sei es drum! — Die Blätter wehen,  
 Wohin der Wind sie treibt und weist;  
 Wie sollte ich nicht willig gehen,  
 Wohin mich leitet Gottes Geist? —

~~~~~

II.

Das Mondlicht spinnt in Silberschleier
 Des Gartens dunkle Fichten ein,
 Und auf dem schilfumsäumten Weiher
 Liegt bleich und kühl sein Widerschein.

Der Nachtwind flüstert im Geäste,
 Als fäng' er Baum und Strauch zur Ruh,
 Und wie ein Schatten huscht dem Neste
 Am Kirchendach die Eule zu.

Die Turmuhr schlägt die zwölfte Stunde —
 Novembernacht, wie still bist du!
 Kein Laut ertönt in weiter Runde,
 So komm', mein Herz, auch du zur Ruh!



III.

Es spielt im Krug zum grünen Kranze
 Die Dorfmusik auß' allerbest,
 Und alles wirbelt sich im Tanze,
 Denn es ist heute Erntefest.

Und wie das Pfeifen und das Geigen
 Gedämpft zu mir herüberklingt,
 Indes ein Vöglein in den Zweigen
 Sein letztes kleines Herbstlied singt:

Da will sich schwer auß' Herz mir legen,
 Was sonst nur wenig mich gestört,
 Daß von dem reichen Erntesege
 Ringsum kein Körnlein mir gehört.

Die Pfeife schrillt in hohen Tönen:
 „Der Wind ist rauh, bald wird es kalt.“
 Dazwischen tönt der Fidel Höhnen:
 „Dein Haar wird grau, bald bist du alt.“

Und mir wird bang. — Da zwitschert leise
 Das Vöglein noch einmal sein Stück,
 Die ewig gleiche, frohe Weise;
 Und all mein Hoffen kehrt zurück . . .





Fritz Bode

schrieb früher unter dem Pseudonym Hans Elben, geb. 1856 in Felsberg (Kreis Melsungen) als Sohn des damaligen kurhess. Justizbeamten, späteren Amtsgerichtsrats B. Besuchte das Gymnasium zu Kassel, studierte von Ostern 1876 bis Herbst 1881 Philologie und Jurisprudenz in Göttingen, Leipzig, Marburg, war von Herbst 1881 bis 1886 Referendar in Kassel, genügte seiner Militärpflicht, bestand im Juni 1886 die zweite große Staatsprüfung, fand darauf kommissarische Beschäftigung in der Fürstl. Stolberg'schen Kirchenverwaltung, lebte von 1887—1892 als Amtsrichter in Arolsen und wurde 1892 als Kammerdirektor an die Spitze der Fürstlich Stolberg'schen Verwaltung berufen.

Er gab heraus: „Bilstein“, *Sang und Sage aus dem Verrathale*, 1883, 3. Aufl. 1892 (unter dem Pseud. Hans Elben). — „Stolberg“, *Gesch. aus dem 15. Jahrh.* 1890. — „Meergold“, 2. Aufl. 1892. — Beiträge von ihm in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen.

Wo ist das Paradies hienieden?

Wo ist das Paradies hienieden?
Im Orient? im Occident?
Mich deucht, es liegt allein im Frieden
Des Landes, das man Heimat nennt.

Einst wähnte ich das Glück zu finden
Und jagt' es ruhlos hier und dort,
Und wo ich hinkam, sah ich's schwinden,
Und wollt' ich's greifen, war es fort.

Nun aber such' ich Edens Garten
Nicht mehr an einem fernen Strand.
Der Stunde will ich sehnend warten,
Da heim ich keh'r ins Heimatland.



Fiebernacht.

Es schleicht die Nacht und will kein Ende nehmen,
 Es flieht der Schlaf den fieberkranken Geist.
 Gespenstig wird von nebelhaften Schemen
 Das Auge rings umgaukelt und umkreist.
 O wehe! selbst die lieblichen Gestalten,
 Die ich am Tag mir schuf so zart und mild,
 Die nahen nun als nächtliche Gewalten
 Und stieren mir ins Antlitz rauh und wild.
 Hier huscht es hin und dort, — in allen Ecken
 Wird es lebendig von dem Geisterreih'n,
 Hier taucht es auf, dort sucht sich's zu verstecken,
 Da füllt die Seele sich mit kaltem Schrecken:
 „In tiefer Nacht verlassen und allein!“

Hinweg, ihr Fieberträume, flieht von dannen!
 Ihr Spukgestalten, gebt den Geist mir frei!
 Giebt es kein Mittel, euch hinabzubannen?
 Giebt's keine zauberkräft'ge Melodei? — — — —

Horch! hörst du nichts?

Ein leises, leises Klingeln
 Tönt ganz von fern und wiegt mich sanft zur Ruh'.
 Es ist, als ob mit weichen Seraphschwüngen
 Ein Engel fächelte mir Kühlung zu.
 Und plötzlich wird es hell um mich im Kreise,
 Es beugt sich über mich mit Liebesgruß:
 Du standest da in deines Kleides Weiße,
 Du warst es selbst, du warst's von Kopf zu Fuß!
 Ich sah die Züge, sah die blonden Locken,
 Sah zweier Augen feuchtverklärten Schein,
 Und deine Worte klangen, sanft wie Glocken,
 Mir in das Ohr, das lauschende, hinein.

Da schwanden all die wüsten Fieberträume,
 Es sank mein Haupt, vom Schlummer leis berührt.
 Sanft schlief ich ein: in lichte Himmelsräume,
 Du reines Mägdelein, hast du mich geführt.



Im Mai.

Ich sprach zu mir: Schon rückt der Juni nah',
 Da wird es Zeit, den Frühling zu besingen,
 Denn zum Besungenwerden ist er da.
 Wohlauf, mein Geist, und rege deine Schwingen.

Gesagt, gethan . . . ich reime „Dust“ auf „Lust“,
 Ich schildere, wie alle Knospen treiben,
 Die Finken schlagen, und der Kuckuck ruft,
 Da — — klatscht der Regen an die Fensterscheiben.

Es gießt und gießt in ew'gem Einerlei,
 Man kann vor Kälte kaum die Finger rühren.
 Laß wenigstens, o Wonnemonat Mai,
 Nicht deinen Dichter jammervoll erfrieren.

Nun klopft es an die Thür', ich ruf' „Herein!“
 Ist es der Lenz? — Ach nein, ein Steuerzettel!
 Und jetzt (das fehlte noch!) fängt's an zu schnei'n.
 Ich pfeife, Mai, auf deinen ganzen Bettel.



Widerspruch.

Ich sang von Liebe Lust und Leid,
Nedoch ein Liebchen hatt' ich nicht, —
Und mitten in der Winterzeit
Verfaßt' ich manches Lenzgedicht.

Grad' als ich just verdursten wollte,
Pries ich den gold'nen Rebensaft,
Und als mit aller Welt ich grollte,
Lobt' ich der Freundschaft hehre Kraft.

Jetzt hab' ich all die schönen Sachen:
Ein Liebchen, Freunde, Lenz und Wein,
Nun aber — ist es nicht zum Lachen? —
Fällt mir kein einzig Verschen ein!





Karl Ernst Knodt

geb. am 6. Juni 1856 zu Eppelsheim als vierter Sohn des dortigen Pfarrers Adam Knodt, studierte von 1875-1878 in Straßburg, Utrecht und Tübingen Theologie, trat 1880 zu Gernsheim a. Rh. ins Pfarramt ein und lebt seit 1882 als Pfarrer in dem Walddorf Oberklingen im hessischen Odenwald. Eröffnet hat Knodt seine litterarische Thätigkeit vor vier Jahren durch eine Reihe von kritischen Aufsätzen in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“ gegen die Moderne, deren Auswüchse er lebhaft bekämpfte. Seitdem hat er auf litterarischem Gebiet eine rührige Thätigkeit anzuweisen. Dichterische Beiträge von ihm in zahlreichen angesehenen Zeitschriften („Deutsches Dichterheim“, „Deutsche Dichtung“, „Zur guten Stunde“, „Romanzeitung“, „Lyrische Blätter“, „Quellwasser für das deutsche Haus“, „Christoterpe“, „Monatsblätter für deutsche Litteratur“, „Hessensland“ u. a.). —

Vor kurzem gab er heraus: „Aus meiner Waldecke“ (Ge.) 1900. —
In Vorbereitung: „Aus allen Augenblicken meines Lebens“ (Gedichte und Sprüche).

An meinen Schweigenden Wald.

Das große Schweigen hier in meinem Wald —
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder.
Auf grünem Fittich schwebte die Gestalt
Der Poesie durch Tag und Traum hernieder.

Brach ich ein Blatt, so fühlst' ich einen Klang.
Auf jedem Lichtstrahl in den dunklen Zweigen
Lag mir ein Lied . . . der Wald ward ein Gesang,
Und ein Gebet das große Wälderschweigen.

Zur Erntezeit.

Segnend schreitet durch die Flur
Gott, mit vollen Händen spendend
Und das Werk der Allnatur
Wie in jedem Jahr vollendend.

Was ich that, thu' ich auch heut:
Sammle die verlornen Ähren,
Die Er auf dem Weg verstreut,
Bis sie sich zu Garben mehren.

Und ich kann sie nicht nach Haus
Auf den schwachen Schultern tragen — :
Zauchzend steck' ich einen Strauß
Auf den vollen Erntewagen.



Ich brauch . . .

Ich brauch ein ganzes Sonnenglühn
Für alle meine Herzenstiefen,
Auf daß zu Blumen auferblühn
Die Keime, die durch Jahre schliefen.

Nur ganze Liebe, ganzes Leid
Bermag der Winter zu vollbringen.
Noch harr' ich meiner Diterzeit,
Da auch die tiefsten Gräber springen.



Nimm auf!

Es fand noch jedweder Strom den Weg
 Auch in das weiteste Meer.
 Wohl brach er Brücken und manchen Steg,
 Wand sich die Kreuz und die Duer.

Ein Strom ist mein Herz zur brausenden See ;
 Nie kommt es, fürcht' ich, zur Ruh . . .
 Nimm auf sein Schäumen, voll Lust und Weh
 Allwiger Ozean, du!



Zum letztenmal.

Zum letztenmal — welch wehes Wort,
 Welch schriller Schrei voll Schmerzen.
 Zum letztenmal — dann trug man fort
 Das Herz von meinem Herzen.

Zum letztenmal . . . Wen je geweckt
 Die Wehmut dieser Klage,
 Dem hat das Bahrtuch zugebedt
 Die Sonne seiner Tage.



Waldandacht.

Ich wohn' in einem wunderschönen Wald:
 Hoch steht sein Grün und tief sind seine Gründe.
 Ein weltverlorner Heimruf ihn durchhallt,
 Ein Hall aus Eden, wie er tönt dem Kinde.

Nur manchmal schlägt in das umwachsne Haus
 Ein Rosenduft von fernen Waldessäumen,
 Der trägt die trunkne Seele weit hinaus,
 Zu sonnen sich in heißen Lebensträumen.

Doch aus der Welt, wohin sie sich verlor,
 Sehnt sich die Müde heim nach ihrem Walde,
 Und ihr wird wohl erst, wenn sie neu erkor
 Den Frieden, dem ich still die Hände falte.



Herbstabendgang.

Wie schöne Schleier schimmern durch den Wald:
 Die blauen Berge draußen stehn in Flammen.
 Doch in den Thälern drunten ist's schon kalt:
 Da flossen all die Nebel schon zusammen.

Die Sonne geht auf goldnen Schuh'n nach Haus —
 Mir tröstlich strahlend, wie auch alles Trübe,
 Daß tief im Herzen walt in nächt'gem Graus,
 Wird sieghaft überströmt von ew'ger Liebe.



Ein Sommernachtsstraum.

Es blühen vor meinem Fenster in Pracht
 Syringen und Nachtvioleu.
 Die zaubrischen Düste ziehn durch die Nacht,
 Das Herz der Geliebten zu holen.

Sie tragen das sehnsuchtbesetzte daher
 Auf leichten und leuchtenden Schwingen.
 Wohl wiegt es wie eine Welt mir so schwer:
 — Doch soll seine Nachtfahrt gelingen!

Die Düste sind stark und die Sehnsucht ist groß
 — So kommt auch das Fernste zusammen.
 Noch immer ist Liebe des Lebens Schoß,
 Drauß ewige Wunder entstammen.



Sommerstimmung.

Herz — diese Stille
 Am Sommertag,
 Und gar kein Wille
 Zu lautem Schlag,
 Nicht draußen, nicht drinnen . . .
 In Andacht rinnen
 Zusammen Seele und Natur,
 Ahnend der Gottheit ewige Spur.



Märzmut.

Noch schläft der Wald. Doch pocht an seinen Thoren
 Der junge Lenz seit Tagen leise an.
 Ein heimlich Leben hör' ich drin rumoren
 — Dem hab' das Herz ich horchend aufgethan.

Und durch die blauen Lüfte seh' ich fliegen
 Die Hoffnung — mit dem Kranz aus zartem Grün:
 Bald wird der Frühling sich auf Wipfeln wiegen
 Und Herz und Welt in lauter Wundern blühen.



Sommerlied.

Über die Ähren fließt ein Schein
 Reisender Sommerlichter.
 Ich kniee mich in das Werden hinein,
 Als sah' ich den Schöpfer, den Dichter.

Als hielte die Erde Gottesdienst,
 Und Engel im lichten Gewande
 Breiteten segnend ein Goldgespinnst
 Über die leuchtenden Lande.



Zufrieden.

Ich möchte weiter keine Kränze pflücken,
 Als die mein walddgeschütztes Thal mir weicht.
 Es kann mich keine Blume mehr entzücken,
 Als die mir blüht in — eigner Einsamkeit.

Von dieser Berge duftverlorner Grenze
 Fühl' ich zugleich mein Leben froh begrenzt.
 Ich wünsche nichts, als noch vor jedem Lenze,
 Der fürder naht, mein jügend Herz umglänzt.

Ich wünsche nichts, als in dem Kreis der Meinen
 Im engsten und im weitesten Verein
 Voll Mitleid mit dem Weinenden zu weinen
 Und mit dem Frohen herzlich froh zu sein.

Ich wünsche nichts, als noch in jenen Tagen,
 Wenn sich das Land zum letztenmal mir schmückt,
 Im letzten Lied das tiefste Wort zu sagen,
 Das ahnungsvoll mein gläubig Herz entzückt.

So will ich weiter keine Kränze winden,
 Als meine stille Waldwelt sie gewährt:
 Mit ihnen sollt ihr meinen Sarg umbinden
 Als einem, den sein ganzes Glück verklärt.



Geh' ich am Morgen . . .

Seh' ich am Morgen auf dem Feld
 Im Tau die Gräser stehen,
 Bewahr' ich, wie die weite Welt
 In Sehnsucht will vergehen.

Und wenn sich um des Dorfes Turm
 Die Wandervögel sammeln,
 Hör' ich aus ihrer Flügel Sturm
 Ein dunkles Heimweh stammeln.



Sonabend im Dorf.

Wie heilig ist der Abend heut . . .
 Es kommt auf weichen Bogen
 Mein Heimwehtag im Festgeläut
 Der Glocken hergezogen.

Denn wie die letzte Glocke schweigt,
 Erstirbt das Werttagsforgen.
 Ein Englein nur im Herzen geigt
 Den Sonntag ein für morgen.



Zu eng.

Zu eng wird mir des Hauses Dach,
 Nicht mag ich's mehr ertragen —:
 Der Traum der Heimat rief mich wach,
 Sie muß ich mir erjagen.

Wohl laß ich mir zur Herberg' noch
 Die Hütte hier gefallen;
 Doch für die Seele bleibt's ein Joch,
 So lang' in ihr zu wallen.

Schon hat der Sehnsucht Flügelpaar
 Sich ausgereckt zum Fliegen;
 Schon möcht' der Geist, ein kühner Har,
 Das künft'ge Heim erjiegen.

Und doch sieht mich das Morgenrot
 Noch immer auf der Schwelle
 Des alten Heims, gebannt in Not —:
 Wann geht's zur ew'gen Helle?



Unser Adelsbrief.

Dein Adelsbrief ist das verschmähte Leid.
 Eh' du es kanntest, gingst du durch die Welt,
 Ein thöricht Kind, dess' Händchen krampfhast hält
 Sein Spielzeug, und dess' Herz es nicht kann fassen,
 Daß den geliebten Land es je soll lassen . . .
 Doch wahre Liebe weiß die rechte Zeit!

Und wahre Liebe löst allein durch Leid.
 Wen Gott will segnen, segnet er mit Weh:
 Denn aus der Tiefe tönt das „Kyrie!“
 Und die gefangne Seele kann vom Bösen
 Die Liebe Gottes nur durch Schmerz erlösen.
 Das Kreuz ist's, das die Kinder Gottes weicht!



Sprüche.

Ein Ocean von Poesie
 Durchbraust die Erde — und noch nie
 Hat dieses Brausen aufgehört,
 Wie sehr der Flut auch ward gewehrt.

~~~~~

Lyrik im Denken — ihr laß' ich mich gern.  
 Immer doch bleibt sie der Dichtung Stern,  
 Der den kalten Gedanken entzündet,  
 Bis alles Leben findet.

~~~~~

Morgens ein Sandkorn
 Und abends ein Gott — :
 Treiben die Nerven
 Nicht meist diesen Spott?

Gieb dich keinem Menschenkind
Jemals ganz zu eigen:
Würdig wissen nur der Wald
Und das Meer zu schweigen.

Ein „langsameß Auge“ wünsche ich mir
Als meines Wesens wahrhafte Zier,
Ein Auge, das langsam bewundert und liebt
Und allem die Richtung nach oben giebt.





Heinrich Naumann

ein hessischer Volksdichter, wurde 1856 zu Ranzhausen bei Lohra geboren als das Kind einfacher Bauerleute, wuchs in beschränkten Verhältnissen auf, besuchte die Dorfschule und hat außer drei Jahren, während derer er seiner Militärpflicht im Elsaß genügte, seine Heimat nicht verlassen. Er half dem Vater die kleine Landwirtschaft führen und übernahm dieselbe nach dessen Tode. Seine Frau wurde ihm schon nach wenigen Jahren glücklichen Ehelebens entrisen und auch sonst blieb ihm nicht viel Leid erspart. Gleichwohl hat die Poesie es vermocht, ihn über die trübsten Stunden des Daseins hinwegzuträsten, und nach des Tages Arbeit, wenn er vom Felde heimkehrt, pflegt er seine lückenhafte Dorfschulbildung durch fleißige Lektüre unserer Klassiker zu erweitern oder auch selbst sich in den Dienst der Poesie zu stellen. — Karl Gerok hat das Verdienst, ihn zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben.

1886 erschienen seine gesammelten Gedichte unter dem Titel „Ein schlichter Strauß“ (bevorwortet von Karl Gerok). Eine neue Sammlung seiner Lieder steht in Aussicht.

Am Muttergrabe.

Der Mond scheint hell, der Nachtwind weht
Leis in der Winde Zweigen,
Der Wetterhahn am Kirchturm dreht
Sich in dem alten Reigen;
Das Bächlein flüstert still und leis
Geheimnisvoll die alte Weis,
Die es schon einst gesungen,
Als ich noch muntre Knabe war
Und auf dem Schulpsad manches Jahr
Darüber bin gesprungen.

Noch fließt der Bach, das Kirchlein auch
 Steht noch auf seinem Hügel,
 Der Wetterhahn im Windeshauch
 Bewegt noch seine Flügel.
 Ich schreit' des Weges still dahin,
 Nicht Knabe mehr — ein Jüngling bin
 Ich mit der Zeit geworden;
 Trieb mein Geschick mich fern von hier,
 Blieb doch die alte Liebe mir
 Zu den vertrauten Orten.

Ich schreite still das Thal hinab
 Und stehe wie im Traume
 An meiner guten Mutter Grab
 Beim alten Lindenbaume;
 Das Grab deckt grüner Rasen zu,
 Die gute Mutter schläft in Ruh
 Und wird den Sohn nicht hören,
 Der ihr einst oft sein Leid geklagt,
 Dem nie sie ihren Trost versagt —
 Doch will sie nun nicht stören.

Wohl fühle ich an deinem Grab:
 Seitdem du mir geschieden,
 Sank hier auch meine Ruh hinab,
 Mein süßer, süßer Frieden.
 Das Leben wogt mit wilder Hast —
 Mein Herz trägt eine schwere Last,
 Vermag sie kaum zu tragen;
 Doch denk' ich an das Mutterherz,
 Wie still es war in Leid und Schmerz,
 Dann kann ich nicht mehr klagen.

So bleib, du stilles, grünes Grab,
 Mir eine Zufluchtsstelle,
 Wenn nirgends ich mehr Frieden hab'
 Auf stürm'scher Lebenswelle;
 Wenn mich ein Vaterherz betrübt,
 Und Schwester, Bruder mich nicht liebt,
 Von Leid und Schmerz umzogen —
 Bleib' Muttergrab, bleib' Kirchlein mir
 Ein Friedenshort, so geh' ich hier.
 Betroßt durch alle Wogen.

Und welkt mir auch manch Blümlein ab,
 Ein Trost ist mir geblieben:
 Ein Gotteshaus, ein Muttergrab
 Und auch ein Herz zum Lieben.
 Und werd' ich auch so viel verkannt,
 Ich weiß ein Herz, das mich verstand,
 Wunsch' weiter nichts auf Erden;
 Durch allen Schmerz dringt doch die Lust,
 Sich süßer Liebe sein bewußt
 Und treu geliebt zu werden.



Christabend in der Fremde.

Jetzt brennt daheim im Elternhaus
 Der schöne Weihnachtsbaum,
 Man teilt die bunten Gaben aus —
 Mir ist's als wie im Traum.

Der Heimat fern, im fremden Land
 Wird mir das Herz so schwer,
 Ich stütz' das Haupt mit starrer Hand,
 Ringsum ist's öd' und leer.

Im Geist eil' ich der Heimat zu:
 Grüß Gott, ihr Lieben mein!
 Die Fremde gab mir keine Ruh,
 Bei euch da möcht' ich sein.

Der Vater steht am Weihnachtstisch
 Und zünd't die Kerzen an,
 Mein Schwesterlein so rot und frisch
 Hängt goldne Äpfel dran.

Und ringsum der Geschwisterfranz
 Mit strahlend=frohem Blick,
 Auf allen Zügen les' ich ganz
 Des Herzens Wonn' und Glück.

Nun singen sie so freudenreich,
 Dem Christkind, Gottes Sohn:
 „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich
 In seinem höchsten Thron!“

Mir wird so wohl, so warm ums Herz,
 Als wär' ich auch dabei,
 Und fühl' nicht mehr den bittern Schmerz,
 Daß ich so einsam sei.

Ich sing' alleine für mich hin
 Im großen öden Saal,
 Da duftet keine Tanne grün,
 Da glänzt kein Kerzenstrahl.

Ach Christkindlein vom Himmelszelt,
 Ich sehne mich nach dir,
 Du kamst zum Heil der ganzen Welt,
 Ach, komme auch zu mir.



Die Heimatglocken.

Sei mir begrüßt, du trautes Läuten,
 Der Heimatglocken süßer Klang,
 Noch nie ein Ton der schönsten Saiten
 Wie du mir in die Seele drang;
 Noch nie seit meiner Kindheit Tagen,
 Seit mich der Ton der Welt umrauscht,
 Hat mir ein Klang ans Herz geschlagen,
 Dem so voll Andacht ich gelauscht.

Vom hohen Glockenstuhl hernieder
 Hast du des Kindes Ohr entzückt,
 Ihm mit dem Ton erhabner Lieder
 Die ersten Phantasien geschmückt.
 Und hast mir immer durch das Leben
 Auf leichtem und auf schwerem Gang
 So freundlich das Geleit gegeben,
 Du süßer Heimatglockenklang.

Dein feierliches, ernstes Rufen
 Drang einst mir in die Seele klar,
 Als an des Altars heil'gen Stufen
 Ich legte mein Gelübde dar;
 Da hört' ich durch der Glocken Klingen
 Am Tage der Konfirmation
 Ein heilig Lied aus Zion singen,
 Und ach, wie selig war der Ton.

Und Jahre kamen, andre Zeiten,
 Vom Morgenruß zum Nachtgebet
 Hast du mich stets, o trautes Läuten,
 Wie überird'ischer Klang umweht;

Erquickt mein Herz in schweren Stunden,
 Getröstet mit dem Himmelsklang,
 Und auch im Glück, das ich empfunden,
 Gestimmt mein Herz zum Lobgesang.

So steh' ich hier in Abendstille
 Und wieder hallst du mir ins Ohr,
 Du brichst der Erde Nebelhülle,
 Zeigst mir von ferne Edens Thor,
 So tön' auch einst mit traurem Klange
 Und sänge mir das Schlummerlied,
 Das Wanderlied zum letzten Gange,
 Wenn meine Seele heimwärts zieht.



Leichenparade.

„Achtung! Präsentiert's Gewehr!“
 Eiskalt fährt mir's durch die Glieder,
 Präsentiert dem Tod zur Ehr'!
 Wieder einer unsrer Brüder
 Ward in vollster Jugendkraft
 Plötzlich von ihm hingerafft.

„Achtung!“ Zur Parade stehn
 Wir, als sollt's dem Kaiser gelten,
 Aber ach, ein finst'rer Fürst
 Ließ sich zur Parole melden;
 Waffen und Paradepracht
 Schützen nicht vor seiner Macht.

„Achtung! Fertig, ausgerichtet!“
 Hoch vom Stadtturm schlägt die Stunde:
 „Jesus meine Zuversicht“
 Tönt's aus dem metall'nen Munde
 Der Trompete, — die zur Gruft
 Auch wie zum Appell uns ruft.

„Achtung!“ — Auch das Männerherz,
 Lauter fängt es an zu schlagen,
 Wird der Sarg beim Präsentier'n
 An der Front vorbeigetragen.
 Drauf Kartusch und Säbel liegt,
 Helm, auf dem der Haarbusch fliegt.

„Achtung!“ 's ist dir keine Schmach,
 Will dir eine Thräne rinnen,
 Weine sie dem Bruder nach,
 Der so früh gemußt von hinnen;
 Und kein treues Mutterherz
 War ihm nah im letzten Schmerz.

„Achtung! Präsentiert's Gewehr!“
 Grüßt ihn, eh' das Grab sich schließe,
 Lieber Bruder, hörst nicht mehr
 Unfre letzten Ehrengrüße;
 Deinen Hügel deckt man zu,
 Schlafe wohl in Fried' und Ruh!



Unterm Flieder.

Im Garten am Hause, im stillen Raum,
Da stehet ein blühender Fliederbaum,
Dort ruhe ich abends und träume ein Lied,
Wenn müde die Sonne zum Meere zieht.

Die Sonne, die glutend am Tage gelacht,
Die nun versöhnend in rosiger Pracht
Vom Berge mir sendet ins stille Thal
Zum Abschiedsgruße den letzten Strahl.

Und oben im blühenden Fliederstrauch
Da rauschet so leise der Abendhauch,
Ich schweige und lausche, und himmelwärts
Zieht selige Ahnung mein sehndes Herz.

Der Flieder wird welken gar bald, gar bald,
Die Welt wird werden bald dunkel und kalt,
Und streifet die letzte Mühe bald ab —
Dann läuten die Glocken zur Ruhe im Grab.

Doch jenseits der Sonne im Paradies
Da blühen die Bäume des Lebens so süß,
Da ruh' ich im Schatten und fühle kein Leid
In ewiger, seliger Frühlingszeit.



„Noach ewer d' Eiseboh!“

(Hinterländer Mundart.)

D'r Hannörg¹⁾ en die Anneoath²⁾
 Däi winn menaaner en die Stoadt,
 D'r Moarget froih do jähr he doach:³⁾
 „Haur eß e Meat i Gloareboach,“⁴⁾ —
 He nuhm sein Beächferanze⁵⁾ —
 Säi nuhm d's Duch met Franze⁶⁾
 En komme nu jo ganz lischeer⁷⁾
 Vo Wairehause d' Schoffi her.⁸⁾ —
 E's hoale sich gemütlich Noach⁹⁾
 Vo d'r naue Boh,¹⁰⁾ da en Zug kimmt groad.
 D'r Hannörg spreächt: Wäst Dale du —,
 Deß maße ois Ellern geseje hu,
 Ich gläwe f' kihme en Zweiwel
 En gläbte, deß wier d'r Deiwel.
 Joa Hannörg, spreächt die Anneoath,
 Säi eß jo schwoarz en dampf so hoat,
 Do eß oach nit wing Feuer diern,¹¹⁾ —
 So e Steack vo d'r Höll' — doas gläw ich giern,¹²⁾ —
 En kannst mir wirklich gläwe:
 Ich foahrn nit diern mei Läwe.
 So schwäße f's, säht säi, säht he,
 Dff emol do: Ei Goatt, Herrjeh!
 Ei Anneoath! Ei Hannörg, woas?
 Ei guck emol — woas eß da doas?

1) Johann Georg. 2) Anna Kathrine. 3) Morgen früh sagte er doch. 4) Heut' ist Markt in Gladenbach. 5) Blüchsenranzen alter Zeit, großer Leberranzen. 6) Sie nahm das Tuch mit Franzen. 7) bequem, langsam. 8) Von Weidenhausen die Straße her. 9) Rath oder Nebe. 10) neue Eisenbahn. 11) Da ist auch nicht wenig Feuer drinnen. 12) So ein Stück von der Hölle, das glaub' ich gern.

Doas fleckt¹⁾ jo groad die Schoffi her
 Wäi wanns d'r „Gottseibeies“²⁾ wer —
 Gewirrer bei Hex en Deiwel³⁾
 Egt komm ich sealber en Zweiwel.

— — — — —
 So stiehje do, däi oalle Leu⁴⁾ —
 En „Kling, kling,“ streacht e Deang vobei⁵⁾ —.
 He steht sich off d'r Steake⁶⁾ —
 Säu eß ganz blääch vo Schreake!⁷⁾

— — — — —
 Woas woarsch, woas woarsch? Jo Annekoath —
 Deß woar e Deang groad wäi e Road,
 En saß oach noach en Kerle droff —
 Moacht me d'r Beh als roab en roff!⁸⁾ —
 Woas woarsch? woas batt mei Frege⁹⁾ —
 Hu jo noach naut gejege!¹⁰⁾
 Kenn Gaul d'r fier, kenn Damp d'r fier,
 Ke Geißel voarn en oach ke Schier,¹¹⁾ —
 Ke Schieß, ke Schlurrer, en kenn Wah¹²⁾ —
 Ge Road ele en en Kerle z' trah¹³⁾ —
 En oach noach wäi d'r Deiwel z' jah?¹⁴⁾
 Ke, Hagel, Mordgewirrer,
 's gitt mir dorch alle Glirrer.¹⁵⁾ —

1) fliegt. 2) „Gottseibeies“. 3) Teufel. 4) So stehn sie da die alten Leute. 5) Streicht ein Ding vorbei. 6) Er stützt sich auf den Steden. 7) Sie ist ganz bleich vor Schreden. 8) Macht mit den Beinen herunter und 'rauf. 9) Was nützt mein Fragen. 10) Hab' jo noch nichts gesehen. 11) Keine Deichsel vorne und auch keine Scheere. 12) Keine Chaise, kein Schlitten und kein Wagen. 13) Ein Rad allein und einen Kerl zu tragen. 14) Und auch noch wie der Teufel zu jagen. 15) Es geht mir durch alle Glieder.

Ja, sah woas woarsch?¹⁾
 Was Dale off,²⁾ mir fällt aut ean
 D'r Johrt mol em Koalenner dean,³⁾
 So hot mir Wertes Just verzohlt,
 Do woar so e Hoauerwerk abgemohlt⁴⁾ —
 Wäi jähr he doach? — 's stinne Woart d'r bai⁵⁾ —
 He meet 's wier aut vo Heryerei⁶⁾ —
 Ich säht, doas muß ladeinisch sei.⁷⁾ —
 Wäi häiß doach gleich? Feall o de Beh⁸⁾ —
 Fier o die Beh — z'm Schinner ne⁹⁾ —
 En woar doach so aut vo d' Beh¹⁰⁾ — —
 Z'm Donner Hagel en Geneß¹¹⁾ —
 War so e ladeinisch Woart oach west,
 Loß häse wäis oach häse will¹²⁾
 Ich sah dir mein Verstand stet still,¹³⁾ —
 Nur gläb mir doas, ich kann dir sah
 Als oaler Mann dir oale Fra:
 So woahr ich Däirisch Hannörgörg häß¹⁴⁾ —
 En vo d'r Welt z' schwäße wäs¹⁵⁾ —
 Verloß dich droff, doas Deange do¹⁶⁾ —
 Doas eß noch ewer d' Eiseboh!

1) Ja, sage was was es. 2) Geh' Alte acht (paß auf). 3) Vor Jahren im Kalender drinnen. 4) Da war so ein Zuhwerk abgemalt. 5) Wie sagt' er doch s' stände ein Wort dabei. 6) Er meint, es wär' von Heryerei. 7) Ich sagt', das muß lateinisch sein. 8) Wie hieß' doch gleich — Zell an den Beinen? 9) Vor an die Beine, zu Schinder nein. 10) Und war doch so etwas von den Beinen. 11) durch-einander — allerlei. 12) Laß hetzen wie es hetzen will. 13) Ich sage dir mein Verstand steht still. 14) So wahr ich Dietrichs „Johann Georg“ heiße. 15) Und von der Welt zu reden weiß. 16) Verlasse dich darauf das Dinge da.





Richard Jordan

eigentlich Richard Keller, geboren 1857 zu Mexiko als Sohn des Kaufmanns Keller und der Dichterin Henriette Keller-Jordan, kam 1863 mit seinen Eltern nach Deutschland, besuchte das Gymnasium zu Marburg bis Obersekunda, und widmete sich dann dem Kaufmannsstand. 1878 wanderte er nach Mexiko aus, wo er in verschiedenen kaufmännischen Stellungen thätig war, um dann ein Amt im mexikanischen Finanzministerium zu übernehmen. Seit 1890 war er Vertreter mehrerer großer Handelshäuser in Guatemala. Lebt jetzt wieder in Mexiko. Beiträge von ihm im „Hessenland“, in „Cottas Musealmanach“ u. a.

Er veröffentlichte: Spanische Lieder von Gustavo Ad. Becquer, übersezt von Richard Jordan (1892). — Lieder vom stillen Ocean (Ge.) 1894.

Mein Hessenland.

Am stillen Weltmeer, wo die Welle
An das Gestade schäumend rauscht,
Und wo am Strand die schlanke Palme,
Gleich wie ein Traum, der Brandung lauscht;

Wo durch des Urwald's ew'ge Schatten
Geheimnisvolles Echo zieht,
Und aus der leichten Bambushütte
So trostlos klingt des Indiers Lied:

Da hab' ich, ach, wie oft gestanden,
Wenn auf die Welt der Abend sank,
Fremd all dem Zauber, denn ich fühlte
Mich wandermüd' und heimwehkrank.

So wandermüd' wie jenes Segel,
 Daß dort am Horizont verschwand,
 So heimwehkrank wie jene Wolke,
 Die träge hinschwebt über'm Land.

Wenn dann ein Glühen, Dufte, Zittern
 In dem verschlungenen Dickicht hebt,
 Und von dem Meeresstrand sich leuchtend
 Des Südens Kreuz verheißend hebt,

Wenn im Gebirg' ein Urwaldsriesel
 Mit dumpfem Krach zu Boden schlägt,
 Und sich in hohen Cederripfeln
 Ein bunt Gebügel träumend regt:

Dann hab' ich an der Sykomore
 Gefurchten Stamm die Stirn gelehnt,
 Und hab' so recht aus Herzensgrunde
 Nach meiner Heimat mich gesehnt.

Und sanfter, dächte mir, rauscht die Brandung
 Und aus dem Walde säuselt's mild,
 Und es entrollt vor mir barmherzig
 Erinnerung ihr liebstes Bild.

Dich, Lahnstrom, hör' ich wieder rauschen,
 Der oft des Knaben Brust umspült,
 Der oft mit feinen Silberwellen
 Mein junges Herz hat sanft gefühlt.

Dein Schloß, mein Marburg, seh' ich ragen,
 Durch deine Gassen schreit' ich hin
 Und fühl', wie Gram und Jahre schwinden
 Und wie ich wieder glücklich bin.

Der Eltern Haus — von ihm hier schweig ich —
 Doch sag', mein Herz, was hemmt dich hie,
 Was fesselt dich an diese Mauern? —
 In diesem Hause wohnte sie!

Dort steht die Linde noch gegenüber,
 Wo ich so manche lange Nacht,
 Von Weh geschüttelt und von Sehnen
 Und zu ihr betend hingebracht.

In jenem Hause wohnt ein Lieber,
 Ein andrer Freund in dem und dem,
 Hier das Geländer, dort der Brunnen,
 Ach, alles, alles, wie vordem! — —
 — — — — — — — — —

Was wecket mich der braune Sklave
 Und mahnt mich welsch an meine Pflicht?
 Ich war daheim im Hessenlande
 Und träumte ein wie schön Gesicht!

Ach, wie an dir, hängt an der Heimat
 Kein Volk der Welt so wunderbar,
 Ich glaub' auch nicht, daß je ein Hesse
 Im fremden Lande glücklich war.



Abschied.

In bangen Schlägen will mein Herz zerspringen,
 Denkt es der Trennung, die so grausam naht,
 Und will ich's mahnend auch zur Ruhe zwingen,
 Wie möcht' Vernunft wohl in ein Herze dringen,
 Dem man den Weg zum Paradies vertrat.

Bereinsamt steh' ich wieder bald am Strande
 Und blick' zum Meer, das dich von dannen trägt;
 Dann wird mir dünken, daß die wutentbrannte,
 Erregte See dicht neben mir im Sande
 Auch meiner Hoffnung Bild in Stücke schlägt.

Und an dem Ufer werd' ich dann wohl knien
 Und Trümmer suchen in der Brandung Schaum,
 Und während deines Schiffes Segel ziehen,
 Wird' ich begreifen, daß mit dir dort fliehen
 Mein Glück und meines Glückes letzter Traum.



Wärst du bei mir . . .

Wärst du bei mir, wie wollt' ich sie genießen
 Die fremden Wunder, die sich mir erschließen!
 So kann das Herz den Gram um dich nicht lassen
 Und ist beklommen, solche Pracht zu fassen.

Mit dir möcht' ich im Palmenschatten stehen
 Und nach des Südens Kreuz am Himmel sehen,
 Wenn laue Lüfte in dem Laub sich wiegen
 Und ans Geäst sich bunte Vögel schmiegen.

Ich kniet' dann wohl zu deinen Füßen nieder
 Und säng' des braunen Volkes fremde Lieder —
 Die dunkle Nacht, die würd' es still begraben,
 Und niemand säh', wie lieb wir beid' uns haben.



Das letzte Mal.

Ein Trunkner schwankt' ich durch die dunkeln Gassen.
 — Wie klang das Echo meiner Schritte hohl! —
 Nun hatte ich, die ich geliebt, verlassen,
 Und ohne Segen . . . ohne Lebenswohl . . .
 Nicht spähte ich den Weg zum Thor zu suchen,
 Was lag daran, wohin mein Fuß mich trug. —
 Ein jeder Platz war ja gleich recht zum fluchen,
 Zum elend fein — ein jeder gut genug.

Mein Aug' sah nichts; und doch fühlt' ich die Wände
 Der grauen Häuser neben mir hinziehen.
 Sie standen nicht, sie trachteten behende
 Vor dem Gezeichneten des Herrn zu fliehn.
 Und jeder Windstoß aus den Mauerlücken
 Schien seinen Ekel mir ins Aug' zu spein:
 „Kain! Kain! Dein eigen Glück schlugst du in Stücken!“
 Hört' ich ihn ächzend um die Giebel schrein.

Und plötzlich nun fühlt' ich den Boden schwanken,
 Es rauscht', es brauste unter meinem Fuß . . .
 Die Brücke war's! . . . Der Strom! — Rettungs-
 gedanken

Deucht' mir zu tragen sein Willkommengruß.
 „Hierher! — Zu mir!“ So gurgelten die Wogen —
 Und mich, — mich zog's . . . Ich schrie: „Gleich komm'
 ich! Gleich!“

Und doch hielt ich mich fest am Mauerbogen
 Und schrie: „Ich komm'!“ Und blieb! . . . Ich war
 zu feig! —



Mein Idyll.

Ein Fleckchen Erde möchte ich mein eigen
 In einem stillen Thal der Heimat nennen,
 Wo ringsumher die Tannenwälder schweigen
 Und wie ein Eiland von der Welt es trennen.

Kein Schlot dürft' dorten seinen Rauch erheben,
 Kein Dampfstoß keuchend meinen Frieden stören
 Und keinen Laut, der an den Kampf ums Leben
 Erinnern könnte, möcht' ich dorten hören.

Und ringsumher nur Flur und Wald und Wiesen
 Und Vogelfang und wilder Blumen düften
 Und Sonnengold im Bache mir zu Füßen
 Und Sonnenglißern in den blauen Lüften.

Dort würd' ich mich in mich zurückverjerten,
 Vergessen alles, was mir draußen drohte,
 Und meiner toten Träume still gedenken
 Und mit den Toten leben — bis zum Tode.



Hast du's vergessen.

Vergaßest du, wie einst wir Hand in Hand
 Im Blütenmeer, am Hügelraum geseffen?
 Du sahst hinab ins frühlingsschöne Land
 Und was dein junges Herz dabei empfand,
 Konnt' ich nach deines Auges Glanz bemessen . . .
 Hast du's vergessen?

Und als der Lenz nun und der Sommer schwand,
 Als von der Pracht nur triefende Cypressen
 Noch träumten neben uns am Wegestrand —
 Wie damals dich mein Arm zuletzt umwand,
 Als wollt' er dich in mich zusammenpressen . . .
 Hast du's vergessen?

Ich fühlte dumpf, daß ich am Abgrund stand,
 Durch meine Seele klang's wie Totenmessen.
 Und daß der Mund doch nicht die Worte fand,
 Die vom Verderben mich zurückgebannt,
 Was war die Schuld? — O sieh nicht weg. — Sag'
 wessen? . . .

Hast du's vergessen?



Zauber.

Der blühende Ginster bedeckte den Main,
 In Farbenpracht prangten die Wiesen,
 Der Himmel, er schien so wolkenlos rein
 In das Ew'ge hinüber zu fließen.

Aus dem Tann über'm Thal klang von Finken der Schlag,
 Und von Lerchen der Sang aus dem Äther,
 Indes unter'm blühenden Ginster ich lag,
 Ein atemlos lauschender Veter.

Und mir dächte, der Himmel nur glänzte so blau,
 Und der Ginster nur blühe in Dolden,
 Und die Lerchen nur sängen zu Ehren der Frau,
 Der mein Sinnen und Sehnen gegoten.



Ich bin . . .

Ich bin wie jene dunkle Trauerweide,
Die über meinem Grab sich schweigend neigt,
Und in dem schlichten, blütenlosen Kleide
Das Abbild eines ew'gen Schmerzes zeigt.

Nie hat sie mehr zum Licht das Aug' erhoben,
Nie mehr gekost mit Sonne, Venz und Luft —
Ihr Leben ist ja mit dem Tod verwoben,
Und Kraft zum Leben nimmt sie aus der Gruft.

In solch ein Grab thät einst auch ich versenken
Von meinem Glück den totgeweinten Traum —
Und drüber neigt in stillem Angedenken
Mein Leben sich wie jener Weidenbaum.



Errungenschaft.

Zu Häupten die Sterne, kein Hemmnis ein Strand,
Und dem Drange des Herzens zu Willen,
Besuhr ich die Meere, durchzog ich das Land
Und knüpfte und löste manch' fesselndes Band —
Um die Sehnsucht, die Sehnsucht zu stillen.

Manchen Born fand ich wohl, aus dem lechzend ich trank,
Wahr wurde manch' Hoffnungsgebilde,
Doch das Herz, ach, es wußte dem Glück keinen Dank,
Und weiter, je tiefer die Sonne dann sank,
Trieb die Sehnsucht, die nimmer gestillte.

Eine Rose, die welk ist, von Lorbeer ein Reis,
Ein paar Bänder, mit Spuren von Thränen —
Das ist meiner Wallfahrt errungener Preis
Und dazu tief im Busen, wie eh'dem so heiß,
Senes quälende, ziellose Sehnen.



Gebirgsschlucht in den Anden.

Schon längst hat die Sonne die Firnen erhellt
 Und, weit oben, die eh'nen Gefilde,
 Doch Dämmerung währt, wo der Sturzbach hinschnellt
 Durch die Bergschlucht, die dräuende wilde.

Hoch oben da singen die Vögel so klar
 In dem sonnigen lockenden Lichte,
 Tief unten die Sturmflut, die brüllt immerdar
 An den Fels ihre düst're Geschichte.

Hoch oben da zittert der Äther so blau,
 Der aus Duft und aus Strahlen gemischte,
 Tief unten dagegen, wie schweben so grau
 Die zu Nebeln zerschlagenen Gischte.

Sie gleiten so schwer durch die Farren fürbaß,
 Die sich zäh an die Felsen ankletten,
 Und Stauden und Blätter, die starren so naß,
 Als ob ewig geweint sie nur hätten.

Und Welle auf Welle zerschlägt sich und schäumt
 Und erhebt ihre klagenden Laute,
 Und man sieht, wie sie kocht und sich rollt und sich bäumt
 Am Geröll, das entgegen sich staut.

— — — — —
 — — — — —
 O Sturzbach du wilder, von Felsen gedämmt,
 Bist ein Bild du, o sag' mir, des Lebens?
 Wenn steinern das Schicksal die Freiheit verstemmt,
 Ist, wie Klage, der Kampf dann vergebens?



Am Erie-See.

(Winter 1899.)

Aus tiefem Schnee, der schon wie Eis geborsten,
 Da strecken,
 Gefügt weithin zu ew'gen Riesenforsten,
 Ihr dunkles Haupt empor die Tannenrecken.
 Wie Reste einer sagenhaften Zeit,
 Da Kraft mit Kraft zur Wehr sich noch gereiht,
 Um sich dem fremden Wandel nicht zu neigen,
 So steh'n sie da in wildem Troß — und schweigen.

Die Stille stört kein Laut, kein neues Werden,
 Nur Fährten
 Von Elchen, die im Schnee noch nicht verweht,
 Ein Ablernest, das dort verlassen steht,
 Sie zeigen
 Die Spur des Lebens, das hier wandelnd geht.
 Sonst Ruh,
 So tief, als wär' auf dieser weiten Erden
 Vergessenheit allein nur da — und du.

Vergessenheit? — Bald wird der Schnee wohl schmelzen,
 Die Felsen
 Wird überzieh'n statt Eis des Mooßes Grün,
 Zu Thale werden sich die Wasser wälzen,
 Und an den Bächen wird die Weide blüh'n;
 Die Tannenwipfel, die so still heut' ragen,
 Gedenken dann nicht mehr des Winters Müh'n,
 Wenn Finken erst in ihren Kronen schlagen,
 Und Klagen
 Der Ringeltauben durch die Wälder zieh'n.

Dann mit dem Lenz, wird sich die Sehnsucht recken,
 Und die Erinnerung, vor der ich floh,
 Wird ihre weißen Arme nach mir strecken,
 Und wecken
 Wird sie das Heimweh, daß ich nimmerfroh
 Dem Fluche, der mich wieder fortreibt, fluche,
 Und weiter, ach, nach dem Nirwana suche —
 Doch wo? — Wo? — —



Wandlung.

Ein Lied mit zauberhaftem Ton,
 Von Wanderlust und Minnelohn
 Drang wieder mir zu Ohren.
 Dieß Lied, das einst ich selbst oft sang,
 Im Lebenskampf, ach, ging's wie lang
 Schon meinem Sinn verloren.

Nun neu mich traf die Melodie,
 Ward mir zu Mut, als klänge sie
 Aus nie betret'nen Zonen.
 Die Wanderlust — ward Heimwehnot,
 Der Minnesold — ein Bündel tot
 Geweinter Illusionen . . .





M. Herbert

Pseudonym für Theresie Keiter, geb. Kellner. Geboren 1859 zu Melchingen als die Tochter eines Kanzleirats, verlebte dort ihre Jugendzeit und verheiratete sich 1888 mit dem Litteraturhistoriker und langjährigen Redakteur des „Deutschen Hauschages“, Heinrich Keiter, dem sie mit nach Regensburg folgte. Seit 1898 verwitwet, lebt sie dort als Schriftstellerin und Herausgeberin der Familienzeitschrift „Haus und Welt“ (gegründet 1899). — Beiträge von ihr finden sich in zahlreichen Zeitschriften, u. a. im „Hessenland“.

Werke: *Midt Edda Brown* (E.) 1882, 2. Aufl. 1891. — *Flitter* (N.) 1884. — *Das Kind seines Herzens* (N.) 1884, 3. Aufl. 1896. — *Jagd nach dem Glück* (N.) 1885, 3. Aufl. 1896. — *Kinder der Zeit* u. a. Novellen, 1886. — *Gemischte Gesellschaft* (Nn.) 1888. — *Baalsoffer* (Nn.) 1893. — *Aphorismen*, 1895. — *Frauenovellen*, 1897. — *Aglaï* (N.) 1897. — *Geistliche und weltliche Gedichte*, 1899.

Mutter Heimat.

Oft nahnst du mich mit auf weitem Gang,
Die Wiese entlang und den Wald entlang,
Durch Thäler hin und am Bache vorbei.
Aus Gründen tönte des Hähers Schrei,
Es duftete würzig die frische Mahd,
Die Weidenmühle, die schwang ihr Rad.
Da sprühten die Perlen im Kreise herum,
Und in der Linde war Bienengefumm.
Die Heckenrose bekränzte den Weg,
Die Iris blühte am Bachessteg,
Die Halme des Schilfes, wie standen sie hoch!
Und über den Wellen die Schwalbe flog.
Weit hinter uns ließen wir Sorge und Harm,
Die Liebe der Heimat umfing uns warm.
Wir fühlten beide in schweigender Brust:
Wir nahmen ja Teil an der blühenden Luft.

Wir waren wie Kinder, geladen zum Fest,
 Wir saßen wie Vögel im eigenen Nest.
 Es ward uns geborgen und sicher zu Mut,
 Wir fühlten ja tief in dem rollenden Blut
 Die heil'ge Verwandtschaft der Erde so klar,
 Der Heimaterde, die Mutter uns war. —
 Nun tritt unser Fuß jene Wege nicht mehr,
 Nun drückt dich die Erde der Fremde so schwer;
 Nun liegst du vermodert in dunkler Gruft,
 Verloren dem Leben, der schmeichelnden Luft.
 Ich selbst ward ein Fremdling dort unten im Thal,
 Doch sah' ich's noch einmal, ein einziges Mal,
 Von dir wollt' ich grüßen die Rosen am Weg,
 Die nickende Fris am Bachessteg.



Mir träumte einst —

Mir träumte einst, ich lag im Sarg begraben.
 Die Kerzen flammten still zu meinen Häupten
 Und welkend lagen schon die Blumengaben,
 Die sie mir rings als letztes Zeichen streuten.

Da kam ein Schritt her durch die weiten Gänge,
 Der mir bekannt. Ach Gott, es war der deine!
 Und sieh, mir schien, als ob der Deckel spränge:
 Vor meiner Sehnsucht, lebend dich zu grüßen.

Doch ich war tot. Und deine Schritte nahen —
 Du beugtest dich und deine Stimme sagte:
 „Es ist zu spät. Die Parze schnitt den Faden!“
 Und laut im Sarge hörte ich dich weinen.



O komm.

O komm und laß uns schlafen geh'n!
 Es ist schon spät. Die Nebel steigen —
 Im weißen Mondlicht träumt der Baum
 Und stille geht im Thal das Schweigen.

Wir sind so müd! Die Rede stockt;
 Des Tages Sorgen sind zerstoßen,
 Des Tages Arbeit ist gethan —
 Es bleibt uns nur noch, Gott zu loben.

Und eine sel'ge gute Nacht!
 Die wünsch ich dir und reichsten Frieden —
 Und tausend Küsse geb' ich dir,
 Weil wir bis morgen sind geschieden.

Wir geh'n ins ferne Land des Schlaf's,
 Ins Land des Traums, in Todes Nähe —
 Und keiner weiß, Geliebter mein,
 Ob ich dich morgen wiedersehe.

Drum gute Nacht, o gute Nacht!
 Mit Liebe möcht' ich dich umhüten —
 Schlaf wohl, schlaf wohl! Dich schirme Gott
 Mit tiefem Schlaf — und tiefem Frieden.



Sehnsucht.

Ich möchte gehn an einem Frühlingstag
Den alten Weg zum Birnbaum hin am Rain,
Zur Abendzeit, wenn ferner Amselschlag
Das Thal erfüllt und roter Sonnenschein.

Ich möcht' mich beugen tief ins junge Grün
Und suchend spähn, ob es nicht weiß erglänzt,
Ob dort die zarten Glocken jetzt noch blühen,
Ob ihre Grazie noch den Baum umkränzt.

Und spüren möcht' ich — so wie dazumal —
Die Kinderfreude, die mein Herz empfand,
Als unerwartet, weil die Welt noch kahl,
Beim Baum am Rain ein Büschel Glocken stand.



Sie gingen schweigsam . . .

Sie gingen schweigsam übers Hügelland.
Die goldnen Sterne kamen allgemach,
Wie Friedenslampen in der Engel Hand,
Voll milden Lichts herauf am Himmelsdach.

Und eine Stunde war's, recht zum Verzeihn,
Zum Wiederfinden alter Lieb' und Treu —
Der Vorwurf schwieg — sie waren weltallein,
Erinnerung lebte nur und sanfte Reu.



Herbst.

Schwarzgrau der See mit Silberglanz —
 Am Ufer flüsternd Schilfes Tanz,
 Ein herbstlich Rot auf wald'gen Höhen
 Und Blätterspiel im Winde'swehn.
 Im Thale still — und still in mir:
 Was du mir that'st, vergeb' ich dir.
 Was du mir that'st: es mag verwehn
 Wie Blätter, die zum Sterben gehn.
 Was du mir that'st, das große Weh,
 Mag schweigfam liegen wie der See.



Letzte Tage.

Von unsern Ufern ist dein Rahn geglitten
 Hinaus ins Meer. Wir schaun dir hilflos nach;
 Wir strecken unsre Arme, dich zu halten —
 Und weiter wird die Kluft von Tag zu Tag.

Raum reicht zu dir noch unsrer Worte Rufen.
 Du bist zu fern. Du treibst im weißen Kleid,
 Hoch über dir das Leuchten ew'ger Sterne —
 Einsam im Meere der Unendlichkeit.



Heimweh.

Dieselbe Welt in jedem Thal,
 In jedem Fleck dasselbe Treiben.
 Was schreist du auf in Heimwehqual?
 Das Weh muß stets unstillbar bleiben.

War denn daheim so süße Raft?
 Und trat man dir so mild entgegen?
 Und hast du nie wie fremder Gast
 Auf eign'ger Schwelle müd gelegen?

Ja — wandre heim! Wer mißt dich dort?
 Wen hast du dort so fest befaßen?
 Die einen tot, die andern fort —
 Und du, wie diese, längst verfaßen.



Das tote Feuer.

Wollt' ein Feuer am Berge wehn,
 Ein Freudenfeuer für ferne Weite,
 Blieb kein Mensch bei der Flamme stehn,
 Gab ihr kein Mensch die weckenden Scheite.

Ehe die Flamme in Nichts verfant,
 Hob sie noch einmal die hungernden Gluten,
 Griff noch einmal ins Dornengerank;
 Ehe sie löschte zum letzten Verbluten.

Schien noch einmal ihr funkelndes Rot
 Über die Thäler so still und verschlafen,
 Daß die Funken in sprühendem Tod
 In die Augen der Träumer trafen.

Ach, du weißt, was ich sagen will.
 Oder kannst du mich nicht verstehen?
 Sahest du über die Thäler so still
 Meines Herzens Flamme nicht wehen?



Heimkehr.

Nun ist der große Sturm vorüber,
 Und in sein Bette kehrt das Meer;
 Doch grollt der Geist noch in der Tiefe,
 Und Well' und Bogen klagen schwer.
 Platt liegt die Weide auf der Düne,
 Und klaffend steht das Erdreich auf,
 Die Aekerscholle fortgerissen
 Vom unbarmherz'gen Flutenlauf.
 Der Ahorn droben auf der Klippe
 Stand gestern rot im Himmelblau,
 Nun streckt der Äste kahl Gerippe
 Die Arme auf ins Nebelgrau.
 Zerstört ward vieles, das da lebte,
 Manch' goldne Hoffnung sank und schwand,
 Und um die süßen Kinder trauert
 Beraubt und öd' der Meeresstrand.
 Ich wand're schweigend am Gestade,
 Und meine arme Seele lebt
 In Eintracht mit der großen Klage,
 In der das stolze Meer erbebt.

Träume.

Meine bunten Träume malt' ich einstmalß
 Jung und glühend auf den nächt'gen Himmel.
 Und die Nächte wurden mir zu Tagen,
 Sel'gen Tagen, weil so hell der Himmel.
 Heute mal' ich meine dunklen Träume,
 Schwere Träume von gestorbner Liebe,
 Müde Träume von verratner Treue,
 Auf den blauen Himmel meiner Tage.
 Und die Tage werden all' zu Nächten.

Heimat.

Ich weiß ein Land — o nicht am Rhein
 Und nicht am ew'gen, stolzen Meer:
 Ein stilles Ländchen — ernst und klein,
 Gedankenvoll und sorgenschwer.

Mit dünnem Korn auf karger Flur
 Mit Hütten — lehmgebaut und arm;
 Mit wen'gen stolzen Städten nur —
 Ein Waisenland — daß Gott erbarm!

Doch nährt es seine Kinder treu,
 Giebt jedem mit, soviel er braucht,
 Und ehrlich steht es, sonder Scheu,
 Von frischer Waldesluft durchhaucht.

Und in dem Ländchen fern und klein,
 Drin meine Wieg' gestanden ist,
 Lebte heute noch mein Mütterlein —
 O armes Land, wie reich du bist!



Hessenheimweh.

O Heimatland, in deinen stillen Tiefen
 Liegt, da ich lebe, schon mein Herz begraben
 Und schreit nach mir, daß ich zu dir mich wende,
 Wo meine Füße auch gestanden haben.

Und über seiner stillen Gruft da läuten
 Mich ewig rufend deiner Kirchen Glocken.
 Und meines Volkes tiefe Weisen tönen
 Von fern herunter, die mich ewig locken.

Es ward mir tief hinein ins Blut geboren
 Die Hesse treu', die nie das Kind verlassen
 Des kleinen Lands und allweg heimwärts treibet,
 Wo es auch wandert auf der Fremde Gassen.



Charfsamstag.

Charfsamstag hüllt die Welt in Graun —
 Die Menschen ihren Kreuzweg schreiten
 Zur Höhe aus dem staub'gen Thal,
 Zu Höh', wo sich die Saaten breiten.

Charfsamstag ist's. Gebettet liegt
 In jedem Kirchlein Gottes Leiche.
 Nach stillen Freitag's blut'ger Not
 Liegt starr und stumm der Todesbleiche.

Ist ein Erlösungswerk geschehen?
 Die Herzen wagen kaum zu pochen.
 Es rühret keine Seele sich.
 Wann wird der dumpfe Bann gebrochen? —

Der Abend sinkt, die Nacht ist nah.
 Die Welt wird frühen Nebels Beute.
 Die Seele sinkt in Zweifels Not —
 Da hebt sich jubelnd ein Geläute.

Da kommt ein Allelujagruf
 Vom hohen Dom durchs Land geflogen:
 Die Seele Christi ist erwacht!
 Schon hebt der Stein am Grabesbogen.

Charfamtstag ist's. Noch eine Nacht!
 Dann werden alle Glocken singen;
 Dann wird der hohe Oftertag
 Die Zuversicht der Seele bringen.



Pax tibi!

Die Dogenstadt, die Meeresbraut! —
 Wir fuhren nachts durch die Lagunen,
 Und weiß auffchimmernd lag sie da,
 Bedeckt mit toter Zeiten Runen.

Und: parla basso! sprach die Nacht,
 Dieweil die fernen Lieder tönen,
 Und mahnend von San Marcos Turm
 Die Glockenschläge niederdröhnen.

O Märchentraum im Sternenglanz!
 Der Flügellöwe nicht verschlafen,
 Und weiße Marmorbilder stehn
 Hoch auf der Säulen Architraven.

Ein byzantinisch Wunder, grüßt
 Des Markusdoms phantastisch Bildnis —
 Und seine Schleier webt der Mond
 Um der Palazzi tote Bildnis.





Nataly von Eschstruth

Nichte von Mathilde von Eschstruth, wurde am 17. Mai 1860 zu Hofgeismar in Hessen geboren, wo ihr Vater, Hermann v. E., als Lieutenant im 1. hessischen Leibhusaren-Regiment stand. Dieser wurde 1866 als Rittmeister nach Merseburg versetzt, wo die Tochter ihren ersten Unterricht erhielt, bis sie von 1872 ab, wo der Vater nach Berlin berufen ward, die dortigen Bildungsanstalten benutzte. Im Jahre 1875 kam sie mit ihrer Schwester in eine Pension zu Portiaillo bei Neuchâtel in der Schweiz, und hier entstanden ihre ersten Novellen. Größere Reisen ins Ausland, in verschiedene Bäder und Großstädte bereicherten die Erfahrung des jungen Mädchens. Seit 1885 hatte die Dichterin ihren Wohnsitz in Berlin, und hier vermählte sie sich 1890 mit dem damaligen Premierlieutenant im Kaiser Alexander-Regiment, Franz von Knobelsdorff-Brenkenhoff, mit dem sie 1891 nach Celle, 1892 nach Wiesbaden und 1893 nach Schwerin i. M. übersiedelte.

Werke: Pirmafenz, oder: Karl Augusts Brautfahrt (Sp.), 1881. — Der kleine Rittmeister (Schp.), 1882. — Die Ordre des Grafen von Guise (Schp.), 1884. — Wolfsburg (E.), 1885. — Raß und Maus (E.), 1886. — Gänseleiel (Hofgesch.); II, 1886. — Potpourri, 1887. — Der Irrgeist des Schlosses (R.), 1887. — Humoresken, 1887. — Polnisch Blut (R.); II, 1887. — Wegetraut (Ge.), 1887. — Die Erbkönigin. Zauberwasser, 1888. — Hazard (R.); II, 1888. — Wandelbilder (Nn. u. St.), 1888. — Verbotene Früchte und andere Erzählungen, 1889. — Hoflust (R.); II, 1889. — Sternschnuppen (En.), 1890. — Zauberwasser (E.), 1890. — Im Schellenhemd (R.); II, 1891. — Der Mühlenprinz (E.), 1891. — In Ungnade (R.); II, 1891. — Komödie! (R.); II, 1892. — Scherben (Nn.), 1893. — Ungleich! (R.); II, 1893. — Die Haidehege und andere Novellen, 1894. — Von Gottes Gnaden (R.); II, 1894. — Johannisfeuer (R.), 1895. — Der Stern des Glücks (R.); II, 1896. — Gef. Dramen; I, 1896. — Jung Gefreit (R.); II, 1897. — Der Majoratsherr (R.); II, 1898. — Frühlingstürme (R.); 1. u. 2. Aufl. 1899. — Die Regimentstante (R.); II, 1899. — Gef. Romane, 1899 ff.

Mein Auge gleicht . . .

Mein Auge gleicht dem stillen Waldessee,
Drauf glänzt die Wehmut gleich dem Mondenschein,
Und wie die Flut die kühle Welle hebt,
Erglänzt die Thräne — klar wie Demantstein.

Ein dunkler See, in dessen Tiefe schläft
 Die Liebesglut, die Gott der Seele gab,
 Und die verzaubert gleich dem Königskind
 Des Retters harrt im kühlen Wellengrab.

Ein dunkler See! — doch wenn du hold dich neigst
 Und schnell dein teures Bild darüber fliegt, —
 Dann trägt der See die bleiche Wasserrose,
 Die drüber sich gleich seinem Engel wiegt.



Herbstlieder.

I.

Es keimte das Grün
 Aus den Knospen herauf —
 Da blühte im Herzen
 Die Liebe mir auf. —

Nun sinket das Laub
 So gelb und so rot,
 Und die Liebe im Herzen
 Ist lange schon tot.

II.

Wie stand die Welt voll Maien grün,
 Wie sank der Himmel nieder,
 Gar tief herab ins offne Herz
 Und wehte seine Lieder. —

Der Klang verweht, das Herz ward still,
 Wo blieben seine Träume? — —
 O Frühlingszeit, wie weht der Wind
 Setzt herbstlich durch die Bäume!

III.

Es fallen die Blätter so gelb und so rot,
 Es küßte der Reif in der Herbstnacht sie tot,
 Sie fielen zu Boden, sie wirbelten fort,
 Verschneit und verweht, — vergilbt und verdorrt. —

O hüte die Liebe dir, sorgloses Kind,
 Schnell trifft sie ein Frost, schnell faßt sie der Wind,
 Der treibt sie von dannen ins Leben hinein —
 Nie find'st du sie wieder — die Zeit schneit sie ein . . .

IV.

Die Schwäne ziehn zum Süden
 In hoher Wanderlust,
 Da schleicht auch mir ein Sehnen,
 Sich in die kranke Brust.

O hätt' ich weiße Schwingen,
 Die trügen schnell mich fort,
 Ich weiß im fernen Süden
 So manchen lieben Ort.

Da wollt' ich bald vergessen
 In raschem Geisterflug
 All jene tausend Wunden,
 Die mir die Heimat schlug.

V.

Es saust der Sturm daher mit Macht,
 Und schwarz und sternlos ist die Nacht,
 Der Kiegel knarrt am Fensterlein,
 Hell flammt des Feuers traurer Schein;
 Gar heimisch ist es rings im Haus —
 Und dennoch seh'n' ich mich hinaus.

Hinaus in Sturm und Herbstesnacht,
 Wo's in den Wipfeln braust und kracht,
 Hinaus zum fernen Heideiland,
 Zum meerumtobten Dünensand, —
 Frei atmen möcht' ich! — Frei und wild
 Im Sturm durchstürmen das Gefild!

Ha, wenn es rings so rauscht und wühlt,
 Und flatternd meine Stirne kühlt,
 Wenn ich der Menschheit Joch und Bann
 So stolz vom Nacken schütteln kann —
 Dann fühl' ich erst voll heißer Lust
 Den Geist der Freiheit in der Brust.

So grenzenlos wie Meer und Heid'
 Ist meiner Liebe Seligkeit,
 Und haltlos wie Gewitterbraus
 Stürmt jauchzend sie hinaus! hinaus!
 Durch alle Welt — als Gruß von mir,
 In tausend Liedern hin zu dir.

~~~~~  
 VI.

... Es glänzt der Baum und leuchtet  
 Wie Gold und Blut so rot —  
 Und tief an seiner Wurzel  
 Nagt heimlich ihm der Tod.

Von meinen Lippen flutet  
 Ein Strom von Sang und Scherz,  
 Und tief im Busen blutet  
 Gar still mein armes Herz. —



## Rheinbild.

In dunkler Nacht bei Glockenklang  
 Zieht still ein Kahn den Rhein entlang,  
 Schwarz ist die Flagge, die drauf weht,  
 Schwarz ist der Sarg, der drinnen steht,  
 Wehrauchumwallt. —

Ein Kreuzifix mit mattem Glanz,  
 Ein einzig bleicher Totenkranz,  
 Die Fahrt ist kurz und nah das Ziel,  
 Die Flacke lodert über'm Kiel,  
 Blutrot ihr Schein. —

Das Kirchlein an dem Bergeßfuß  
 Schickt traurig den Willkommengruß,  
 Sein Glöcklein zittert durch die Luft,  
 Schwarz gähnt das Thor der Totengruft,  
 Am Holderstrauch. —

Das Wasser schäumt an Schiffes Rand,  
 Still lenkt der Kahn zum nahen Land,  
 Ein Einz'ger steht am Steuer dicht,  
 Starr ist sein Blick, bleich sein Gesicht . . .  
 Erbarm' dich Christ!

Hoch steigt der Kiel, hoch sprüht die Flut,  
 Und grell verlischt der Fackel Glut.  
 Die Glocke gellt wie Schmerzensschrei . . .  
 Ein leerer Rachen treibt vorbei — —  
 Schließt eure Gruft! —



## Es steht ein Schloß . . .

Es steht ein Schloß im Mondenlicht,  
 Gar prächtig anzusehn,  
 Um dessen stolzen Säulengang  
 Die Laubgewinde wehn. —

Es rankt sich an Gemach und Turm  
 Der Epheu dicht hinauf,  
 Es klettert wilder Rosen Pracht  
 Zum Bogenfenster auf. —

Und drunten am Gemäuer glänzt  
 Des Flusses Silberband,  
 Es lispelt wie in alter Zeit  
 Das Schilf an seinem Rand.

Doch totenstill im weiten Haus —  
 Nicht eine Seele wacht,  
 Ich steh' allein am Bitterthor  
 Und seufze in die Nacht. —

Da fällt und klirrt gleich wie im Born  
 Mein treuer Wanderstab:  
 „Was säumst du bleicher Träumer noch  
 An deiner Liebe Grab?“



## Aus der Höhr.

Gleich wie der Har mit kühner Schwinge  
 Empor zur Morgenröte steigt,  
 Bis sich ihm dort in Wolkennähe  
 Der Erde ganze Schönheit zeigt; —

So schwingt sich auch im hehren Fluge  
 Mein Lieben über Berg und Thal  
 Empor zu dir, du morgenheller,  
 Du meines Lebens Sonnenstrahl!

Und dort, in deines Glanzes Fülle,  
 Wo all des Trübfinns Nebel fällt,  
 Da seh' ich erst mit trunknem Auge  
 Die ganze Schönheit dieser Welt.



### Fern zogst . . .

Fern zogst du mir vorüber  
 Ein hohes, stolzes Bild,  
 Das mir seitdem mein Denken,  
 Mein ganzes Sein erfüllt.

Ein sonnig Abendleuchten  
 Goh sich darüber hin — —  
 Und mit ihm ist erloschen  
 Mein froher Kinderfinn.



### · Vineta.

Versunken im Meer der Zeiten  
 Steigt's nimmermehr empor,  
 Das Vineta meiner Träume,  
 Das ich einst darin verlor.

Manchmal nur will es mich deuchen  
 Wie ein Läuten, fern und mild, —  
 Doch ewig bleibt versunken  
 Das süße Wunderbild . . .







## August Schwalm

geb. 1860 in Weplar als Sohn eines Kaufmanns, der aus Kurhessen stammte, besuchte das Gymnasium zu Weplar, konditionierte als Apotheker in Kauschenberg und Kassel, studierte in Marburg Pharmazie, nach bestandnem pharmazeutischen Examen ebenda Chemie und Naturwissenschaften, wurde zum Dr. phil. promoviert und absolvierte das Staatsexamen für Nahrungsmittelchemiker. Lebt gegenwärtig als Leiter eines chemischen Laboratoriums und eines Instituts für Mikroskopie in München. — Beiträge von ihm in den „Neuen poetischen Blättern“, der „Deutschen Schriftstellerzeitung“, im „Hessenland“ u. a.

### In stiller Nacht.

In stiller Nacht geregnet  
Hat's leis und frühlingswarm;  
Nun ist die Flur gesegnet,  
Vorbei des Winters Harm.  
Die jungen Triebe schwellen,  
Die Knospe springt vor Lust,  
Und liebeatmend quellen  
Die Lieder aus der Brust.

Das ist ein froh Erwachen,  
Ein felig Aufersteh'n;  
In wunderbaren Sprachen  
Klingt's: „Welt, wie bist du schön!“  
Das Vöglein singt es leise,  
Die Blume duftet's lind,  
Und durch des Lebens Kreise  
Ein Strom der Wonne rinnt.

Und mit dem Lenz ein Ahnen  
 Zieht mir ins Herz hinein,  
 Als sollten neue Bahnen  
 Mir nun erschlossen sein,  
 Als sollt' ich endlich finden  
 Den Weg zu Rast und Glück,  
 Und alle Wolken schwinden  
 Vor diesem Sonnenblick.



### Auf dem Schloßberg bei Rauschenberg.

Den tiefsten Frieden haucht die traute Stelle,  
 Wo Tannengrün umbunkelt die Ruinen,  
 Die mit den ernsten, wetterharten Mienen  
 Den Lärm der Welt verschrecken von der Schwelle.

Noch ragt die kahle Wand der Schloßkapelle,  
 Ein leises Chorlied summen nur die Bienen,  
 Den Namen frommer Väter zu verdienen,  
 Indes in Gold zerrinnt des Tages Helle.

Des Waldes Lust ist allgemach verklungen,  
 Und um die Trümmer rauscht die graue Sage,  
 Die schon ihr Lied den Ahnen hat gesungen.

Ich stehe an der Vorzeit Sarkophage —  
 Das grüne Leben hält ihn fest umschlungen:  
 Die Liebe währt, es schweigt die Totenklage.



### Wilhelmshöhe.

Der Perle gleich auf grünen Samt gebettet,  
Strahlst aus dem Waldesdunkel du hervor.  
Zum Kleinod dich ein Herrscher einst erkor,  
Der seinen Namen deinem Ruhm verkettet.

Ein Riesenwerk, aus alter Zeit gerettet,  
Das sich in tiefste Einsamkeit verlor,  
Zur Pyramide baust du dich empor,  
An deren Fuß ein stiller See sich glättet.

Nur wenn die Wasser stürzen von den Binnen  
Und schäumend die Rastladen niedergleiten,  
Scheint Leben durch die Adern dir zu rinnen.

Doch unentwegt im Wechselbrang der Zeiten  
Thront Herkules, als träum' in tiefem Sinnen  
Er vom Olymp und seinen Götterfreuden.





## Wilhelm Speck

geboren 1861 zu Großalmerode bei Kassel, als der Sohn eines Lehrers, besuchte das Gymnasium zu Kassel, studierte von 1881—85 zuerst in Leipzig, dann in Marburg Theologie, wurde Pfarrer in Kirchditmold, dann erster Geistlicher an der Strafanstalt in Sonnenburg (Neumark), später in Cottbus und zuletzt seit 1899 am Gefängnis in Halle. Der Dienst an Strafanstalten bot ihm günstige Gelegenheit, eingehende Studien für seine schriftstellerischen Arbeiten zu machen. — Langjähriger Mitarbeiter der „Grenzboten“. Verschiedene seiner Lieder sind von Joh. Lewalter und Franz Mayerhof komponiert.

Er gab heraus: Urjula (Eine Gesch. aus Walbesgründen) 1893. — Dornröschen (D.) 1893. — Die Flüchtlinge (Eine Gesch. von der Landstrafe) 1894.

---

### Morgengruß.

Sinnend steh' ich auf der Warte,  
Sehe still ins Thal hinein,  
Ringsum dämmern auf die Berge,  
Tauchen auf im Frührotschein.  
Alles still, in tiefem Frieden,  
Und die Auen menschenleer,  
Nur das Murmeln eines Baches  
Treibt ein Windhauch zu mir her.

Sinnend denk' ich an mein Liebchen,  
Das noch schläft und träumet mild,  
Ach, es weiß nicht, daß der Liebste  
Streift so früh schon durchs Gefild.  
An den Baum lehn' ich die Büchse,  
Nehm' mein Hifthorn in die Hand;  
Süße, langverhalt'ne Töne,  
Klinget weit hinaus ins Land.

Klinget nieder zu der Hütte,  
 Die beschirmt ein Lindenbaum,  
 Laßt mein Lied sich heimlich mischen  
 In der Liebsten Morgentraum.  
 Guten Morgen, guten Morgen,  
 Froher Gruß, schall' in das Thal,  
 Sei begrüßt, mein schönes Liebchen,  
 Sei begrüßt, viel tausendmal!



### IIIc.

Mein Liebster ist ein Spielmann gut  
 Mit dunkelbraunen Locken.  
 Wir sitzen auf der stillen Hut,  
 Und es klingen vom Dorf die Glocken.  
 Es singen die Vöglein im Walde hell,  
 Da greift zur Fiedel mein liebster Gesell.  
 Er spielt lustig und nach Gebühr,  
 Und selig bin ich für und für.

Wenn ich von Erden scheiden muß,  
 Im Wald laßt mich begraben,  
 Dann will ich einen letzten Kuß,  
 Ein letztes Lied noch haben.  
 Dann rauschen die Bäume, die Blätter laut,  
 Die Vöglein besingen die Spielmannsbraut,  
 So lieg' ich still und träume hier,  
 Und selig bin ich für und für.

Mein Spielmann, lieber wilder Mann,  
 Nun halt' mich fest umschlungen,  
 Du hast in einen sel'gen Bann  
 Dein liebes Kind gesungen. —

Den Wald durchrauscht es, der Mond scheint hell,  
Da hält mich im Arm mein liebster Gesell,  
Er küßt mich stürmisch und nach Gebühr,  
Und selig bin ich für und für.



### Erinnerung.

Wie aus düstrem finstern Meere  
Nach der grauen öden Leere  
Lichtumstrahlt vor unsern Augen  
Freundlich grüne Inseln tauchen,  
Also tauchen süße Stunden,  
Lange, lange schon entschwunden,  
Aus dem weiten Meer der Schmerzen  
Wieder auf in meinem Herzen.





## Johann Lewalter

Komponist und Schriftsteller, geb. 24. Januar 1862 in Kassel, erlernte nach dem Besuch des Friedrichsgymnasiums die Buchdruckerkunst und studierte dann von 1881—84 am Leipziger Konservatorium Musik. 1886 ließ er sich in Kassel als Musiklehrer und Schriftsteller nieder, veröffentlichte in weiteren Kreisen bekannt gewordene Lieder, Klavierstücke, Zugen, Kanons, instruktive Stücke für Kinder, und gab heraus „Deutsche Volkslieder, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen“, ferner im Verein mit Dr. Estuche „Hessische Kinderlieder“, und ließ die „Schwäumer Tänze“ zum ersten Male gedruckt erscheinen (Berlin, Ries u. Erler). Seine Dichtungen wurden im „Hausfreund“, dem Beiblatt der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“, sowie im „Hessenland“ abgedruckt.

---

### Ode.

#### I.

Hast du den Nordwind sausen gehört, wenn Eis und  
Schnee die

Weide bedeckten und blätterleere  
Bäume ihr kahles Geäst dem flockenschwangeren  
Himmel entgegenstreckten?  
Ein Leichentuch, blendend weiß, ist dann über die  
Erde gezogen — alles still und frostig.

Hast du aber gehört, mein Herz, wenn des  
Nordwinds Heulen sich aufgelöst in  
Wonnigen Zephyrs Gesang?  
Hast du des Schneeglöckleins Läuten vernommen und  
Lachenden Sonnenschein über grünen  
Fluren erschaut?

Schöner Frühling, ewig hast du den Sieg!

---

## II.

Schau, wie die Flamme lodert um hohen Felsengipfel!  
 Prächtigt mit gleißendem Helm geschmückt und  
 Blinkender Brünne, von Wotan rauh berührt mit dem  
 Schlafdorn: so sank die arme  
 Walküre in tiefen Schlaf. — Brünnhild, wehe, du  
 Herrliches Weib! Umflammt dich ew'ges Feuer?

Hei, da bricht durch heiße Lohe der  
 Ehre Siegfried mit kühner Schnelle!  
 Seligste Fraue, dich küßt  
 Sehrend der stärkste der Helden zu lachender  
 Minne; es schweigt die flackernde Flamme —  
 Brünnhilde wacht.

Starker Siegfried, dein war leuchtender Sieg!

~~~~~  
 III.

Mitten im Wald, von Dornengestrüpp umwachsen, liegt ein
 Prächtiges Schloß, in dem wunderhold ein
 Mägdelein schlummert; vor hundert Jahren senkte der
 Zauberin Wort die schöne
 Prinzessin in tiefen Schlaf. Traun, das liebliche
 Dornröschen ist's, des Königs einzige Tochter.

Sieh, da bringt durch die Dornenhecke ein
 Königssohn, und die Dornen weichen
 Seinem zerteilenden Arm.
 Würziger duften die Rosen, und Dornröschen
 Wacht, durch des Prinzen wonnigen Kuß zur
 Freude erweckt.

Kühner Rieck, dein war minniger Sieg!



Abendstimmung.

Wie die Sternlein leise grüßen!
Sanft umweht mit seinen Schwingen
Nun der Abend Wald und Wiesen,
Und die Nachtigallen singen.

Heimlich rieselt hin die Quelle
Aus dem moosbewach'nen Hügel,
Und auf klarer Bacheßwelle
Ruht des Mondes heller Spiegel.

Kühle Abendlüfte wehen
Durch die hohen, dunklen Bäume,
Bringen fern aus ew'gen Höhen
Träume, sel'ge Jugendträume.

Leise flüstert's in den Zweigen
Wie von alten, lieben Tagen;
Vöglein still die Köpfe neigen —
Hör' mein Herz im Busen schlagen . . .



Dem Andenken eines Freundes.

Als der goldnen Abendsonne letzter Strahl
Hinter den Bergen verschied, und die Abenddämm'ung
Mutter Natur in tiefe Trauer hüllte,
Da berührte auch dich der Todesengel
Mit seinem Fittich
Lind und leise.

Aber, wie die Sonne morgens neu erwacht,
Mit ihrem Leuchten die Erde vom Schlaf zu wecken,
Wonniges Licht zu spenden Gras und Blumen:
Also tritt auch an jedem Tag dein Auge
Neu vor die Seele
Deiner Freunde.

Ja, dein Auge, dessen wunderbarer Glanz
Lauter und rein uns erschloß dein getreues Herz, und
Dessen so freud'ger Schimmer manchem Freund war
Trost und Labfal. Du lebst uns immerdar, du
Treuester Freund, du
Gute Seele.





Johann Heinrich Schwalm

geb. am 17. Februar 1864 zu Seigertshausen im Kreise Siegenhain, besuchte die Dorfschule dortselbst, von 1879—81 die Präparandenschule und von 1881—84 das Lehrerseminar zu Homberg. Lebte 3. St. als Lehrer in Ober-Grenzebach bei Siegenhain.

Abendlieder.

I.

Leis kommt die hehre Nacht gezogen,
Hüllt sanft die Welt in Frieden ein,
Die Sterne stehn am Himmelsbogen
Und spenden ihren goldnen Schein . . .

Mein Herz, auch du mach Feierabend,
Wirf ab des Tages schwere Last,
Ein süßes Traumbild, reich und labend,
Sei in der Nacht dein stiller Gast.

II.

Des Tages Lust und Leid verklingt,
Im Strauch der letzte Vogel singt, —
Das Abendrot ist mild verglüht,
Und Stern an Sternlein leis erblüht.

Es schwebt vom hohen Himmelsdom
Des Gottesfriedens heil'ger Strom
Die Himmelsleiter sanft herab —
Drauf Engel steigen auf und ab . . .

Ich schaue wie ein Kind hinauf,
 Der liebe Herrgott steht darauf,
 Sein Antlitz glänzt wie Sternenschein,
 „Gut' Nacht!“ spricht er, „schlaf wohl, schlaf ein“ ...

~~~~~  
 III.

Müde rauschen die Sicheln im Korn,  
 Lang war der Tag seit der Frühe,  
 Spizig die Stoppel, holprig der Schorn,  
 Tausendfältig die Mühe. —

Horch! Da tönt aus dem Dorfe hinaus  
 Abendläuten und Frieden,  
 Und den Acker zum Gotteshaus  
 Wandeln betend die Müden ...



Es herbstet fast ...

Es herbstet fast ... Wie leises Stöhnen  
 Umwebt es mich in Berg und Flur:  
 Das Sterbelied von allem Schönen  
 Weht wehmutsvoll durch die Natur.

Es herbstet fast ... Die Wälder rauschen  
 Ein wunderfames Scheidelied,  
 Und wo ich bin, da muß ich lauschen  
 Der Klage, die sie sanft durchzieht.

Es herbstet fast ... Es türmt im Herzen  
 Sich mir wie Wetterwolken auf,  
 Es zuckt in mir wie Abschiedsschmerzen,  
 Schau' ich zum Blättergold hinauf ...





## Valentin Traudt

geb. 1864 zu Zulba, war früh verwaißt und wurde von einem Onkel in Hanau erzogen, besuchte die dortige Bürgerschule, das Lehrerseminar in Schlüchtern und wirkt seit 1885 als Lehrer in Rauschenberg. — 1885 trat er mit seinen Dichtungen zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Beiträge von ihm in zahlreichen Zeitschriften („Romanzeitung“, „Neue poetische Blätter“, „Gesellschaft“, „Deutsches Dichterheim“, „Litterarische Blätter“, „Hausbuch deutscher Lyrik“, „Kunstwart“, „Erwinia“, „Hessenland“ u. a. m.).

Er gab heraus: Bonifacius (Volkschauisp.) 1891. — Auf ein-samem Pfad (Ge.) 1892, 2. Aufl. 1895. — Im Abendhauch (Ge. u. Sprüche) 1893. — Seelenliebe (N.) 1893. — Unter der Schullinde (Nn.) 1893. — In Sturm und Sonnenschein (Ge., mit Chr. Schmitt und Wilh. Schmidt-Prädilow) 1893. — Heißes Dichterbuch (Anthol.) 1894, 2. Aufl. 1895.

---

### An Carl Preser.

Wie Waldekrauschen, wie Sonnenluft,  
Wie Maimachtzauber und Rosenduft,  
Wie Lerchenschmettertern und Adlerkreisen  
Webt und schwebt es in deinen Weisen.

Wie Liebesgeflüster und Trauergesang,  
Wie Weinlustjauchzen und Jagdhornklang  
Ertönen deine silbernen Saiten  
Und lassen vergessen der Erde Streiten.

Ich wünsche, daß lang noch dein Schwesterlein,  
Die Sonne, dir jubelt ins Herz hinein,  
Dich spät noch erfreut des Waldes Rauschen,  
Mit ihm und uns deine Lieder zu tauschen.



## Sommerabend.

Es steigt aus märchenstillem Thale  
 Geheimnißvoll die Nacht herauf,  
 Löst auf den Bergen ihre Schleier  
 Und schlägt die milden Augen auf.

Dort zieht sie weltverlorne Straßen  
 Als Königin der Einsamkeit,  
 Traumsterne in den schwarzen Locken,  
 Mondgold als Krone und Geschmeid.

Ein letzter Duft entschwebt der Heide,  
 Ein letzter Ton hebt durch das Feld,  
 Und ahnungsreich schwingt durch die Stille  
 Das Lied von einer höh'ren Welt . . .



## Frühling.

Run lockt die süße Amsel wieder  
 Vom Waldrand, wo der Schlehdorn blüht.  
 Den Veilchenstrauß am bunten Nieder  
 Sauchzt sonnenfrohe Liebeslieder  
 Mein Schatz, von goldnem Glanz umsprüht.

Wir eilen glückbeschwingt von hinnen,  
 Waldeinwärts ohne Ziel und Weg.  
 In Nichts sehn wir die Welt zerrinnen,  
 Der Waldfrau Märchen uns umspinnen,  
 Zum Land der Liebe winkt der Steg.

Fern blinkt es golden durch die Bäume,  
 Das Thor geschmückt mit grüner Bier —  
 Wir schweben wie durch Himmelsräume,  
 Ins Land des Glücks, ins Land der Träume,  
 Zum Sonnenlande wandern wir.



## Am alten Stein.

Verlassen! Nur umkreist vom Nebelwehen,  
 Das weiße Schleier um die Tannen schlingt,  
 Muß ich allabendlich am Hügel stehen,  
 An dessen düstrer Wand ein Kreuzlein winkt.

Es ist ein alter Stein, schon halb zerfressen,  
 Und der hier liegt, den hab' ich nie gekannt;  
 Auch in dem Städtchen ist er längst vergessen,  
 Sein Name wird von keinem mehr genannt.

Doch halt' ich Zwiesprach' gern an diesem Hügel,  
 Weil ich im Busen heg' ein stummes Leid.  
 Und wüchsen stolzer mir aarstarke Flügel,  
 Blieb' ich doch treu der alten Einsamkeit.

An Schmerzen reich, wenn auch noch jung an Jahren,  
 Schau durch Vergangnes ich der Zukunft Lauf,  
 Im stillen Leid hab' ich viel Lust erfahren,  
 Am Totenkreuz spür' ich das Leben auf . . .



## Ein Lied.

Am Bergsee da säufelt durch Rohr und Ried,  
 Durch träumende Wipfel ein seltsam Lied,  
 Im Schlummer noch singt es der tiefe See,  
 Am Waldrand lauscht weinend das kluge Reh . . .

Es klingt wie das Lied von der Menschen Leid,  
 Der Unrast und Mühe der Erdenzeit, —  
 Es klingt wie das Lied von der Menschen Glück,  
 Daß sie wieder dürfen in Nacht zurück . . .



## Nachtrauschen.

Der Tag schwankt freudlos zwischen Licht und Dunkel,  
 Milchweiße Nebel sprühen auf Halm und Blatt.  
 Gestalten scheinen durch den Wald zu schleichen:  
 Doch nur der Abendwind spielt mit den Zweigen —  
 Durch Wolfenfenster stiehlt des Monds Gefunkel  
 Sich erdenwärts so lebensmüd und matt . . .

Fern singt ein Vogel seine späte Weise,  
 Ein letzter Sichelklang durchhallt die Flur,  
 Und in die Seele fällt ein Schwermutstropfen —  
 Wie Totenwürmer alte Träume klopfen  
 Von Liebe laut . . . von Sterbewimmern leise . . .

---

Es rauscht ein Trauerlied durch die Natur!



## Im Herbstwald.

Gleich einem Lied aus goldner Zeiten Sagen,  
 Als schönen Frau'n sich Helden gern geweiht,  
 Klingt leis ein Lied von fernen Sonnentagen  
 Durch stiller Wälder hehre Einsamkeit.

Ein süß' Erinnern ist's aus blauen Landen,  
 Da goldne Kronen noch ihr Haupt geschmückt,  
 Sich duft'ge Blumen um die Kronen wanden,  
 Von Liebeshand zum Hochzeitsfest gepflückt . . .

Das leise Singen tönt im Herzen wieder,  
 Und durch die Stürme, die es wild entlaubt,  
 Empor sich ringen neuer Hoffnung Lieder; —  
 Es knospet fort, es kämpft und glaubt!





### In stiller Nacht.

Auf Geisterflügeln durch die Nacht getragen,  
Schwebt in dem Sammetblau ein Sarkophag,  
Von dem es schüchtern noch wie Herzblut träufelt . . .  
Im bleichen Mondlicht schleift das Bahrtuch nach.

Ein Kerzenmeer, begleiten ihn die Sterne  
Bis wo am Bergfirn ragt der Tannen Nacht  
Wie eine stille, hehre Kirchhofsmauer,  
Die ernst umfängt des Lebens Windhauchpracht.

Dort in ein Grab, das nie ein Mensch ergründet,  
In jenem fernen, lichtdurchglänzten Reich,  
Seht man zur Ruh des Unbekannten Roste — —  
Noch flattert auf ein Kranzband — wolkenbleich . . .

Zwei Sterne fallen gleich zartgoldnen Thränen,  
Durch meine Stube schleicht Maiglöckchenduft,  
Der Nachbar spielt grad' eine Trauerweise, — —  
Fern hinterm Berg trägt man ein Glück zur Gruft.



### Verlassen.

Wenn du nur einmal in des Sommers Blühen,  
Wenn vollmondsilbern rings die Büsche glühen,  
Bernahmst von weitem Chopins Trauerweisen,  
Kennst du die Stunden, die da einsam heißen?

Müd pocht das Herz, das Auge schaut nach innen,  
Und wie die Töne traumhaft weich zerrinnen,  
Fühlst schwächer du des eignen Herzens Schlagen,  
Siehst fern ein einsam Kreuz vergessen ragen.

Wenn du das weißt, dann kann ich es nicht fassen,  
 Warum du mich so lange schon verlassen?  
 Ich sah in dir des Glückes reinsten Schimmer,  
 Nun fühl' ich: einsam, einsam bleib' ich immer!



### Frost.

Nebel flutet durch die Thale,  
 Deckt der Wälder ernste Pracht,  
 Und ein letztes Läuten zittert  
 Durch die sternlose Nacht.

Auch wenn meine heiße Seele  
 Nebelgleich der Schmerz durchzieht,  
 Bebt wie leise Märchenglocken  
 Tief herauf ein stilles Lied . . .

Und das Lied verhallt im Winde,  
 Wie es kam so still und sacht . . .  
 Alle meine Liederblüten  
 Sterben in dem Frost der Nacht . . .



### Um die Lindenblüte.

Am Waldbrand geht der Lindenduft  
 So süß vertraulich ab und auf;  
 Sein Schatz, die milde Abendluft,  
 Kam übers Thal im leichten Lauf.

Da flüstert's denn und girt und lacht,  
 Fern rauscht der Fluß ein Liebeslied,  
 Und durch die sanfte Sommernacht  
 Das Glück auf tausend Wegen zieht.

Sieh nur, was hinterm Busch dort blinkt,  
Wie Lockenhaar im Mondlicht weht? —  
Ist nicht, was nun herüberklingt,  
Der Küsse werbendes Gebet? —

Der Lindenduft geht hin und her  
Mit seinem Schatz im Dämmerchein . . .  
Doch muß wohl so von ungefähr  
Ein andres Paar im Wald noch sein.





## Hans Utmüller

der einzige Sohn von Karl Utmüller, geb. 1865 in Kassel, besuchte das Friedrichsgymnasium daselbst und bestand Ostern 1887 die Maturitätsprüfung. Von 1887—1890 studierte er in Berlin, namentlich unter Hermann Grimms Anleitung, Philosophie und Kunstgeschichte. Seit Frühjahr 1890 ist er an der Murhardschen Stadtbibliothek zu Kassel als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter beschäftigt. — 1892 erschien ein Buch von ihm unter dem Titel „Deutsche Klassiker und Romantiker“.

Beiträge von ihm im „Hessenland“. — Eine Herausgabe seiner gesammelten Dichtungen steht in Aussicht.

---

### Aufang der Dichtung „Der elfte September“.

Wie gern gedenk ich, wenn in goldnen Weiten  
Der Herbsteschimmer webt, entschwundner Zeiten,  
Denn wie der Herbst lenkt keine Zeit im Jahr  
Den Geist so willig hin zu dem, was war. —  
Ist müd' das letzte Sommerlied verklungen,  
Aufsteigen hold und leis Erinnerungen,  
Es ruft der Augenblick das Einst hervor,  
Schon längst Verstummtes singt im Geisterchor;  
Die Luft ist angefüllt mit Märchenträumen,  
Von alten Wundern rauscht's in Waldeebäumen,  
Und in der Welle flücht'gem Silberschaum  
Lockt Nixengruß herab zum kühlen Raum.  
Wie süß zu sinnem ist's an stillen Tagen,  
Wenn, durch die reine Luft einhergetragen,  
Die fernedurst'ge Schwalbe südwärts flieht  
Und, strebend, die Gedanken mit sich zieht;  
Wenn, warm wie Samtstaub, an der Bergeshalbe  
Ein blaulich gold'ger Duft liegt ob dem Walde,

Schon hier und da ein Purpurstrauch erglüht,  
 Und, farbentbrannt, die dunkle Aster blüht;  
 Wenn so unsäglich klar die Ferne leuchtet,  
 Ein frisches Weh'n die blaue Luft durchseuchtet,  
 Die Welt, verklärt, in sanftem Glanze schwimmt  
 Und schon von ihrem Reichtum Abschied nimmt!  
 Dann will uns Kleines Tieferes bedeuten,  
 Vergangenheit erklingt wie Glockenläuten,  
 Erinnerung steigt wie ein Vollmond auf,  
 Entwirrt fast sehn wir unsern Lebenslauf.  
 So ziehst du heute auch, mein Geist, von hinnen,  
 Willst längst Entflohenes dir neu gewinnen,  
 Hinein versenken dich in goldnen Trug,  
 Schlürfen die alte Zeit mit tiefem Zug!  
 Nicht Schwerkmut ist's und nicht weichliche Klage,  
 Wenn Schmerz bewegt du denkst an sel'ge Tage,  
 Wenn aus der Gegenwart du gern entweichst  
 Und — ach, ja nur im Traum — das Glück erreichst.  
 Ist's doch die Liebe nur und nur die Treue,  
 Die schon Erlebtes wieder lebt aufs neue,  
 Weil sich das Herz von manchem wonn'gen Tag,  
 Selbst manchem Leid, so gar nicht trennen mag!



### Gesel auf den Spätherbst.

Wie ist die Welt so fahl geworden!  
 Das letzte Laub ist fahl geworden,  
 Das Festrevier des reichen Sommers  
 Ist nun zum leeren Saal geworden;  
 Still ist, wo sonst die Vögel sangen,  
 Das ausgeräumte Thal geworden,  
 Und, hinter Wolken schein verborgen,  
 Ist krank der Sonne Strahl geworden.

Doch, fehlen Früchte an den Bäumen,  
 Reich ist im Haus das Mahl geworden,  
 Und, will es draußen dunkel werden,  
 Hell ist des Herds Fanal geworden,  
 Und innen sind, im trauten Zimmer,  
 Uns Freuden ohne Zahl geworden.  
 Beschaulich stille, holde Einteil  
 Ist nun des Herzens Wahl geworden,  
 Und diese Zeit ist jedem tiefern  
 Gemüt ein Ideal geworden.



### Der Hauptmann und die sieben Soldaten.

Dem Hauptmann ist heute mit sieben Soldaten  
 Ein schwieriger Beutezug wohlgeraten.  
 Sie teilen gerecht, was auf jeden fällt,  
 Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
 Drauf nimmt sich der Hauptmann viere beiseit'  
 Und flüstert mit scheuer Vertraulichkeit:  
 „Seid klug ihr, so können wir ohne Beschwerden  
 Im Nu mitsammen noch reicher werden.  
 Nur flink, und der Beutel ist üppig geschwellt!“  
 Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
 Da fallen sie über die anderen her,  
 Und bald sind ihrer nur fünf mehr.  
 Sie scharren die Toten im Walde ein  
 Und lassen das Gold sich willkommen sein;  
 Nach Beuterecht jeder das Seine erhält,  
 Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
 Kaum ist eine Nacht und ein Tag verfloßen,  
 Da spricht der Hauptmann zu zweien Genossen:  
 „Was meint ihr, Kam'raden, wir sind zu drei'n,  
 Nichts leichter, als uns von den andern befrei'n;

Wir drei, wir erobern die ganze Welt!“  
Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
Da erwürgen sie hurtig im Schlaf die andern,  
Und man sieht sie zu dritt nun weiter wandern.  
Der Hauptmann zeichnet den einen aus,  
Er schmeichelt beim Trunk ihm, er lobt ihn beim Schmaus.  
Sie sprechen sich heimlich und stimmen sich bei,  
Daß ihnen der dritte im Wege sei.  
Und wie sie im Walde die Nacht überkommt,  
Dem dritten nicht Bitten noch Beten frommt.  
Flugs wird er den andern hinzugesellt,  
Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
Dann ziehen die beiden zusammen fort  
Und wandern und wandern von Ort zu Ort.  
Am Tage nicht können sie essen zu zwei'n,  
Und nachts will der Schlaf ihnen auch nicht gedeih'n.  
Sie blicken sich an mit wildem Gesicht,  
Und Angst ist und Mord, was ihr Muge spricht.  
Sie reden nicht mehr, noch bei Tag noch bei Nacht,  
Und jeder den anderen streng überwacht.  
Die Hand wie im Krampf sich zusammenkrefst,  
Und es blizert und glizert das gelbe Geld.  
Und endlich tragen sie's länger nicht mehr,  
Sie rücken zusammen, sie blicken quer  
Und springen empor, schnell wie zwei Tiger,  
Zu messen einander, ob tot, ob Sieger.  
Grünfunkelnden Blickes schau'n beide sich an,  
Und grimmigen Griffs packt Mann sich und Mann,  
Und ringen und würgen sich beide, gebückt,  
Bis einer dem andern die Kehle zerdrückt.  
Noch hört man sie schrei'n: „Und doch bist du gepresst!“  
Und es blizert und glizert das gelbe Geld.



## Sonette.

## I.

## Das Gewisse.

Nur eins ist gut, daß man doch sterben muß,  
 Daß dieses Leben auf ein Ende weist;  
 Daß jeder Mensch um das, was menschlich heißt,  
 Den kalten Zwang des Todes fühlt zum Schluß.

Denn karg ist oder übel der Genuß,  
 Und was die Welt uns bringt, ist Leid zumeist,  
 Drum krankt an Sehnsucht ewig unser Geist  
 Nach dem, was lindert Schmerzen und Verdruß.

Wir hoffen und wir ahnen einen Ort,  
 Wo unsern Herzenswunden Balsam rinnt,  
 Und nennen Himmel ihn, des Glaubens Hort.

Doch wär's ein Wahn auch, den der Stolz ersinnt,  
 Dieß eine bleibt gewiß, der Tod hält Wort;  
 Es hilft uns, daß der Geist Freiheit gewinnt.



## II.

## Der Wind.

Dich lieb' ich, Wind, du bist mein Freund, dein Brausen  
 Thut innig wohl und rüttelt frisch das Blut;  
 Gehoben wird und neu gestärkt mein Mut,  
 Hör' ich dich tobend durch die Lüfte sausen.

Urmächtig, frei kannst du im Weiten hausen,  
 Durchwühlend rings der Wolken dunkle Flut,  
 Und deines Atems kraftthauchender Mut  
 Lausch' ich mit Wonne halb und halb mit Grausen.



Doch oft, Gewalt'ger, scheinst du auch zu klagen,  
 Wenn, summend, eine riesenhafte Stimme,  
 Du von der Luft dich ruh'ger lässest tragen.

Dann hör' ich dich mit schwermütiger Stimme,  
 Tief rauschend, räthelhafte Worte sagen,  
 Die nur von Trauer wissen, nichts von Grimme.



### Ode.

Den Kelch mit Leiden hältst du, o Vater, hin  
 Und redest sanft zu deinem Geschöpfe: „Trink!“

So spricht die Mutter wohl zum Kinde,  
 Reicht sie das heilende Raß dem Kranken.

Und hör' ich dieser göttlichen Stimme Klang,  
 Dann murr' ich nicht mehr über die Pein und Last,  
 Und daß vielleicht ich selber krank sei,  
 Denk' ich, und daß ich Genesung brauche.



### Lob des Herbstes.

Herbst, von allen Jahreszeiten  
 Du die schönste und die klarste,  
 Aller ird'schen Herrlichkeiten  
 Gleichniß bist du, und das wahrste!

Denn vergehen müssen alle,  
 Nur daß sie's nicht ehrlich zeigen;  
 Du bist zwar im gleichen Falle,  
 Doch du willst's auch nicht verschweigen.

Trotz der Winter, starr in Kälte,  
Gleich als gäb' es keinen andern,  
Muß er schüchtern doch in Wälder  
Vor dem Lenze weiter wandern.

Frühling kommt mit duft'gem Tritte,  
Thut, als ob er ewig blühe,  
Doch aus seiner Blumen Mitte  
Holt der Sommer ihn, wie frühe!

Und dem Sommer, lässig dauernd,  
Wenn er schläft im dunklen Grüne,  
Nacht der Herbst schon heimlich lauend  
Und vertreibt ihn von der Bühne.

Leise nahst du, Herbst, mit Früchten,  
Aber schwermutvoll umschleiert,  
Denn du weißt, daß schnell muß flüchten,  
Was da Erdenlust gefeiert.

Und das Gold in deinen Wäldern  
Wird vom Golde deiner Lehre,  
Die du predigst auf den Feldern,  
Übertroffen noch an Schwere.

Deine purpurnen Gelände,  
Die uns süße Frucht bescheret,  
Mahnen: Selig ist das Ende,  
Wenn es Himmelslicht verkläret.



## Aus dem Cyklus „Sappho an Phaon“.

## I.

Wüßtest du, was du mir bist,  
 Ach, vielleicht wärst du gerühret,  
 Und durch meine Glut verführet,  
 Gähst du, was mir Labfal ist.  
 Alles, was mein Feuer schüret,  
 Wär' dann mein, was mir gebühret —  
 Ach, vielleicht wärst du gerühret,  
 Wüßtest du, was du mir bist!

## II.

Nicht offen darf ich's, laut nicht klagen,  
 Auch heimlich nicht ins Ohr dir sagen,  
 Doch will ich's sprechen still für mich:  
 Ich liebe dich, ich liebe dich!

Der Muschel sagt es so die Welle,  
 Der Blume sagt's die leise Quelle,  
 Erinnerung dem, der früh verblich:  
 Ich liebe dich, ich liebe dich!

## III.

Heut' bist du nicht gekommen,  
 Gekommen nicht zu mir.  
 Das Licht ist längst verglommen,  
 Was sollt' es mir auch frommen,  
 Vergebens brannt' es dir!

Kannst du mich so vergessen,  
 Der du mein Alles bist?  
 Wie lang' hab' ich geseffen  
 Und atemlos gemeffen  
 Der Stunden trübe Frist

Nun grübeln meine Sorgen,  
 Ach, warum kamst du nicht  
 Und ich muß Hoffnung borgen  
 Vom ungewissen Morgen,  
 Ein zweifelhaftes Licht.



## IV.

Von Liebesgedanken  
 Spinn' leis ich ein Netz,  
 Das hält dich in Schranken  
 Als holdes Gesetz.

Du fühlst dich umfangen  
 Vom zarten Gespinnst,  
 Dann kommst du gegangen,  
 Daß mich du gewinnst.

Doch selber gewonnen  
 Bist du schon von mir,  
 Denn heimlich umspinnen  
 Dein Herz hab' ich dir.

Von Liebesgedanken  
 Ein zärtliches Netz,  
 Das hält dich in Schranken  
 Als holdes Gesetz.



## Epigramm.

Dem Streber, wie er im Buche steht,  
 Fehlt nie ein deutlicher Interpret;  
 Will alles erschöpft ihm scheinen,  
 Dann wedelt er mit den Beinen.





## Anna Ritter

geb. am 21. Februar 1865 als die Tochter des Kaufmanns Nuhn zu Koburg, wurde im zartesten Kindesalter von ihren Eltern mit nach Amerika genommen, wo sie ihre ersten Kinderjahre verlebte. 1869 lehrte ihr Vater nach Deutschland zurück und erwarb sich in Kassel auf dem Wörscheberg eine schöne Besitzung. Hier verlebte sie in fast unbeschränkter Freiheit ihre Schuljahre. Mit 14 Jahren kam sie zur weiteren Ausbildung in eine Pension der französischen Schweiz, wo sie zwei Jahre verblieb. In die Kasseler Gesellschaft eingeführt, lernte sie auf einem Ball den damaligen Referendar Rudolf Ritter kennen, dem sie nach einer dreijährigen Verlobungszeit 1884 angetraut wurde. Ihr Gemahl wurde nacheinander nach Berlin, Köln, Münster und schließlich als Regierungsrat wieder nach Kassel versetzt. Nach dem jähen Tod ihres Gatten siedelte sie mit ihren drei Kindern nach dem Städtchen Frankenhäusen am Kyffhäuser über. In tiefer Zurückgezogenheit wuchs und keimte hier ihr Talent. Am 1. August 1900 folgte sie einem Rufe als literarische Beirätin des Cottaschen Verlags nach Stuttgart. — Ihre ersten Beiträge („Witwenlieder“) erschienen 1896 in der „Deutschen Romanzeitung“. Seitdem wurden zahlreiche Gedichte von ihr (neuerdings auch Prosastücken und Novellen) in fast allen bekannten Zeitschriften veröffentlicht.

Sie gab heraus: „Gedichte“, 1. Aufl. 1898, 8. Aufl. 1900. — „Befreiung“, Neue Gedichte, 1. u. 2. Aufl. 1900. —

---

### Heimatlieder.

#### I.

Wie nun der Zug das stille Land durchgleitet,  
Und immer traulicher die Scholle winkt,  
Wis sich die Heimat vor den Blicken breitet,  
Wie über'm Thale schon die Sonne sinkt,

Die blauen Berge in den Abend steigen,  
 Mein trunknes Aug' die schlichte Schönheit trinkt,  
 Und alle Wünsche mir in Andacht schweigen —  
 Ach, daß ich goldne Worte dafür fände,  
 Statt dieser Thräne, die im Zwielicht blinkt,  
 Statt dieser fest und stumm verschlungenen Hände,  
 Auf die sich betend meine Lippen neigen.

## II.

Durch die Heimat bin ich gefahren,  
 Immer den Fluß entlang,  
 Wo die Thäler am schönsten waren,  
 Stand meine Jugend und sang.  
 Trug in ihren goldenen Haaren  
 Ein Kränzlein grün und rot —  
 „Ei, liebe Jugend, was singst du so laut,  
 Was stehst du im Kranze, gleich einer Braut,  
 Und bist doch begraben und tot . . .?“  
 „„Ich kann nicht schlafen, ich kann nicht liegen  
 In meinem Bettlein kalt,  
 Ich hörte den Zug vorüberfliegen,  
 Ich sah deine dunkle Gestalt;  
 Ich sah die Thränen auf deinen Wangen  
 Und deine zitternde Hand. —  
 Da bin ich dir heimlich entgegengegangen:  
 Willkommen im Hessenland!““

## III.

Heimatluft, die heißen Wangen  
 Biet' ich deinem Kusse dar —  
 Draußen war ich manches Jahr,

Komm voll Sehnsucht nun gegangen,  
Deinen Segen zu empfangen,  
Du, die meiner lichten Kindheit  
Fröhliche Gespielin war.

Von den Hassenbergen nieder  
Wehst du, aus dem Grund herauf,  
Wo der Fulda Silberlauf  
Grüßend blinkt, trägst du mir Lieder  
Lang' versunkner Tage wieder,  
Und ein Glück, ein unvergeßnes,  
Schlägt die blauen Augen auf.

~~~~~  
IV.

Du Erdenfleck, der du mir Heimat bist,
Wie hab' ich mich freiwillig denn vertrieben
Und bin so lange, lange fern geblieben,
Da 's doch so schön an deinem Herzen ist!

Heut' schau' ich, wie ein Kind am heil'gen Christ,
Die Schätze an, die ich so lang' besessen,
Die ich im Kampf des Lebens fast vergessen —
Heut' weiß ich erst, wie oft ich sie vermißt!

Mir ist, als wehe reiner hier die Luft,
Als wär' des Himmels wundervoller Bogen
Hier freier, leuchtender empor gezogen,

Und über allem liegt ein feiner Duft,
Als wollte um des Tages blühend Leben
Der Thränenschleier der Erinnerung schweben.



Versunkenes Paradies.

Wie weht der Wind so scharf und kühl
Von meines Vaters Garten her,
Als konnte er den Ort nicht mehr,
Da unser Kinderlachen scholl,
So sorgenlos, so frühlingstoll!

Dort oben stand die Linde einst
Und wiegte sich im Sonnenschein.
Nun ging sie längst zur Ruhe ein.
Da man den Vater trug zu Grab,
Starb auch dem Baum die Krone ab.

Ein Kleidsaum streift am Grase hin,
Und auf dem Riese knirscht ein Schritt,
Der achtlos unsre Spur zertritt.
Mir thut's im tiefsten Herzen weh,
Daß ich hier andre hausen seh' . . .

Ich lehne an der Gartenthür
Und halte mit der müden Hand
Die alte Klinke fest umspannt
Und weine leise für mich hin,
Weil ich im Kindheitsparadies
So fremd, so fremd geworden bin.



Maiabend.

Betäubend steigt der Duft aus den Springen,
 Die Schwalben streichen müde hin und her,
 Und von den Bergen kommt ein heimlich Klingen,
 Als ob dort oben Abendandacht wär'. —
 Gelöst ist jede Form, die Linie weicher,
 Die sich am Tage schroff dahingestreckt,
 Und alles Leben voller, tiefer, reicher,
 Seit ihm die Nacht die Seele aufgeweckt.

Was rührt mich an mit der Erinnerung Flügel
 Und lockt der Thränen schmerzliche Gewalt
 Aus mir hervor . . . ? Schwebst du vom grünen Hügel
 Zu mir heran, verblichene Gestalt?
 Nie war mein Herz gewillter, dich zu grüßen,
 Nie hat es frommer dich herbei gesehnt
 Als heute, da so still zu meinen Füßen
 Das Thal in seiner Maienpracht sich dehnt.

So wanderten die Jahre schon vorüber,
 Der Rosenbaum an deinem Grab ward groß,
 Unmerklich zieht's auch meine Spur hinüber
 In jenen dunklen, unerforschten Schoß,
 Der alles Lebens Anfang ist und Ende,
 Und eine heil'ge Stimme raunt mir zu,
 Daß meine heiße Seele sterbend fände,
 Was ihr das Leben nie gebracht — die Ruh . . .



In der Heimerde.

Und hat mich das Schicksal seit manchem Jahr
 Dem Heimatboden entrißen,
 Und wollen Garten und Elternhaus
 Schon lange nichts von mir wissen —
 Ein Plätzchen ist mein,
 Das wartet auf mich
 Im Schatten dunkler Cypressen.
 Einst läßt es mich ein
 Um der Jahre des Leids
 Und der einsamen Not zu vergessen. —

Es ruhen zur Seite die Lieben all:
 Mein Kind, mein Vater, mein Gatte
 Und was ich an jungem, jauchzendem Glück
 Mit ihnen begraben hatte.
 Es leuchtet vom Stein
 Manch heiliges Wort,
 Die Winde kommen und gehen
 Jahraus und jahrein,
 Und ich lausche im Grund
 Auf das Märchen vom Wiedersehen.



In der Vaterstadt.

Ich bin heute früh durch die Stadt gegangen
 Und habe zu suchen angefangen . . .
 Die Straßen lief ich wohl auf und ab
 Und fand doch keinen, der Antwort gab,
 Wo all' meine Lieben
 Geblieben.

Da hab' ich denn meine zitternden Fragen
 Zum alten Stadthor hinausgetragen;
 Und draußen fand ich sie, Grab an Grab,
 Die ich vor Jahren besessen hab' —
 Tief unter den Steinen
 Die Meinen!



Abschied.

Leichte Blütenblätter sinken
 Lautlos rieselnd auf den Sand,
 Blaue Hügelketten winken
 Traumverloren über Land . . .

Seines Häuschens weiße Wände
 Überfliegt der Abendschein,
 Und in deine beiden Hände
 Leg' ich mein Gesicht hinein.

Grüßend zieht an uns vorüber
 Dieses Tages letztes Licht,
 Das von dir zu mir hinüber
 Späte Strahlenkränze flieht.

Und dieweil wir zitternd warten
 Auf ein wundervolles Wort,
 Schleicht sich durch den stillen Garten
 Schon das Glück der Stunde fort . . .



Im Frühlingschein.

Du sprichst zu mir von deiner großen Sehnsucht,
 Und deine Worte, Liebster, klingen sacht
 Wie Raderschlag durch die verträumte Nacht . . .
 Die alten Bäume uns zu Häupten lauschen,
 Als fielen ihnen sel'ge Märchen ein,
 So sie dem Flüstern deines Mundes lauschen.
 So mag auch uns dereinst zu Mute sein . . .
 Noch aber stehen wir im Frühlingschein
 Und wandern still in unsrer Zukunft Land.
 Es glänzt das Thal, wohin der Pfad sich wende,
 Zu einem Bund, d'raus alles Niedere schwand,
 Liegt Hand in Hand,
 Und Liebe flutet, Liebe ohne Ende,
 Von dir zu mir durch die verschlungenen Hände . . .



Himmelh.

Im blühenden Garten die Sehnsucht singt . . .
 Ich lausche, wie es herüber klingt,
 Sich höher und immer höher schwingt —
 Weit über die dämmernde Erde.

Da folgt meine Seele, die gar so tief,
 In Leid verloren, viel Jahre schlief,
 Der Stimme, die sie von hinnen rief —
 Weit über die dämmernde Erde.

Sie schwebt mit der Sehnsucht zum Licht empor,
 Sie klopft an das leuchtende Himmelsthor
 Und grüßt die Heimat, die sie verlor —
 Weit über der dämmernden Erde.



Gewitter.

Schwül war der Tag . . . Nun steigt's im Westen auf
 Wie eine schwarze, wildgezackte Mauer,
 Darüber fährt ein fahler Schwefelschein
 Auf scheuem Fittich weit ins Land hinein,
 Durch die versengten Fluren geht ein Schauer. —

Im Felde schweigt der Sichel heller Klang,
 Verstummt ist der Gesang der braunen Dirnen;
 Der erste Erntewagen schwankt herein,
 Die Pferde keuchen, und die Knechte schrei'n
 Und wischen sich die Tropfen von den Stirnen.

Der Schäfer treibt besorgt die Herde heim,
 Es fährt der Spitz mit heiserem Gebelle
 In die entsetzte Lammerschar hinein,
 Verschleucht die Naschenden vom Wegebrain
 Und drängt sie kläffend zu verwirrter Schnelle.

Ein kurzer Windstoß wirbelt jäh daher . . .
 Erstickend steigt der Staub von allen Wegen
 Und senkt sich zögernd wieder auf den Stein.
 Verdürstend reckt der Baum in seiner Pein
 Der regenschwang'ren Wolke sich entgegen.

Der Vogel flattert ängstlich auf im Busch
 Und duckt sich hin mit sträubendem Gefieder,
 Ein Blitz zuckt in die Dämmerung herein,
 Dumpf grollend setzt der feste Donner ein,
 Die ersten Tropfen fallen klatschend nieder.

Und Blitz auf Blitz, und Stoß auf Stoß sich jagt
 In wildem Stöhnen, Tosen, Krachen, Pfeifen . . .
 Gott wolle allen denen gnädig sein,
 Die fern der Heimat, schutzlos und allein,
 Die Finsterniß mit bangem Schritt durchstreifen!

Frühlingsabend.

Nun bricht in seiner Reine
 Der Frühlingsabend an
 Mit sanftem Dämmerseine.
 Dort, wo der Tag zerrann,
 Fliegt eines seiner Lößchen
 Noch wie ein golden Flößchen
 Hoch um den dunklen Tann.

Die alte, graue Laube
 Trägt einen Fliederstrauß
 Auf der verwaschnen Haube.
 Am dunklen Himmelshaus
 Hängt schon ein ängstlich Sternchen
 Sein blinkendes Laternchen
 Weit in die Nacht hinaus.

Es liegt auf meinem Garten
 Solch fromme Schweigsamkeit,
 Solch feliges Erwarten,
 Als käm' zu dieser Zeit
 In junger Schönheit Prangen
 Die Liebe schon gegangen
 Mit ihrer Herrlichkeit!



Morgenuwanderung.

Aus dunklen Thalen, drin die Sorge rauscht,
 Lent' ich den Schritt auf vielgewundnen Wegen
 Dem ernstern Reich der Einsamkeit entgegen.

Längst blieb des Städtchens muntres Bild zurück,
 Die Buchenwälder wichen scheu zur Seite,
 Die schlanke Tanne giebt mir das Geleite.

Dann bleibt auch sie und macht den Fiesern Platz.
 Armselig Volk, gekrümmt von Sturm und Wettern,
 Das kaum den Mut noch hat, emporzuklettern.

Und nun allein! — Kein Laut des Lebens mehr
 Dringt an mein Ohr, im klaren Morgenscheine
 Steh' ich allein im Totenreich der Steine.

Wie groß! Wie still! In Andacht bebt mein Herz,
 Denn zu mir nieder in dem heil'gen Schweigen
 Fühl' ich die Gottheit ihre Stirne neigen.

Und einsam kreist ein Falke hoch im Blau,
 Wie eine Seele, die den Staub bezwungen
 Und jubelnd sich zur Sonne durchgerungen.



Heimlichkeiten.

Siehst du meiner Augen Winken,
 Meines Mundes Lachen nicht?
 Fühlst du nicht, daß meine Sehnsucht
 Durch die fremden, kühlen Worte
 Wie ein dunkler Blutstrom bricht?

Vieles möcht' ich dir vertrauen,
 Vieles, was in tiefer Nacht,
 Wenn die Lilien auf den Beeten
 Ihre weißen Kelche öffnen,
 Um mein Bett die Kunde macht.

Doch die süßen Heimlichkeiten
 Schämen sich im Sonnenschein,
 Und errötend schleicht die Liebe,
 Die sich zu dir wagen wollte,
 Wieder in mein Herz hinein.



Ritterschlag.

Es ging die blasse Königin
 Durch Tau und Blumen träumend hin,
 Brach sich die Frühlingszier zum Strauß
 Und trug sie in ihr Königshaus.

An ihre Schwelle hingeschmiegt,
 Des Pagen blonder Krauskopf liegt,
 Der schläft so tief am lichten Tag,
 Wie nur die Jugend schlafen mag.

Da neigt die blasse Königin
 Sich zu dem Pagen lächelnd hin
 Und streut mit ihrer weißen Hand
 Die Blüten über sein Gewand.

Wie jauchzt der Knab', da er erwacht
 Und sieht die wundersame Pracht!
 Er beugt das Knie und küßt den Grund,
 Da seiner Träume Herrin stund.

Und schlief er als ein Page ein,
 So steht er nun im Sonnenschein
 Als einer, den mit holdem Trug
 Die liebste Hand zum Ritter schlug.



Auffchrei.

Blühend sein, und doch nicht leben sollen,
 Mit der Sehnsucht, ach, der heißen, tollern
 Vor der fest verschlossnen Thüre stehn —

Durstig sein, und doch nicht trinken, trinken,
Wenn die goldnen Freudenbecher winken,
Jeder Wonne scheu vorübergehn —

Lechzen, ach, nach seligem Genießen,
Und die trunkenen Augen doch zu schließen,
Weil des Schicksals harter Spruch es will —

Darben, darben, wenn sich andre küssen,
Elend sein, und dennoch lachen müssen,
Immer lachen . . . still mein Herz, o still!



Ich aber denke . . .

Sie sagen mir, du seist geborgen nun
Vor allem Leid, ein friedevolles Ruh'n,
Ein Sonnentraum sei über dich gekommen,
Seit dir der Tod die Bürde abgenommen,
Das Leben heißt. Du führtest, sagen sie,
Ein neues Dasein voller Harmonie,
Du wandeltest in wunderbaren Hallen,
Darin die Lieder der Erlösten schallen.
So sagen sie, und ach, viel Schönres noch.
Ich aber denke heimlich, heimlich doch,
Daß aller Glanz, der jene Wände deckt,
Dir nicht die Erde und dein Weib versteckt,
Dein Weib, das draußen steht! Mit ihrem Trauern
Die Hallen füllt und an die ew'gen Mauern,
Die zwischen Tod und Leben sind getürmt,
Mit dem Verzweiflungsmut der Sehnsucht stürmt.



Die Kranke.

Man hat sie hinaus in die Sonne getragen,
 Neben ihr steht der Kinderwagen,
 Darinnen schläft ihr Bübchen sacht.
 Die Großen spielen im Garten und bringen
 Ihr Frühlingsblumen, und jubelnd singen
 Winzige Lerchen hoch in der Luft.
 Sie atmet beklommen den Blütenduft,
 Der zieht so betäubend süß und schwer
 Von den Rabatten des Gartens her . . .
 Da ist ihr, als läge sie schon in der Gruft,
 Umgeben von ewiger Dunkelheit,
 Von Glück und Sonne unendlich weit.
 Und die alte Glocke der Vaterstadt,
 Die einst ihre Liebe gesungen hat,
 Hebt an zu läuten und schwingt sich leise
 Und singt die nämliche Totenweise,
 Die schon so manchen Bürger der Stadt
 Zur letzten Ruhe geleitet hat . . .
 Sie hört hoch oben die Kinder gehn,
 Die bleiben weinend am Hügel stehn
 Und streicheln leise das frische Grab
 Und rufen „Mutter“ . . . zu ihr hinab . . .

— — — — —
 Wild schreit sie auf, daß ihr Kind erwacht!
 Sie krampft um die Blüten die bleiche Hand
 Und schaut in den rosigen Abendschein
 Mit großen, hungrigen Augen hinein:
 „O du sonniges, wonniges Erdenland —
 Noch will ich leben und glücklich sein!“
 Daß Bübchen im Wagen jauchzt und lacht —
 Und in den Büschen lauert die Nacht . . .



Beim Weine.

Du Jugendkraft, die in mir tobt und schäumt
 Und sich den Jahren noch nicht fügen mag,
 Du Übermut, der unter Thränen lacht,
 Du starke Hoffnung, die den Schlaf bewacht,
 Du meines Herzens trotzig heißer Schlag,
 Und du, o Sehnsucht, die noch fliegen kann,
 Die noch von Rosen und von Kronen träumt —
 Ich trink' euch zu aus blizendem Pokal:
 Seid mir gesegnet tausend, tausend Mal!



Verzweiflung.

Ich lache ja, bin lustig wie die andern!
 Nur dann und wann
 Schaut die Verzweiflung mich aus einem Winkel
 Der Seele an.

Dann schleiche ich mit jäh erblaßten Lippen
 Mich still hinaus,
 Reiß' mir das Narrenkleid vom Leibe
 Und wein' mich aus.



Erinnerungsblatt.

Sein Leben war ein ernst, beharrlich Wandern
 Nach einem hohen Berg, darauf sie stand,
 Und als er endlich sich am Ziele fand,
 Da neigte sie sich lächelnd einem andern.

Nun geht er still den langen Weg zurück,
 Kein Hoffen darf die Schritte mehr besflügeln,
 Und hinter ihm, auf jenen blauen Hügeln,
 Verblaßt, verdämmert seiner Seele Glück . . .



Brantring.

Als über den Flieder das Mondlicht rann,
 Da steckt' er mir heimlich ein Klinglein an,
 Und küßte den Ring und die Hand dazu
 Und lauschte selig dem ersten „du“.

Das Mondenlicht sah in den Ring hinein,
 Das gab einen fröhlichen, hellen Schein,
 Der Fliederbaum neigte die Blüten stumm,
 Die Gräser raunten: „Das Glück geht um!“



Sonneregen.

Ich gehe fremd durch die Menge hin,
 Den irdischen Lauten entrückt,
 Ich trage heimlich ein weißes Kleid,
 Mit bräutlichen Zweigen geschmückt.

Es ist ein Singen und Blühen in mir,
 Als trüg' ich den Lenz in der Brust —
 Und liegt doch zitternd ein blasser Flor
 Von Thränen über der Luft!





Eduard Siebert

geboren in Holzheim (Kreis Hersfeld) am 8. April 1865 als Sohn des späteren Königl. preuß. Oberförsters Werner August Siebert, besuchte die Vorschule in Rinteln, das Gymnasium in Kassel, studierte in Marburg Theologie und ist jetzt Pfarrer in Oberaula (Kreis Ziegenhain). Gedichte von ihm erschienen im „Hessenland“ und in der „Romanzzeitung“.

Grimat.

Nicht ganz allein ich stehe
In dieser kalten Welt.
In Lust wie auch in Wehe
Ein Herz doch zu mir hält.

Was stets in meinen Schmerzen
Gar süßen Trost mir gab:
Ich weiß: In deinem Herzen
Ich eine Heimat hab'.



Eine Rose.

Eine Rose steck' ins Haar
Dir zu dieser Stunde!
O wie leuchtet wunderbar
Sie auf dunklem Grunde!

Aus der schwarzen Locken Nacht
Flammt sie mir entgegen,
Wie zum Blühen erst entfacht,
Liebste, deinetwegen!



Blumengruß.

Wie geht's Liebchen? Saget's an,
Nöslein, mir, ihr roten! —
Da sie selbst nicht kommen kann,
Schickt sie uns als Boten!

Rot sind ihre Wangen noch,
Röter noch ihr Mündchen,
Und das seufzt: Hätt' ich ihn doch
Bei mir nur ein Stündchen!





Heinrich Kranz

geb. 1866 zu Seigertshausen (Kreis Siegenhain) als Sohn von Schwälmer Landleuten, besuchte die Dorfschule seines Heimatortes, vom fünfzehnten Jahre ab die Präparandenschule in Homberg, vom siebzehnten bis zwanzigsten Jahre das Seminar dortselbst. 1886, nach bestandnem Examen, wurde er als Lehrer an der evang. Schule zu Ellrode (Kr. Fritzlar) angestellt, kam 1891 an die Stadtschule zu Fulda und 1892 an die städt. Bürgerschule zu Kassel. Die Liebe zur Heimat und zum heimatischen Dialekt treibt ihn, seine Ferien regelmäßig auf der „Schwalm“ zu verleiben.

Eine Sammlung „Schwälmerlieder“ bereitet der Verfasser vor.

Die Influänz.

(Schwälmer Mundart.)

Dä Rombelmelleſch Konneräd
War Baſcht¹⁾ beim Äxelänz
On frecht — eß wär ver Chreesdäſ grad —
Die beſe Inſluänz.

Hä docht: „Ach wer ich däch drheem!“
On bie's halbmehlig²⁾ gung,
Do ſchrew hä ſchwing³⁾ in Brieb naheem,
On en däm Brieb do ſtung:

„Zu Chreesdäſ komm ich Däjer aacht⁴⁾
Df Ällöb⁵⁾ äß Saldat,
Eß eß zwar näch net öußgemächt,
Ich hon näch net geſrät.

Anmerkung:

- ä = ganz breit zu ſprechen (wie englisch hand);
ä = Mittelding zwischen a und o (englisch water);
ei = ein Laut, der von e direkt nach i übergeht und denselben Klang hat wie a in dem engl. name oder ray.

¹⁾ Wursch. ²⁾ allmählich. ³⁾ geſchwind. ⁴⁾ etwa acht Tage.
⁵⁾ Urlaub.

Dach macht (Er¹) Uch als droff gefaßt
 Du sarjt ver währmes Bett,
 Wahrscheinlich breng ich Uch in Gast,
 Die Influänza met.“

Bie do seng Vater (us²) dett Schreft,
 Do sähr³ e: „Liewe Zeit!
 Baß däm seng Schreuwe obetrefft,
 Do wär³) ich net gescheit!

Dä brengt die Influänza met?
 Bas fill da das wull seng?!
 Das näsche Watt⁴) versteh ich net —
 Das weefß die Kreizschwerneng!“

Df emol fangt seng Frä do o:
 „Gewefß, eht sellt m'r^{ich} en,
 Die Menscher heeße dattrem⁵) so,
 Ich honn se schond hehrn nenn.

Bannß eke fex on sättig eß,
 Göt dä e Mensch⁶) dätt steh!
 Mer ohnts, so secher on gewefß!
 Ich meecht ver Brajt⁷) vergeß!“ —

Dä Meller säht: „Die Schwerenot!
 — Verzeih m'r Göt die Seng⁸)! —
 Verdammit, m'r ärjet sich nach doot —
 So musserrawle⁹) Keng!

Baß denkt wull so e Jangesdent¹⁰)?!
 Köum träche hengern Dhn,
 Du schond e Mensch? Die Döufigkrent¹¹)!
 Dä Källe eß velohn!

¹) Jhr. ²) Ias. ³) werde. ⁴) närrische Wort. ⁵) Dort herum.
⁶) Schatz, Geliebte. ⁷) Schmerz, vgl. mhd. brast. ⁸) Sünde. ⁹) franz.
 misérable. ¹⁰) „Junges Ding“, dummer Junge. ¹¹) = tausend
 Krenke (vgl. hochd. „die tausend Schwerenot kriegten“).

Wär weesß, baß fer e Klonder¹⁾ eß?
 Wär kennt die schläächte Wält!
 Die höt so secher on geweß
 Ein eenzge Häller Gält!“

„Die höt,“ fangt Se nach o se schälln,
 „Ein Lompe ofeduh,
 Die bengt²⁾ sich, met Respäkt se mälln,
 D's Hemm met Knohre³⁾ zu!“

Nu wellß schond met, deß fräche Dier,
 — Ja, denk d'r adecht⁴⁾ nur!“ — — —
 On hättig⁵⁾ langt se sich Papier
 On schrebb d'm Jäng reduhr:

„Du Nechtmaß, engerschteste⁶⁾ Dich,
 On denzt⁷⁾ das Mensch dohär,
 Da beste⁸⁾ the freizanglecklich,
 Das säj ich Der verhärt!“

Bei ins do wann die dretzig öus,
 Wie mer ins hon gefreit,
 On Du? — Weeß Göt, do wätt nechts röus!
 Du best net räächt gescheit!

Brengst Du die Influänza met,
 — Ja, schlo D'r'sch nur en Wend! —
 Söjt feng m'r Denge Ellen net
 On Du net mie ins Rend!

M'r docht, in gurre Jäng se zieh,
 Ein Brurer Lerrerlich!
 Belohn eß inse gahnze Mieh —
 Pfui, Nechtmaß, besser Dich!“

¹⁾ Plunder, schmutziges Frauenzimmer. ²⁾ bindet. ³⁾ Knoten.
⁴⁾ halt. ⁵⁾ hurtig. ⁶⁾ unterstehst du. ⁷⁾ ziehst, schleppst.



Das Henke.

(Schwäbmer Mundart.)

Menges*) war d's Lawe saat,
 Sech hä hatt on sak net enke¹⁾,
 Ruff in Streck om Treester Maat
 On gedocht sich offehente,
 Nomm dä Streck on hängen²⁾ o,
 Maacht e Schlenk³⁾ on hant sich dro.

Wie hä zweische Last on Är⁴⁾
 D däm Beemche hant on bambelt,
 Kamm von angefehr dohär
 Jost, feng Nächstbar, ogehambelt,
 Guckt sich nu das Schauspeel o,
 Sächt: „Gö'n Dat, baß machste do?“

„Baß ich mach her?“ ängbet⁵⁾ dä,
 „Siße net? ich well mich henke,
 Griß m'r nächmol menge Frä,
 Sill näch manömol o mich denke,
 Treest öch menge lieve Keng,
 Sprach, ich nimm e selig Eng⁶⁾!“

„Höft du da d's beese Speel⁷⁾?“
 Sächt dä Jost, „du witt dich henke?
 Ja, da däff mir dach d's Seel
 Nie net bengen⁸⁾ Ährm dörch schlenke;
 Weeßt, du Älvet, da näch net,
 Däß dä Streck on Hals gehett⁹⁾?“

*) Magnus.

¹⁾ Denn er hörte und sah nicht genau. ²⁾ band ihn. ³⁾ Schlinge, Schleife. ⁴⁾ Erde. ⁵⁾ antwortete. ⁶⁾ Ende. ⁷⁾ = bist du denn verrückt? ⁸⁾ bei dem. ⁹⁾ gehörte.

„Ne,“ säht Menges angschiniert¹⁾,
 „Dovon wonn m'r liiver schweie,
 Awe hon ichs so promiert,
 Dach ich konn fin Ohrem krexe;
 Bengen Ährm do spehrt m'r'sch net,“
 Säht's — on henkt geweiß nach hett.



Das Brudje²⁾ däs helpt däch!

Däm Mechel jenge Frä war krahnt,
 Dä Doktor dä mußst röus,
 Dach wahr'sch on blebbs so breet bie lahnt,
 Verstiirt wahr'sch gahnze Höus.

Dä Mechel war en großer Not,
 Baß harre³⁾ jenge Last!
 Hä woßt ke Mettel on fin Not,
 Seng Häß war voller Braft.

Do kamm of jenge Howereet⁴⁾
 In fremder Hannelsmann,
 Dä säht: „Ach gatt⁵⁾ Uch nur sefreed,
 Die Krahntet eß se bann.⁶⁾“

Sech, menge Frä hat's gräre so,
 Baß höt se lamediert!
 Mer bruchte hei on bruchte do,
 Se wätt met nechts kariert.⁷⁾

Do jeng ich nâch em Metternaacht
 — Sech, alles wätt versucht —
 Of Kapperhüse los gemaaht,
 Do wâr in Mann, dä brucht.

¹⁾ ungeniert. ²⁾ brauchen, Sympathie gebrauchen. ³⁾ hatte er.
⁴⁾ Hostratthe. ⁵⁾ gebt. ⁶⁾ zu bannen. ⁷⁾ kuriert.

Dä langt e Beckelschnur herbei,
 Mächt dreimol rabb on noff
 On blus on bespelt¹⁾ was derbei,
 On gleich wätts ahnet²⁾ droff.

Drem bann ich Uch in Rot fall gah,
 Macht öch nach dessem Mann,
 Dä brucht Uch, on da sollt Er sah,
 Däß där'sch nach deste³⁾ kann."

Für desseß Evangeliom
 Komm Mechel net die Wält;
 Hä raff dem Anächt: „Komm, Hansklos⁴⁾, komm,
 Du satt⁵⁾ mohl ewer Fäld.

En Rapperhüuse eß in Mann,
 Bie ich voodhin gehätt⁶⁾,
 Bellicht, daß dä nach hälfe kann,
 Drem äß on geh glich satt.

On kemmt du nach däm Mann dohin,
 Da klääste⁷⁾ äm ins Leed,
 Du leest⁸⁾ äm her dä Dahler hin,
 Da wees hä schond Bescheed."

Dä Hansklos stäppt dä Dahler en,
 Uß zwelf Katoufelflees,
 Kräch da zum nauwe Kerrel⁹⁾ nenn
 On macht sich of die Rees.

Nu wahr'sch geräd zur Sommerchzeit,
 Die Sonn die brahnt bie Fier,
 Dä Wääk dä war ganz selches¹⁰⁾ weit,
 Däs mächt äm wink Bläffier.

1) liipelte. 2) anders. 3) dämpfen. 4) Hans-Klaus = Johann Ritolaus. 5) sollst. 6) gehört. 7) klagst du. 8) legst. 9) Mittel. 10) sehr.

So kamm hä dörch on dörch geschwezt
 Behrm äschte Wäpshüs o;
 „Hei,“ docht hä, „wätt äscht mohl genezt,
 Söft bränn ich lichterloh!“

In Zwid, stach hä e Rännche ab,
 In Baaf, do harrer zive,
 In Wobbdich, flos d's drette nabb,
 D's vierte blebb net steh.

On weiks hä zu däm selche Dächt,
 Nu öch Grafame¹⁾ krecht,
 Bestahlt hä sich die schennste Wascht
 Von ahnthalw Pond Gewecht.

On uß on möngfelt²⁾ nu fer zwie
 On dränk dāzu fer drei — — —
 Ach, Hansklos, denkste da net mieh
 D denge Brucherei?

Dä Kleives³⁾ docht en fengem Senn:
 „Das Bruche das höt Zeit —
 M'r sills wahrhambel dach net menn,
 Waß gets dach domme Leit!“

Dä Källe sill gebruche konn?
 So wink⁴⁾ bie ich was kann!
 Dä sill dä schiene Dahler honn?
 Däs wer, weëß Gött, e Schann!

Verdammt, so wahr ich Hansklos heeß,
 Dä Dahler dä het⁵⁾ meng!
 Dä Schenger⁶⁾ mach die weyre Kees,
 Ich well dä Narr net feng!“

¹⁾ grande faim = großer Hunger. ²⁾ nahm den Mund voll.
³⁾ Klowes, Roseform zu Nikolaus. ⁴⁾ wenig. ⁵⁾ gehört. ⁶⁾ Schinder.

So jaast sich also Hansklos fest
 On brucht nach senger Äht,
 Versäff d's Gald on watt¹⁾ dälest
 So rangd rem²⁾ räächt schie sat.

On bie hä docht, eß fin besteh,
 Do gung naheem³⁾ die Hees;
 Radierlich brucht hä net se geh,
 Dofer hat hä e Schees.⁴⁾

Dach bie hä ähre Hoob erreecht,
 Do wahre häll bie Wann⁵⁾
 On fraht glich, baß die Frä da meecht,
 Sent däß gebrucht wer wann.

„Göttlob,“ säht do dä Mechel froh,
 „Die Angst eß ewersteh,
 Du Anächt verdienst in Göttesloh,
 Du best nach Not gegeh.“

Bi ich meng Frä derr Märje sat⁶⁾.
 Do docht ich: „Ach, au wieh!“
 Dach geje Zwo derr Nächmettät
 Do spehrt se fast nechts mieh.“

Dä Hansklos macht e domm Gesecht
 On fangt ganz trädde o:
 „Zä, Härr, bie se gebrucht höt frecht,
 Do währsch öch grad em Zwo.“

¹⁾ wurde. ²⁾ rund herum. ³⁾ nach heim. ⁴⁾ Chaise, Wagen =
 Kaufsch. ⁵⁾ Born, Brunnenwasser. ⁶⁾ sah.

Do wâr dâ Mechel diej geriehr
 Du jäht: „Nu glew ich fest,
 D's Bruche hôt meng Frä kariert
 Du ähre Schmäg gedest.“¹⁾

Du wârklich konn die Anmergrett²⁾
 Dâ ahner Dâf schond rous,
 Bahl wâhrliche werre ganz em Trett,
 Du alle Not wâr ous.

Dâs Bruche wâr die gahnze Schold,
 Dâß sich die Krahnket brâch —
 Nu mâcht Er sprâche, bâßt Er wollt,
 Dâs Bruche dâs helft dâch!

¹⁾ gedämpft, gelindert. ²⁾ Anna Margarete.





Sajcha Elja

Pseudonym für Helene Bechtel in Kavoldsbhausen bei Hanau. Geb. 1866 in Reichenbach im Vogelsberg als Tochter des Pfarrers Bechtel, besuchte sie eine höhere Privatschule in Hanau, später ein Dameninstitut in Kassel, und lebt jetzt im elterlichen Hause in Kavoldsbhausen. Beiträge von ihr in der „Neuen Musikzeitung“, der „Allg. Musikal. Rundschau“, der „Romanzeitung“, „Gesellschaft“, den „Monatsbl. für deutsche Litt.“, den „Christlichen Blättern“ u. a. m. — Mehrere ihrer Lieder sind von namhaften Künstlern komponiert.

Traum und Wunsch.

Einst träumt' ich von einer Sonne,
Die hat so golden gelacht,
Doch als sie am schönsten gefunkelt,
Bin ich im Dunkeln erwacht . . .

Einst traf mich des Unglücks Woge,
Und als sie am tollsten geschäumt,
Da rief ich: „D, könnt' ich erwachen!
D, hätt' ich das alles geträumt!“



Es steht ein alter Brunnen . . .

„Es steht ein alter Brunnen,
Von Epheu übersponnen,
Heilkräfte birgt sein Grund:
Wer durstig daraus trinket,
Deß Leid hinein versinket,
Dem thut er Wunder kund.“

So ging die graue Sage — —
 Ich such' im weiten Hage,
 Die Sehnsucht war mein Sporn;
 Doch als ich kam zur Stelle,
 Fand ich versiegt die Quelle,
 Geleert den Zauberborn . . .



Du gleichst dem stillen Wasser . . .

Du gleichst dem stillen Wasser,
 Verschllossen ist dein Mund,
 Doch thun mir deine Augen
 Des Herzens Sprache kund.

Es sagen deine Blicke,
 Wenn auch die Lippe schweigt,
 Daß werbend deine Seele
 Sich zu der meinen neigt.



Dein Blick, dein Wort . . .

Dein Blick, dein Wort:
 Sie nahmen mich gefangen,
 Sie lockten mich in einen heißen Bann;
 Nun fühl' ich es mit ahnungsvollem Bangen,
 Daß dir mein Herz nicht mehr entfliehen kann —

Mein Sein und Denken ward dir ganz zu eigen,
 Dein Gruß trägt mich durch Paradiese fort —
 Was ist mein Glück? — Ach, deines Hauptes Neigen,
 Dein Blick, dein Wort . . .



Die Tausammlerin.

Der Morgen graut . . . eine sieche Frau
Schleicht durch die Wiese und sammelt Tau.

Ihr that im Traum eine Stimme kund:
„Dies Werk allein macht dein Kind gesund.“

Perl' um Perle rann in den Krug;
Die Gute hat immer noch nicht genug . . .

Noch schleppt sie sich zitternd, zu Tode matt,
Seufzend und betend, von Halm zu Blatt.

Ihr Antlitz brennt wie in Fieberglut,
In ihren Schläfen hämmert das Blut.

Fast im Verlöschen ist ihre Kraft — —
Ihre Kniee wanken; — sie schafft, sie schafft — —

Und endlich hat sie das Krüglein voll,
Das den kleinen Dulder erretten soll.

Sie hastet heimwärts; — der Knabe trinkt —
Erschöpft auf ihr Lager die Mutter sinkt.

Und Gott, der ihr Opfer der Liebe gesehn
Läßt an ihr und dem Kinde ein Wunder geschehn.



Die stille Insel.

Ich weiß eine stille Insel,
Die liegt in der Träume Meer:
In der Mitte funkelt ein Schloßchen,
Und Blumen wuchern drum her —

Seine Türme tragen Glocken,
 Die haben gar süßen Klang;
 Am Abend ertönt ihr Geläute
 Zu der Sirenen Gesang — —

Ich wohne in jenem Schlosse
 Mit meinem Glücke allein . . .
 Goldströme und Düste fluten
 Durchs Bogenfenster herein —

Dort bin ich im Paradiese,
 Und doch ist das Herz mir schwer,
 Denn ach! — meine stille Insel
 Liegt ja in der Träume Meer.



Albumblatt.

Wie soll ich's nennen,
 Das süße Brennen,
 Das Menschenherzen die Ruhe nimmt?
 Was will das Trachten,
 Das Dürsten, Schmachten,
 Wie heißt der Funke, der heimlich glimmt?

Das Wünschen, Wollen
 Der ahnungsvollen
 Gedanken schweifet voraus, zurück . . .
 Was in uns webet,
 Was uns durchbebet:
 Das ist die Sehnsucht nach Glück, nach Glück!



Märchen.

Es war die stumme Sommernacht
 So mondenhell und lau,
 Im Schilf sang ihr schönstes Lied
 Die schönste Wasserfrau.

Fortuna stand am Uferrand
 Und lauschte — wie im Traum;
 Der kühle Tau benetzte sanft
 Des Duftgewandes Saum.

Es sang die junge Wasserfrau
 So wunderbar und weich —,
 Die Göttin schaute weltentrückt
 Wohl in den grünen Teich.

Da schmolz ihr Herz, da schmolz ihr Sinn,
 Sie weinte tiefgerührt:
 „Auf welche Bahnen hast du mich,
 O Zauberbild, geführt!“

Viel armen Wesen hab' ich heut
 Den höchsten Wunsch versagt:
 Ich weiß, daß manches schlaflos liegt
 Und heimlich um mich klagt.“ —

Sie hob ihr goldnes Flügelpaar,
 Daß schimmernde, ganz sacht. — — —
 Am Morgen hat sie reiches Glück
 Den Sehnenen gebracht.



„Das Glück der Menschheit.“

(Ein Märchen.)

War einst ein kluger, weltgelehrter Mann, dem ein brennender Wunsch die Seele fast verzehrte. — Er wollte das große Rätsel lösen, wie man den Weg zum Glücke findet.

Ja, er wollte ihn finden und ihn der ganzen Welt zeigen!! —

Des Mannes Glieder waren matt, seine Wangen bleich geworden, denn er grübelte Tag und Nacht und gönnte sich keine Ruhe. — — — Endlich glaubte er, das Rätsel gelöst zu haben. Er zog sich in eine stille Klausur zurück und begann, ein Buch zu schreiben, welches „Das Glück der Menschheit“ hieß. — — —

So saß er wieder einmal, in seine Geistesarbeit versunken, als sich hinter ihm die Thüre öffnete.

Der Genius des Glückes trat herein. Warmer Goldglanz umflutete ihn.

Unwillig sprang der Gelehrte empor. Er bedeckte seine Augen mit der Hand, vom Anblick der fremden Lichtgestalt geblendet.

„Kennst du mich?“ frug eine weiche, zärtliche Stimme.

„Nein“, sagte der Mann verwirrt, „ich kenne dich nicht! — Was störst du mich?“

Da lächelte der Genius seltsam, nahm den Saum seines Duftgewandes vom staubigen Boden und verließ den Grübler, um niemals wiederzukehren. . .

Der Mann blieb einsam zurück.

Und er setzte sich nieder und schrieb weiter an seinem Buche „Das Glück der Menschheit.“





August Guntermann

geb. 1868 in Fulda als Sohn eines Zugführers, besuchte das Realgymnasium zu Berlin und widmete sich von 1888 dortselbst dem Studium der Geschichte und Geographie, Germanistik, Nationalökonomie und Philosophie. 1893 wurde er in Freiburg zum Dr. phil. promoviert, unternahm dann größere Reisen in die Schweiz, nach Frankreich und Amerika, und trat, nachdem er kurz zuvor mit seiner populären Geschichte des Anteils der badischen Division am Kriege 1870/71 „Mit Badens Wehr für deutsche Ehr!“ an die Öffentlichkeit getreten war, 1896 in die Redaktion der „Straßburger Post“, später der „Berliner Neuesten Nachrichten“ ein, bis er 1898 zum Chefredakteur der „Konstanzer Zeitung“ ernannt wurde.

Er veröffentlichte: Gedichte (1896). — Der Spion (Hist. Erz.) 1897. — Behauene Steine (Erz.) I, 1897. —

In wonnerebender Sommernacht
Hab' auf der Düne ich still gewacht,
In der Wellen flimmerndes Widerspiel
Des Mondes silberner Mantel fiel;
Meermädchen küßten den lichten Saum
Leis wie im Traum, leis wie im Traum.

Die Sterne haben mich angeblickt
Sind näher und näher zu mir gerückt.
Der Düne Sand ward zum Flammenmeer,
Der blaue Himmel ward lichterleer,
In meine Gefühle flochten sie ein
Ihren Märchenschein, ihren Märchenschein,

Und ein Märchen träumt' ich, so lieb und licht,
Wie einer Gottheit ewig Gedicht:
Ich sah meine Liebe zum Himmel gehn
Und leuchtend unter den Sternen stehn,
Und die Glocken kündeten nah und fern
Meiner Liebe Stern, meiner Liebe Stern. —

Vom goldenen Traume war ich erwacht
 Und sah in die Nacht, die finstere Nacht:
 Weiß schäumten die Wogen auf brüllender See,
 Wild jagten die Wolken in Himmels Höh',
 In die Augen warf mir des Sturmes Hand
 Der Düne Sand, der Düne Sand.



Still lag die See im Mondenschein,
 Wir fuhren beide, wir fuhren allein
 Auf ihrem Silbergrunde.

Die Wellen pochten an den Rahn,
 In seligsüßem Liebeswahn
 Verging uns Stunde um Stunde.

Wehwetter zog am Himmel auf,
 Und ruhlos ward des Schiffleins Lauf,
 Wir ließen es rollen und schwanken.

Die Sterne schwanden in nächtigen Höh'n,
 Ich habe nur in die Deinen gesehn,
 Als wären es Göttergedanken.

Die Winde jagten der Wolken Nacht,
 Auf deiner Stirn der Friede lacht —
 Wie sanft warst du entschlafen!

Da hab' ich jauchzend die Ruder gefaßt,
 Und kraftvoll zwang ich die liebe Last
 In sturmgefeiten Hafsen.



Der Herbststurm tobt, die Nacht ist kalt,
 Ich stehe einsam im rauschenden Wald,
 Und zitternd durch meine Seele zieht
 Das alte Lied, das alte Lied.

Mir ist sie gestorben, und doch und doch:
 Sie lebt und liebt und leidet noch,
 Ihr braunes Aug', ihr braunes Haar,
 Die glänzen wie einst so wunderbar.

Noch ist ihre Stimme nicht verhallt,
 Noch wandelt ihre hohe Gestalt
 Wie die Sonne durch meinen Liebestag,
 Den keine Nacht verlöschen mag. —

Im Herbststurm raschelt der Blätter Heer,
 Als ob es noch nicht gestorben wär';
 Im Herbststurm zittert der dürre Ast,
 Als trüg' er noch goldener Früchte Last;

Im Herbststurm schreitet durch den Tann
 Ein närrischer Mann, ein närrischer Mann
 Und thut, als ob er gar nicht wüßt',
 Daß längst sein Lieb gestorben ist.



Es steht das Glück vor meiner Thür,
 Klopft leise an und will zu mir;
 Und freudig ru' ich ihm: „Herein!“
 Möch' ja so gerne glücklich sein.

Es klinkt; die Thüre geht nicht auf.
 Ich eile hin in flinkem Lauf . . .
 Auch mir die Pforte widersteht,
 Und still das Glück von dannen geht.

Verhallen hör' ich seinen Schritt
Und kann nicht mit, und kann nicht mit!
Bin bei der Sorge ja zu Haus,
Da schließt das Glück sich selber aus.

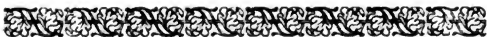


Wär' meine Liebe dem Sturme gleich,
Würde sie packen in Ozeans Gruft,
Schleudern den endlosen Waffenschwall
Weit in des Weltenraums Ätherdust.

Wär' meine Liebe der Sonne gleich,
Würde das Gold in der Erde Nacht
Schmelzen vor ihrem brennenden Blick
Und aus den Bergen rauschen mit Macht.

Aber sie ist nicht Sonne, nicht Sturm,
Ist nur ein Kind voll Harm und Not,
Bitternd schleicht es von Thür zu Thür,
Bettelt leis um ein Stückchen Brot.





Georg Mohr

ein Neffe von Ludwig Mohr, geb. 1870 zu Kassel, besuchte die Realschule seiner Vaterstadt, die er 1887 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Widmete sich dem Kaufmannsstand, genügte seiner Militärpflicht und lebt jetzt als Beamter der Henschelschen Maschinenfabrik in Kassel. — Außer zahlreichen Gedichten schrieb er Novellen und mehrere Festspiele, die z. T. in Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Heimkehr.

Wo auf Italiens grüne Flur
Der blaue Himmel lächelt,
Des Abendrotes letzte Spur
Der Zephyr sanft umfächelt,
Am Heidenmal auf Felsenhöf
Ein Schatten hielt die Wacht,
Voll Narben wie ein Runenstein
Durch manche wilde Schlacht.

Es schweift sein Blick ins Thal hinab
Hin zum Orangenhaine,
Die Wipfel heben scharf sich ab
Im lichten Dämmerseine.
Es jingt im Laub die Abendluft,
Das gleicht dem Leiertone,
So rauscht der Wind im Vaterland
Um alter Eichen Krone.

Die wald'gen Berge ringsumher
Begrüßt sein trunkner Blick,
Am Felsen lehnt der scharfe Speer,
Es flieht der Geist zurück.

Der alte Krieger blickt empor,
 Er steht und träumt und sinnt,
 Und in den grauen Bart hinab
 Scheu eine Thräne rinnt.

Nur einmal noch im Vaterland,
 Im fernen Chattengau,
 Was liegt mir noch am eitlen Tand,
 An dieser goldnen Au!
 Hab Ruhm genug, das Alter naht,
 Zur Heimat möcht' ich gern,
 Denn nie vergißt Germanenblut
 Der nord'schen Heimat Stern.

So träumt er still und merkt es nicht,
 Daß sich Verräter melden,
 Ein Römerpfeil aus dunkler Luft
 Führt in die Brust dem Helden.
 Er sinkt zurück, ein Lächeln noch
 Umspielt die herben Züge;
 Nun ist er in der Heimat wohl,
 Der Traum war keine Lüge.

Zur Heimat, ja zur Heimat hin
 Ist schon sein Geist entflohn,
 Zum Norden, wo die Wolke trägt
 Allvaters lichten Thron.
 Allvater, nimm ihn gnädig auf
 Im goldnen Breidablick,
 Dein Sohn, aus fernen Landen her,
 Es kehrt dein Sohn zurück.



Walhallafahrt.

I.

Geschlagen war die wilde Schlacht,
 Die blut'gen Schwerter ruhten,
 Im fernen West die Sonne sank
 In purpurrote Fluten.
 Erschlagne Feinde decken rings
 Am Strand die weite Wal,
 Heut füllet sich wie nimmer noch
 Allvaters Heldensaal.

Still liegt das weite, blut'ge Feld.
 Der Abend sinkt hernieder,
 Kein Echo tönt vom Jubelsang,
 Vom Klang der Siegeslieder.
 Stumm scharen sich die Sieger dort
 Am flachen Meeresstrand,
 Sie tragen einen Krieger fort
 Beim roten Fackelbrand.

Hoch auf dem breiten Ehrenschild
 Ruht die Gestalt des Toten,
 Die Brust durchbohrt vom scharfen Speer,
 Dem schnellen Todesboten.
 Umklammert hält die starre Faust
 Noch fest den blanken Stahl,
 Den sie noch heute kräftig schwang
 Auf blutgetränkter Wal.

Er ist dahin, der starke Held,
 Bekannt in Nordlands Reichen,
 Vor dem in hundert Schlachten wohl
 Die Feinde mußten weichen;

Der auf dem Drachen pfeilgeschwind
 Von Land zu Lande flog,
 Ein Wiking, wie er kühner wohl
 Nie durch die Meere zog.

Der Drache war sein Vaterland,
 Die Heimat sein im Leben;
 Drum soll das gute, schnelle Schiff
 Ihm auch das Grabmal geben.
 Schon türmet sich auf dem Verdeck
 Der Holzstoß hoch empor
 Aus Fichtenstämmen schlank und jung,
 Die sorgsam man erkor.

Jetzt naht der stumme Leichenzug,
 Nun komm, du wackerer Drachen,
 Sollst deines Herren Schlaf wie einst
 In alter Treu bewachen.
 Ihn heben Kampfesbrüder jetzt
 Hoch auf den Stoß der Fichten;
 Die Fackeln her! Nun, Drache, magst
 Du frei die Anker lichten!

Die Fackel sprüht, die Flamme wächst,
 Das Segel rauscht im Winde,
 Und in das freie Meer hinaus
 Enteilt das Schiff geschwinde.
 Hoch lodern hell die Flammen auf
 Zu lichterlohem Brande
 Und hüllen um den König schon
 Die purpurnen Gewande.

Da tönt vom Ufer Schlachtgesang
 Aus rauhen Männerkehlen,
 Indes das Schiff den König führt
 Hinweg zum Land der Seelen.

Das Lied erbraust, das Lied verklingt,
 Das Schiff flieht in die Ferne,
 Am Horizonte gleicht der Brand
 Noch einem fernen Sterne.

Und als erloschen fern im West
 Die letzten Flammengluten,
 Da steigt ein neuer, lichter Stern
 Empor aus dunkeln Gluten.
 Es strahlt am Himmel licht und rein,
 Als wollte er verkünden:
 Dort fern im West' liegt überm Meer
 Die Walhall' nord'scher Helden! —

II.

„Die Anker hoch! Hei, wie im Wind
 „Sich frisch die Segel blähen!
 „Greif aus, mein Drache, heute soll
 „Die Fahrt nach Westen gehen!
 „Greift in die Ruder! Laßt das Schiff
 „Gleich einem Vogel fliegen!
 „Weit ist die Fahrt, es soll das Ziel
 „In grauer Ferne liegen.
 „Weit übers Meer zum fernsten Strand
 „Ist unser Ruhm erklingen,
 „Kein Land, wo nicht der Wiking schon
 „Um Ehr' und Ruhm gerungen!
 „Kein Land, soweit das blaue Meer
 „Wälzt seine salz'gen Wogen,
 „Zu dem der kühne Wiking nicht
 „Im Drachenschiff gezogen!

„Kein Land wohl, bis auf jenes dort
 „In nebelgrauer Ferne,
 „Das grüßend übers Meer herschaut
 „Mit König Haralds Sterne,
 „Das noch kein Sterblicher erblickt,
 „Wir wollen es erschauen!
 „Nach Westen! Auf nach Westen hin,
 „Zu Walhalls goldnen Auen!“

Am Bug der König Fruto stand,
 Ließ sein Gebot erschallen,
 Sei, wie im frischen Morgenwind
 Die langen Locken wallen!
 Wie blüht das Auge siegesfroh
 Dem kampferprobten Helden,
 Als gält, es jetzt, den Göttern selbst
 Den Holmgang anzumelden!

Nach Westen! Wie die Drachen schon
 Die schwarzen Füße regen,
 Jetzt geht es aus der engen Bucht
 Dem freien Meer entgegen.
 Das Segel schwillt; die Schiffe fliehn
 Gleichwie auf Sturmeschwingen,
 Der Wiking kommt, der Wiking kommt,
 Frisch auf zum frohen Gelingen! —

Nun treibt auf wildem Meer die Schar
 Der trotzigen Gesellen
 Zum fernem Ziel mit kühnem Mut,
 Im Kampf mit Wind und Wellen.
 Der Abend kommt, der Morgen graut,
 Die lichte Sonne lacht,
 Und wieder auf das wilde Meer
 Senkt dunkel sich die Nacht.

So fliehen Tag um Tage hin,
 Und Woch' um Woch' entweicht,
 Und immer endlos noch das Meer,
 Soweit das Auge reicht.
 Peitscht auch der wilde Sturm das Meer,
 Bricht krachend Mast und Raa,
 Nur unverzagt! Die Ruder regt!
 Nach Westen geht es ja!
 Und wieder senket sich die Nacht
 Zum wildbewegten Meer
 Und hüllt in schwarze Finsternis
 Den Wogenkampf umher.
 Da blizt aus dunkeln Sturmgewölk
 Ein Lichtstrahl her von fern,
 Glückauf! ihr Mannen, seht ihr dort
 Nicht König Haralds Stern?!
 Hell strahlt sein Schimmer durch die Nacht,
 Sei, wie die Schiffe fliegen!
 Dort, wo der Stern der Flut entsteigt,
 Muß ja Walhalla liegen.
 Und als im ersten Morgengraun
 Die Finsternis entschwand,
 Da tauchte aus dem Meere auf
 Ein grünnumfäumtes Land. —
 Land, Land! Nach langer, schwerer Fahrt,
 Nach harten, bangen Tagen,
 Land, Land! Wie doch voll Jubel da
 Die Herzen höher schlagen!
 Am Bug der König Fruto steht,
 Sein Haar im Winde wallt,
 Sein Auge glüht, es reckt sich hoch
 Die markige Gestalt.

Da fährt der Drache knirschend auf
Im weichen Ufersand,
Mit hohem Sprung der König setzt
Als erster an den Strand.
Walhallaland, dich fasse ich
Nach schwerdurchkämpften Stunden!
Der Wiking kommt, der Wiking hat
Walhallaland gefunden!

Walhallaland, Walhallaland!
O schöner Heldentraum;
Dein Zauber zog den kühnen Mut
Zum fernsten Meeresaum!
Und lachte auch kein Götterland
Dem kühnen Meeresheld,
Germaniens Söhne schauten doch
Zuerst die neue Welt! —





Gustav Adolf Müller

auch unter dem Namen Müller-Cassala bekannt, geb. 1872 in Kassel, besuchte die dortige Bürgerschule und erlernte einen bürgerlichen Beruf. Wandte sich später der Journalistik zu und lebt als Tageschriftsteller in München. — Beiträge in „Simplicissimus“, „Jugend“, „Fliegende Blätter“, „Regenborfers Blätter“ u. a.

Er veröffentlichte: „Gesammelte Skizzen“ (1896).

Die Blätter fallen.

Die Herbstzeitlose blüht, —
Sie muß allein die kahle Flur beleben,
Auf der die andern sich zur Ruh begeben, — —
Der Herbstwind drüber zieht.

Rings alles dürr und fahl, —
Es seufzt der Baum, durch seine Zweige klagt es,
Und ein vergilbtes Blatt dem andern sagt es:
Wir sterben allzumal. —

Und auch so mancher schied. —
Die Blätter fallen, er hat's überstanden,
An seinem Hügel trauern, die ihn kannten, — —
Der Herbstwind drüber zieht. —



Gute Nacht!

Es ist schon spät, — die schwarze Nacht liegt schwer
 Auf allen Straßen; durch das Fenster stiehlt
 Des Mondes bleicher Glanz ins Zimmer sich. —
 Ich bin allein noch wach, die Feder ächzt
 Und jagt in Eile über das Papier. —
 Noch nicht genug geschrieben, nicht genug, —
 Die Hand wird lahm, der Kopf wird müd' und schwer. —
 Ich schraub' die Lampe höher, — alles still, — .
 Ich stehe auf und öffne leis die Thür,
 Die zu dem kleinen Nebenzimmer führt,
 Drin liegt mein Kind und schläft so süß, so süß.
 Das kleine Köpfschen neigt zur Seite sich,
 Der Atem geht so leis, so leis und zart,
 Das Mündchen wie zum Lächeln sich verzieht. —
 Mein Liebling, ach! mein einz'ges Kleinod du!
 Mein Stern! Mein Abgott! Was wär' ich ohn' dich?
 Was giebst du mir nicht alles? Kraft und Mut
 Und Lust zum Schaffen emsig Tag für Tag.
 Was geb' ich dir? Mein ganzes Vaterherz
 Und Küsse, ach, so innig, inniglich. —
 Noch einen Blick. Zum Abschied lege ich
 Die Hand ganz leis auf seine kleine Stirn.
 Ich muß noch wachen. Es ist ja für dich!
 Ich muß noch kämpfen mit der lauten Welt.
 Die Ruhe winkt mir erst nach langem Kampf,
 Nach heißen, schweren Mühen ruh' auch ich.
 Der Lärm des Tags: dir, Kindchen, bleib' er fern,
 Dir sollen Rosen blühen, — ich pflücke sie.
 Nun gute Nacht! Schlaf du nur gut, mein Kind!



Das Glück.

Es war bitter kalt. Die Zweige der Bäume neigten sich tief unter der Last des glitzernden Schnees. Dicht am Walde führte die Landstraße vorbei, auf der sich ein müder Graukopf dahinschleppte. Kein pelzverbrämter Rock umhüllte seine Schultern, wohl aber ein faden-scheiniger Mantel, den eine mitleidige Seele dem Wanderer umgehängt. In stummer Resignation schritt der Ärmste, mit dürftigem Schuhwerk bekleidet, über den hartgefrorenen, knirschenden Schnee, hin und wieder seinen Kopf wendend, wenn ein krächzender Rabe sich auf einem schneebedadenen Ast niederließ.

„Daß es so kommen mußte,“ — er stieß den derben Knotenstock, so fest er konnte, auf und murmelte im Weitergehen noch unverständliche Worte, von Zeit zu Zeit mit der aufgefrorenen Hand gestikulierend. —

Ja, daß es so kommen mußte! —

Das irdische Jammerthal des armen Burschen durchquerte die Landstraße, die harte Landstraße, die die Städte und Dörfer verbindet, wo glückliche Menschen wohnen, die ein Heim haben, in dem sie ausruhen können von des Tages Lasten, die ein warmes Stübchen haben, in dem sie den rauhen Winter vergessen. — —

Der Alte hatte bessere Tage gesehen, Tage voll Sonnenschein. Eine goldene Kindheit, — schäumende Jünglingsjahre. Er hatte den Becher der Lust mit fröhlichen Genossen geleert. Er hatte sein junges Herz der sonnig warmen Liebe geöffnet und ein blühendes Weib zum Altar geführt. Dann hatte ihn das Unglück heimgesucht. Der Tod entriß ihm seine junge Lebensgefährtin. Falsche Spekulation raubte ihm Hab

und Gut und zwang ihn, als Tagelöhner sein Dasein zu fristen Jahre hindurch. — Dann trieb es ihn unwiderstehlich hinaus, er wollte das verlorene Glück suchen, um jeden Preis. Er wanderte hausierend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt; nirgends fand er das Glück, nirgends ein sicheres Heim. — Als Graukopf gab er den Handel auf und griff, des Wanderns gewohnt, zum Bettelstab. Er lebte von dem, was mitleidige Seelen für ihn erübrigten. — —

Heute wollte der Alte noch vor Einbruch der Dunkelheit den nächsten Ort erreichen, dort erwartete ihn ein warmer Heuschober für die lange Winternacht. —

Schon legte sich die frühe Dämmerung auf die stillen Fluren. Er nahm den Knotenstock unter den Arm und rieb die halberfrorenen Hände aufeinander. Ein eifiger Wind umwehte den zitternden Alten, die Kälte durchdrang das dünne Gewand und preßte ihm tiefe Seufzer aus.

Plötzlich fühlte er sich von hinten sanft berührt, ein weicher Arm umschlang ihn, und eine hehre Frauengestalt, in einem weißen, wallenden Gewand, stützte den vor Schreck Wankenden. „Fürchte dich nicht, lieber Alter, ich bin das Glück!“ Michel schlug die Augen auf, zu reden vermochte er nicht, seine Glieder zitterten, sein Herz hämmerte hörbar. „Sei getroßt, fürchte dich nicht!“ wiederholte die Fee und zog ihn fester an sich.

Sie führte den Ärmsten abseits von der Landstraße und ließ sich mit ihm am Waldesrande auf dem blühenden Schnee nieder. Der Wanderer verspürte nichts mehr von Kälte, nichts von Müdigkeit; es wurde ihm so selig zu Mute, er hätte vor Freude aufjauchzen mögen, aber die Zunge war wie gelähmt. „Bist du wirklich das Glück, das lang gesuchte?“ stammelte er

endlich. „Ja, ich bin's und bleibe jetzt bei dir, so lange du lebst.“

Wie ein Kind schmiegte sich der Alte an die Seite der guten Fee, die ihren Arm fester um ihn schlang; — — in dieser seligen Stimmung überraschte ihn der Schlaf, der süße, der gefährliche Schlaf. Das Glück drückte einen langen Kuß auf seine Stirn und bettete ihn auf den weißen, blitzenden Schnee. —

„Ruhe sanft, du armer Alter!“ — — —

Und das Glück erhob sich von der Seite des erstarrten Schläfers. —





Henri du fais

geboren am 18. August 1874 zu Potsdam. Gehört einer in Hessen-Kassel eingewanderten Refugiéfamilie an. Schrieb früher unter dem Pseudonym Hans von Ellern für „Hessenland“ und „Freilicht“. Besuchte das Gymnasium zu Kassel und Rinteln, studierte in Halle, Freiburg, München und Marburg Jurisprudenz, und lebt z. Zt. in Marburg.

Beiträge von ihm im „Marburger Musenalmanach.“

Freienpoesie.

Hat mich ein tiefes Leid betroffen,
Das mir die Brust umfassen hält,
Zerschellte all' mein süßes Hoffen,
Das mir das trunkne Herz geschwellt:

Dann flücht' ich aus der Menschen Nähe,
Das laute Treiben such' ich nicht,
Und all' mein Klagen, all' mein Wehe,
Ich leg' es nieder im Gedicht. —

Und hat mein Herz ein Glück erfahren,
Und lachte ihm der Freude Schein:
Dann flücht' ich aus der Menschen Scharen,
Um ganz mit mir allein zu sein.

Dann flücht' ich aus dem lauten Leben,
Das gar so kalt zum Herzen spricht,
Und was an Glück mir Gott gegeben,
Ich leg' es nieder im Gedicht. —

So mag mir Freud' wie Leid begegnen,
Ich nehm' sie auf, sie fürcht' ich nicht.
Was sie mir bringen, will ich segnen:
Ich leg' es nieder im Gedicht.



Ein Träumer.

Ich habe manches junge Lied gesungen
 Zur Frühlingszeit im frischen Blütenhag,
 Gar oft ist's in den Wald hinausgeklungen
 In blaue Luft am hellen Sommertag.

Doch ach, im Leben weiß ich nicht Bescheid,
 Da irr' ich ratlos stetig her und hin,
 Da wird mir jedes Glück zu bitterm Leid —
 Und alles nur, weil ich ein Träumer bin.



Ein Fenster.

Ein kleines Fenster — nicht mit Epheuranken,
 Wie sie die Dichter sonst im Liede lieben;
 Und dennoch: alle meine Herzgedanken
 Sind ganz bei diesem Fenster nur geblieben. —
 Ein kleines Fenster. Abends wird es hell,
 Und eine Hand zieht die Gardinen vor;
 Ich stehe drauß, ein träumender Gesell,
 Ein Wächter an des kleinen Hauses Thor. —
 Ein kleines Fenster. — Durch die Nächte grüßt's
 Und winkt in meine Träume mir hinein —
 Ein kleines Fenster nur — und dennoch schließt's
 Mir eine Welt, mir einen Himmel ein.



Zuflucht.

Ich komme zu dir, du heilender Wald,
 Gebeugt von Wehmut ist meine Gestalt.
 Nun will ich mich dir so ganz vertraun
 Und dir in die rauschenden Blätter schaun,
 Und lauschen dem Quell und der Vöglein Lied
 Und dem Säuseln des Windes im schwankenden Nid
 Dann saug' ich der Sonne gleißenden Schein
 In meine dürstende Seele ein,
 Und finge beim Mondes-Silberlicht
 Auf Gottes Natur manch Lobgedicht.
 Und bin ich geheilt und bin ich gesund,
 Dann thu' ich den Abschied dir scheidend kund,
 kehr wieder aus meinem Waldesglück
 In die rauschende, sündige Welt zurück.



Nachsommer.

Schon wieder kommt ihr, goldne Sommerzeiten.
 Flaumweiches Spinnweb durchzieht die Luft,
 Und über Gärten, über Dächer gleiten
 Bald Vogelsang, bald süßer Sommerduft.

Wir hatten schon die Fenster eingehangen,
 Uns warm zu schützen vor dem kalten Jahr —
 Nun kehrt du wieder, weckst uns das Verlangen
 Nach einer Zeit, die schön und glücklich war.

Ach, kehre nicht wieder, schöne Zeit! Zurück
 Dräng' deinen Balsamduft und deine Lieder —
 Du bringst mir doch nicht jenes Sommerglück
 Mit seiner Lust und seiner Liebe wieder!





Heinrich Doerbecker

geb. 1876 zu Oberaula (Kr. Ziegenhain) als Sohn eines Lehrers, absolvierte das Gymnasium zu Marburg und studierte von Ostern 1896 ab dortselbst Rechts- und Staatswissenschaften. Durch ein Gehörleiden gezwungen, seine Studien abzubrechen, lebt er gegenwärtig in Marburg, damit beschäftigt, dieselben privatim zu Ende zu führen.

Beiträge von ihm in der „Romanzeitung“, im „Marburger Rufenalmanach“ u. a.

Frage.

Schon sind die Rosen aufgestanden
Aus erdgebeugter Winterhajt;
Jedwede Knospe sprengt die Banden
In wunderbarer Werkkraft.

Schon leuchten vor dem Haus die Tulpen —
Dort blinkt der Weidenkätzchen Gold;
Und flink mit frischgeputzten Stulpen
Sucht Biene schon den süßen Sold.

Längst übt der Starmaz seine Weise
Frischweg vom ersten grünen Blatt,
Und allenthalben, laut und leise
Stimmt ein, was Lust zum Singen hat.

So wirken Licht und Klang und Düfte
In zaubervollem Kräftechor.
Schon segeln Schwalben durch die Lüfte —
Nun sagt mir doch, was geht denn vor?



Der Künstler.

Es klopft an meine Stubenthür —
 Schnell schieb' ich alle Riegel für.
 „Hier wird euch nimmer aufgethan!
 Ich hör' es eurem Klopfen an:
 Wer so mit hartem Knöchel pocht,
 Der bittet nicht — der droht.
 Pakt euch! Die ich noch nie gemocht,
 Ihr seid die Not.“

Und wieder pocht es an mein Zimmer.
 „Hab' ich vor euch denn Ruhe nimmer?
 Ist euer Pochen auch wie Streicheln,
 Es wird euch Einlaß nicht erschmeicheln. —
 Drum setzt den Stab nur gleich von hinnen —
 Ich weiß schon, wer ihr seid.
 Es ist kein Platz bei mir hier drinnen
 Für euch, das Leid.“

Und drittes Klopfen hör' ich hallen.
 Die Art will mir schon mehr gefallen.
 „Bist du die Kunst, die lehre, echte?
 So bist du mir der Gast, der rechte.
 Dir öffn' ich ohne alles Zagen.
 Willkommen! — Tritt herein,
 Und laß es dir bei mir behagen
 Im Kämmerlein.“

Und als er genau nun wollte besehn
 Sein Glück, ob es flüchtiger Traum nicht sei —
 Da sah er lächelnd vor sich stehen
 Alle drei.



Einsam.

Still geh' ich abends durch die Gassen —
 Scherz halt und Nichern an mein Ohr.
 So einsam ich und so verlassen —
 Und stehn doch zwei an jedem Thor.

Scheu all dem Glück schreit' ich vorüber,
 Der Wind nur streichelt mir das Haar.
 Mir klingt kein Rosewort herüber;
 Das eine hör' ich nur: es war.

So treibt's mich freudlos auf und nieder —
 Vom Turme halt die alte Uhr.
 Mir ist, als fragte sie mich wieder:
 Was suchst du nur — was suchst du nur? — —



Juli.

Das Haar bekränzt mit Lindenblüte
 Und in der Hand den Flammenstab —
 Ein Herrscher aus des Lichts Geblüte,
 Steigt dort der Julitag herab.

Und wie er nun auf Flammensohlen
 Durch feines Landes Schweigen geht,
 Ein lechzend banges Atemholen
 Ihm überall entgegenleht.

Doch zarter Blumen stilles Bitten
 Nicht seine Herrscherlust nicht an.
 Stumm schreitet er durch ihre Mitten
 Gehäßt, verwünscht — ein Blutthyrann.

Und wen'ge gresse Duhlerinnen
 Nur, die sein Blutkuß glücklich macht —
 So sinkt der Julitag von hinnen
 Schwül in den Arm der Sommernacht.



Stille Rose.

Versteckt im blütendust'gen Garten
 Still einer Rose Wunder steht.
 Kommt niemand, ihrer je zu warten,
 So oft sie auch im Stillen fleht.

Und rings umstarrt von Blumenprangen,
 Hat sie zum Blühen kaum den Mut.
 Nur scheu in zagem süßem Bangen
 Fühlt sie der Sonne Werbeglut.

So blüht sie still und abgeschieden
 Dahin in ihrem kleinen Raum.
 Und ist sie auch vom Glück gemieden —
 Auch sie träumt ihren Rosentraum . . .



O du Sommertag . . .

O du Sommertag! o du Sonnentag!
 Wie magst du mit Leuchten und Blühen nur prangen!
 Weißt du nicht, daß es Herzen geben mag,
 Die auch heute in tiefem Leide bangen?

Die dir kein frohes Willkommen spenden,
 Da du nun nahst von der nächtlichen Reise —
 Still bergen das Antlitz nur in den Händen
 Und weinen leise.

Und des Winters denken in ihren Thränen,
 Da die Welt in Dunkel und Stille versunken —
 O du Sommertag, wie magst du nur wähnen,
 Mich zu erfreuen mit Gleißern und Brunken!



Herbstahnen.

Moosteppich dämpft den Schall von unsern Schritten
 Im grünen Hag. — Rings Sommerzauberpracht . . .
 Da ist es mir, als hört' ich einen Dritten,
 Der mit uns geht und leise manchmal lacht.

Und fester schling' ich um sie meine Arme,
 Als ob ich treuer sie noch hüten müßt'
 Vor einem Herzeleid, vor einem Harme —
 Da hat sie lächelnd still mich nur geküßt.

Und Hand in Hand sind wir dahingegangen,
 Verweht der Spuk, der mich bethöret hat:
 Noch steht der Sommer ja in Duft und Prangen —
 Da fällt vor mir das erste welke Blatt! . . .



Wunsch.

O daß doch einmal, was die Seele hegt
In ihren tiefsten, weltensfernten Spalten —
Was sich nur traumumfangen leise regt,
Nur einmal seine Schwingen möcht' entfalten!

Was scheu den Werkeltag des Lebens mied
In seiner Reinheit hehrem Heiligtume —
O daß es einmal doch als Sonntagslied
Aufblühte, schön wie eine Wunderblume.

Die, ob sie auch der Abend schon verweht,
In tausend Herzen Wurzel doch geschlagen,
Daß ihrer Zauberschöne Sage geht
Noch leuchtend durch die Welt in fernen Tagen.

O daß der Seele stille Wunderfaat
Zum hellen Licht hinauf sich möchte ringen!
Du wirst nicht fallen in der Sichel Mahd —
Du Sonntagslied, entfalte deine Schwingen!





Wilhelm Plannet

geboren 1877 in Treysa, besuchte die Stadtschule dortselbst, absolvierte das Gymnasium zu Hersfeld, und studiert seit 1896 in Marburg Theologie und Philologie. — Beiträge von ihm in der „Romanzeitung“. —

Abend im Walde.

Der Tag verglomm — die Wipfel schweigen,
Scheu lauschend fernem Glockenhall.
Nur hier und da in Busch und Zweigen
Ein Vogelruf, ein flücht'ger Schall,
Wenn Rehe durch das Dickicht springen —
Nun stumme Ruhe weit und breit . . .
Unhörbar schwebt mit zagen Schwingen
Ein Falter durch die Einsamkeit.

Wie da des Abends ganzer Friede
In meine wunde Seele sinkt,
Mein Ohr nach lautem Tagesliebe
Die tiefe, tiefe Stille trinkt!
Ich muß die Arme sehrend breiten
Und fromm vor meinem Gotte stehn . . .
Mich dünkt, ich hör's aus Sternenweiten
Verheißungsvoll hernieder wehn.

Im Hochsommer.

Reuchend, ihr Knäblein im Rückenband,
Wandert ein Weib durch des Mittags Brand.
Baumlos dehnt sich das Wiesengebiet.
Weit noch der Weg, und am Himmel zieht
Sengend brennende Sonne.

Endlich ein Strauch! — Und, von Fieber erfaßt,
Hastet die Frau zu der schattigen Raft,
Bettet das Kind an des Busens Quell,
Lehnt sich zurück und entschlummert schnell.
— Weiter wandert die Sonne —

Tückisch umschleicht sie den schützenden Strauch,
Küßt die Mutter mit tödlichem Hauch.
Bleich wird ihr Mund, die Wange fahl —
Weh über deinen vernichtenden Strahl,
Sengend mordende Sonne!

Wie auch der Kleine wimmert und lallt,
Hilflos die winzigen Händchen ballt,
Stumm bleibt die Mutter, stumm und tot . . .
Hinter den Hügelu ruhig, rot
Weiter wandert die Sonne.



Meiner Mutter.

Zur Sonntagsfeier nach frommer Sitte
Im Predigtbuche liest Mütterlein.
Die Uhr zählt tickend der Stunde Schritte
Und schläfert die müden Augen ein.

Und sachte, sachte, auf stillen Sohlen
 Hintret' ich zu der lieben Gestalt
 Und lausche dem leisen Atemholen —
 Da „Mutter!“ kommt's mir „Was wirfst du alt!“

Ich seh' das Antlitz, so reich an Falten,
 Die stumm mich mahnen: Um dich! Um dich!
 Die Hände, welk von fleißigem Schalten —
 Mein heißes Auge befeuchtet sich.

Und übermächtig erwacht die Reue,
 So lange von Selbstsucht eingelullt,
 Und redet von ihrer Liebestreue
 Und redet von meiner Dankeschuld . . .

O Mutter, nicht laß vom Schlaf dich jagen
 Erinnerung an das heilige Wort. —
 Ein Predigtbuch, lesbar aufgeschlagen,
 Das bist du selbst nun. — O schlummre fort!



Trübe Stimmung.

So muß ich nun alleine tragen
 Mein kleines Glück, den großen Schmerz.
 Euch treibt's hinauf mit kühnem Wagen,
 Mich zieht das Unglück niederwärts.

Euch strahlt in roßger Morgenhülle
 Die Sonne, mir im Abendrot.
 Ich bin das Nichts, ihr seid die Fülle,
 Das Leben ihr und ich — der Tod . . .



Der Regenbogen.

Letzte Tropfen fallen sacht.
 Sturm und Wetter sind verflogen.
 Hoch in prunkend bunter Pracht
 Steigt empor der Regenbogen.

Will vor Gottes Angesicht
 Sich an ihm die Schöpfung ranken?
 Oder prangt er, ein Gedicht
 Aus des Himmels Lichtgedanken?



Linden im Spätherbst.

Seufzend leis in dumpfem Träumen
 Stehen herbftlich dunkle Linden,
 Fühlen ihres Markes Kraft
 Und ihr letztes Laub entschwinden,
 Gramerschlaft. —

Plötzlich weckt sie Windeskühle,
 Und, wie von sich abzuschütteln
 Drückender Gedanken Last,
 Raffen sie sich auf und rütteln
 Zweig und Ast.

Eitles Müh'n! — Nur jäh Befremden
 Faßt sie bei den kranken Tönen,
 Und es fällt der Bäume Chor
 Schnell zurück in leises Stöhnen
 Wie zuvor. —





Wilhelm Schoof

geboren 1877 zu Homberg an der Efze, absolvierte das Gymnasium zu Marburg, studierte von Ostern 1896 an dortselbst neuere Sprachen und Litteratur, promovierte zum Dr. phil. und lebt gegenwärtig in Marburg. — Beiträge von ihm in der „Romanzzeitung“, „Gesellschaft“, in den „Lyrischen Blättern“, „Monatsblättern für deutsche Litteratur“, im „Deutschen Dichterheim“, „Hessenland“ u. a. —

Er veröffentlichte: „Seelenlänge“ (Ge.), 1898. — „Marburg, die Perle des Hessenlandes“ (Ein litter. Gedenkbuch), 1899, 2. Aufl. 1901. —

Abendfeier.

Der Tag versinkt in müdes Schweigen,
Wallt in der Träume goldnes Land,
Noch reicht zum letzten Gruß den Zweigen
Die Sonne hinterm Wald die Hand.

Der Tannwald glüht in stiller Feier,
Raucht fromm und keusch den Abendpsalm,
Und sacht entsteigt dem Wiesenweiher
Als Weihrauch reicher Nebelqualm . . .



Herbstabend.

Der Tag verschied. — Der Regen gießt
Vom Himmel nieder dicht und schwer,
Um trübe flackerndes Gaslicht fließt
Zusammen der Nebel brauendes Meer.

Der Herbstwind flucht und stöhnt und keucht,
Still läuten die Glocken zum Vesperbrot,
Durch leere Gassen lechzend schleicht
Ein altes Trödlerweib — die Not . . .



Allerseelen.

I.

Dämmerung . . . Stille . . . bange Sterbenszeit,
 Todesschweigen deckt die Thäler weit.
 Durch die Lande langsam zieht das Leid,
 Sinnend, ernst, gebückt, im dunklen Kleid.
 Fiebernd starb der letzte Sommertag,
 Tief in Trauer steht verwaist der Hag.
 Wolken schwimmen schwarz am Himmel schwer,
 Trostlos braut im Thal der Nebel Meer.
 Letzte Blüte bleicht am welken Strauch,
 Eifig weht durchs Feld des Todes Hauch . . .

II.

Dämmerung . . . Stille . . . Allerseelentag,
 Totenkränze leben auf am Sarkophag.
 Rosen sprossen rot am Totenschrein,
 Kerzen flackern hell am Friedhofstein.
 Trauerweiden, blaß und silberfahl,
 Träumen von der Toten Heimatthal.

III.

Dämmerung . . . Stille . . . Allerseelenzeit.
 Müd' die Welt. Es ruhen Kampf und Streit.
 Strahlend leuchtet der Grimm'ung Stern,
 Tritt hervor aus trüben Wolken fern.
 Hoffnung senkt die matten Schwingen leis,
 Winternacht legt sich auf's dürre Reis.
 Doch im Herzen, frisch wie Lenzesblüth,
 Treibt und drängt der Liebe Immergrün . . .



Spätherbst in der Rhön.

Herbstabenddämmerung schleicht durchs Heideland,
 Ein müdes Schweigen lastet auf der Alme;
 Skabiosen trauern welk am Bergesrand,
 Rauh streicht der Rhönwind durch erstorb'ne Halme.

Schermütig-ernst wie sehnsuchtsranker Hauch
 Ziehr's still durch Schollen und durch Ackerkrumen,
 Entblättert seufzt der Heckenrosenstrauch,
 Verblaßt stehn Thymian und Glockenblumen.

Nur Ginsterdorn und strupp'ges Heidekraut
 Blüht einsam noch auf kahler Bergwand Rücken,
 Bis sich des Schnees Last hier hoch aufbaut,
 Um jäh die Augen ihnen zuzudrücken.

Die Heide träumt . . . der Nebel wogt und rinnt
 In grauen Schwaden über Moor und Weiten,
 Wehmütig-weich wie schluchzendes Wimmern beginnt
 Im Thalgrund drunten Abglockenläuten . . .

Andächtig sinkt aufs Knie im Nebelwehn
 Ein frommer Wanderer vor dem Kreuzesmale;
 Hoch aufgereckt die Wettertannen stehn
 Und lauschen schauernd jenem Klang im Thale.

Wie Ahnen nahen Weh's die Weise klingt,
 In tiefer Schermut stumm ihr Haupt sie neigen,
 Und dunkles Sehnen ihre Brust durchdringt
 Nach Sonnengold und ew'gen Frühlingsreigen . . .



Noch einmal war's . . .

Noch einmal war's. — Ich sah beim Klang der Geigen
 Dich wieder in der Jugend Schönheitsglanze,
 Dein Haupt an eines andern Schulter neigen,
 Und selig wiegen dich im Reigentanze.

In hoher Lust die Wangen rosig glühten,
 Schneeweiß umfloß dein Kleid die schlanken Glieder,
 Und rote Rosen dir im Haare blühten,
 Das lockig wallte auf den Nacken nieder.

Rings scholl Gelächter, tausend Stimmen schwirrten,
 Die Paare wogten tanzend dicht und dichter,
 Champagnerkelche hell und lustig klrzten,
 Und taghell fluteten die Riesenlichter.

Ich stand am Pfeiler todestraurig lehrend
 Und starrte rings ins wogende Gedränge,
 Und meine wunde Seele suchte sehrend
 Zu flüchten aus dem gleißenden Gepränge.

Sie konnte länger nicht den Glanz ertragen. —
 Da bin ich schweigend in die Nacht gegangen,
 Hab' all mein wildes Weh hinausgetragen
 Und hab' ein trostlos Leben angefangen. — —



Tausend Wünsche.

Tausend Wünsche, tausend Träume,
 Die das Leben nicht erfüllt,
 Manche ungeweinete Thräne,
 Die dem tiefsten Schmerz entquillt, —

Schwillen mählich an zu Fluten,
 Drin sich spiegelt alles Weh,
 Bis zum Strom vereint sie münden
 In des Todes stillen See . . .



Fehren.

Ich sehne mich nach einer andern Welt,
 Nach jenen goldnen, traumesstillen Räumen,
 Wo aller Wünsche frei ich könnte träumen,
 Die kalte Welt mich nicht in Fesseln hält.

Wo nicht ein rauhes Muß ins Ohr mir gelst,
 Nicht heißer Sehnsucht tiefe Wogen schäumen,
 Nicht welke Blätter rascheln von den Bäumen,
 Des Glückes Schiff an Rissen nicht zerschellt.

Wo noch des Glaubens weiße Blumen blühn,
 Im Herzen wohnt ein ew'ger Weltensrieden,
 Wo nicht der Hoffnung Kerzen rasch verglühn

Auf dunklem Lebenspfad dem Wandermüden,
 Wo nie vergilbt der Jugend frisches Grün —
 Umsonst such' ich nach diesem Land hienieden . . .





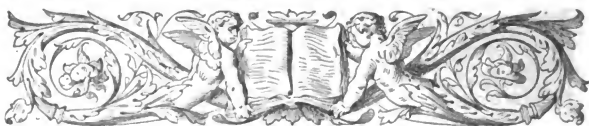
Zum Abschied.

Solang ringsum die Hesseuberge blauen,
Die Fulda ihre Flut nach Norden trägt,
Ein starkes Volk bewohnt der Väter Auen:
Das Hesseuherz für seine Rechte schlägt!

Es denkt voll Stolz der alten Ruhmeszeiten
Und nährt im Herzen stiller Hoffnung Mut, —
Vielleicht darf einst es doch die Flügel breiten:
Es lebet immerdar ja Hesseublut!

Valentin Traudt.





Nachruf.

Während das „Hessische Dichterbuch“ handschriftlich bereits abgeschlossen vorlag, hat der unerbittliche Tod zwei unserer getreuen Mitarbeiter abberufen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni 1900 starb zu München im 76. Lebensjahre Dr. **Otto Braun**, früherer Chefredakteur der „Münchener Allg. Zeitung“. In der literarischen Welt ist sein Name durch die Herausgabe des „Cottaschen Musenalmanachs“ bekannt geworden, eines Unternehmens, das er mit seinem Geschmack und großem Erfolge lange Jahre geleitet hat.

Vier Wochen später, am 13. Juli, starb zu Wehlheiden in Kassel, wo er die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe verbrachte, **Ludwig Mohr**, einer unserer beliebtesten heimatlischen Dichter, ein treuer Sohn seines Hessenlandes, der mit allen Fasern seines Schaffens in der Heimat wurzelte.

Beide Entschlafene haben mit großem Interesse das Werden und Wachsen des „Hessischen Dichterbuchs“ verfolgt. Besonders dem letztern fühlt sich der Herausgeber für vielfache Notizen und Hinweise zu größtem Dank verpflichtet. „Ich freue mich sehr auf Ihr Dichterbuch,“ schrieb der Verbliebene noch kurz vor seinem Tode, aber es war ihm nicht mehr vergönnt, das Erscheinen des Werkes begrüßen zu können. Auf Seite 72 findet sich in diesem Buche ein poetischer Nachruf, den Georg Schwiening in Bettenhausen unserm verstorbenen Landsmann gewidmet hat.

Zwei hochbegabte Dichter hat der Tod hinweggenommen, — ein treues Andenken sei den Heimgegangenen im Hessenlande gewahrt!

Der Herausgeber.

Alphabetisches Mitarbeiterverzeichnis.

	Seite		Seite
Erna Amers (Erna Brauer):		Erich Bode:	
Biographie	92	Biographie	218
Kirchenglockenklänge	92	Wo ist das Paradies hinieden	218
Drei Sterne	92	Ziebrnacht	219
Hans Altmüller:		Im Mai	220
Biographie	290	Widerspruch	221
Aufang der Dichtung „Der elfte September“	290	Richard von Borberger:	
Gafel auf den Spätherbst	291	Biographie	94
Der Hauptmann und die sieben Soldaten	292	Lüßow's wilde Jagd, I—IV	94
Sonette, I u. II	294	Jeannette Gramer:	
Lde	295	Biographie	115
Lob des Herbstes	295	Frühlingsnacht	115
Aus dem Cyklus „Sappho an Phaon,“ I—IV	297	Waldgold	116
Epigramm	298	Erntezeit	116
Wilhelm Hennecke:		Vor Neumond	117
Biographie	156	Jugend	118
Du wußtest	156	Vor Tagesanbruch	118
Die Liebe	156	Vorfrühling	119
Im Traum	158	Gelnhausen's Wappen	120
Allein	159	Otto Braun:	
Oftmals	160	Biographie	12
Ada, I u. II	160	Nach der Heimat	12
Wechsel	161	Studentenbummel	13
Ein Traum	162	Herbst	14
Reinhold Lenz	163	Liebesgrüße, I u. II	14
Im Mai	164	Vigilie	16
Clard Biskamp:		Resignation	17
Biographie	113	Heinrich Doerbenker:	
Heimat	113	Biographie	351
Des Walbes Herbstlied	114	Frage	351
		Der Künstler	353
		Einjam	354
		Juli	354

	Seite		Seite
Stille Roje	355	Hermann Grimm:	
O du Sommertag	356	Biographie	18
Herbstahnen	356	Trost in Einsamkeit	18
Wunich	357	Karl Gundlach:	
Sascha Elsa (Helene Bechtel):		Biographie	180
Biographie	325	Weihnachtsgäste	180
Traum und Wunsch	326	August Guntermann:	
Es steht ein alter Brunnen	326	Biographie	332
Du gleichst dem stillen Wasser	327	In wonnebebender Sommer-	
Dein Blick, dein Wort	327	nacht	332
Die Taufammerlin	328	Still lag die See	333
Die stille Insel	328	Der Herbststurm tobt	334
Albumblatt	329	Es steht das Glück	334
Märchen	330	Wär' meine Liebe	335
Das Glück der Menschheit	331	Hermann Haase:	
M. v. Eschen (Mathilde von		Biographie	122
Eschstruth):		Die tiefsten Lieder	123
Biographie	80	Niemals	123
Ein Dichtermärchen	80	M. Herbert (Therese Reiter):	
Nataly von Eschstruth:		Biographie	254
Biographie	264	Mutter Heimat	254
Mein Auge gleicht	264	Nir träumte einst	255
Herbstlieder, I—VI	264	O komm	256
Rheinbild	268	Sehnsucht	257
Es steht ein Schloß	269	Sie gingen schweigend	257
Aus der Höhe	269	Herbst	258
Jern jagt	270	Letzte Tage	258
Sincta	270	Das tote Feuer	259
Henri du Lais:		Heimkehr	260
Biographie	349	Träume	260
Seelenpoesie	349	Heimat	261
Ein Träumer	350	Hessenheimweh	261
Ein Fenster	350	Charfamtstag	262
Zufucht	351	Pax tibi	263
Nachsommer	351	Richard Jordan:	
Hugo Frederking:		Biographie	243
Biographie	199	Mein Hessenland	243
Die goldene Zeit	199	Abschied	245
L. Gies (Elisabeth Paar):		Wärst du bei mir	246
Biographie	183	Das letzte Mal	247
Schwester Rafaela	183	Mein Idyll	248
		Hast du's vergessen	248

	Seite		Seite
Zauber	249	Johann Lewalter:	
Ich bin	250	Biographie	277
Erungenschaft	250	Lede, I—III	277
Gebirgsschlucht in den Anden	251	Abendstimmung	279
Am Erie-See	252	Dem Andenken eines Freundes	279
Wandlung	253	Elisabeth Menzel:	
Sophie Junghans:		Biographie	165
Biographie	124	Herbstlaub	165
Aus dem Chor	124	Abheiß vom Wege	166
Gustav Kastrop:		Das alte Rom	167
Biographie	108	Dichtergetbet	169
Hessisches Reiterlied	108	Grab eines jungen Mädchens	170
Aus „König Elß Liebern“,		Sprüche	170
I—IX	108	Georg Mohr:	
Henriette Keller-Jordan:		Biographie	336
Biographie	73	Heimkehr	336
Im Gerichtssaal	73	Walhallafahrt, I—II	338
Karl Ernst Knodt:		Ludwig Mohr:	
Biographie	222	Biographie	48
An meinen schweigenden Wald	222	Wärest du die blaue Zulde!	48
Zur Erntegzeit	223	Die Brautfahrt	49
Ich brauch	223	Der Pautenschimmel	56
Nimm auf	224	Hessenheimweh	58
Zum letztenmal	224	Die große Wäsche am Glif- born	60
Walbandacht	225	Der Dautnte und die drei Spiel- lente	63
Herbstabendgang	224	Der Schmied von Ruhlra	66
Ein Sommernachtstraum	226	Heimkehr	69
Sommerstimmung	226	Auf Wiedersehen	70
Märzmut	227	[Ludwig Mohr †	72]
Sommerlied	227	Gustav Adolf Müller:	
Zufrieden	227	Biographie	344
Seh' ich am Morgen	228	Die Blätter fallen	344
Sonnabend im Dorf	229	Gute Nacht!	345
Zu eng	229	Das Glück	346
Unser Adelsbrief	230	Heinrich Naumann:	
Sprüche	230	Biographie	232
Heinrich Franz:		Am Muttergrabe	232
Biographie	317	Christabend in der Fremde	234
Die Innuänz	317	Die Heimatglocken	236
Das Heute	320	Leichenparade	237
Das Bruche, das helft dâch	321	Unterm Flieder	239

	Seite		Seite
Kurt Kuhn:		Zu Frühlingsdämmerung	306
Biographie	172	Heimweh	306
Zu Wehnhühn	172	Gewitter	307
Abschied	174	Frühlingsabend	308
Trost	175	Morgenwanderung	308
Die Spinnstow	175	Heimlichkeiten	309
Zu Hannberg	176	Ritterschlag	310
Erik Pfingsten:		Aufschrei	310
Biographie	201	Ich aber denke	311
Am Riere	201	Die Kranke	312
Wilhelm Plannet:		Beim Weine	313
Biographie	358	Verzweiflung	313
Abend im Walde	358	Erinnerungsblatt	313
Zu Hochsommer	359	Vrautring	314
Meiner Mutter	359	Sonnenregen	314
Trübe Stimmung	360	Julius Rodenberg:	
Der Regenbogen	361	Biographie	34
Linden im Spätherbst	362	Heimat	34
Karl Prefer:		Wondessauber	35
Biographie	21	Das Glück ein Traum	36
Mein Kaffel	22	Um Mitternacht	37
Heimkehr	22	Die reinen Frauen	38
Abendstimmung	24	Neue Helgoländer Lieber,	
Wallfahrt	24	I—III	38
Abend am Komoeie	25	Abendrot	41
Zu prangender Nacht	26	Mond und goldne Sterne	
Friede	27	glimmen	42
Abendwehen	28	Zimmer um die Rosenzeit	43
Leuz-Schmuck	29	Schlachtruf	44
Ein Menschenherz	30	Aus den hessischen Bergen,	
Zerrinnen	30	I—III	44
Dahin!	31	Mozart	47
Harjentslang	32	Zum Abschied	47
Abendglühen	32	Daniel Saul:	
Zu Herbst	33	Biographie	203
Anna Ritter:		Nach Hause	203
Biographie	299	Verpätet	204
Heimatlieder, I—IV	299	Erinnerung	204
Verjunkt's Paradies	302	Ein fallendes Blatt	205
Maabend	303	Allerseelen	205
Zu der Heimaterde	304	Weltfern	206
Zu der Vaterstadt	304	Sommernacht	206
Abschied	305	Winter	206

	Seite		Seite
Antwort	207	Du gehst so kalt an mir vor= über	106
Zu spät	207	Es war ein Traum	107
Verbannt	208	Die Erde schlummert	107
Vaterhaus	209	Adam Trabert:	
Rundgesang	210	Biographie	3
Auf dem Friedhofe	210	Nach zwanzig Jahren	3
Bison	211	In meiner Vaterstadt	4
Im Walde	211	Meiner Mutter	6
In der Heimat	212	Mutter Osann	7
Nachtbild	213	Am Friedhof steht's zu Amor= bach	8
Dichtergrab	214	Wiedersehen	8
Wilhelm Schoof:		Mühe	9
Biographie	362	Ein Menichenberg	10
Abendfeier	362	Zwischen Gräbern	10
Herbstabend	362	Valentin Traudt:	
Allerseelen, I—III	363	Biographie	283
Spätherbst in der Rhön	364	An Karl Preyer	283
Noch einmal war's	365	Sommerabend	284
Tausend Wünsche	365	Frühling	284
Sehnen	366	Am alten Stein	285
August Schwalm:		Ein Lieb	285
Biographie	271	Nachtranchen	286
In stiller Nacht	271	Im Herbstwald	286
Auf dem Schloßberg bei Rau= schenberg	272	In stiller Nacht	287
Wilhelmshöhe	273	Verlassen	287
Johann Heinrich Schwalm:		Frost	288
Biographie	281	Um die Lindenblüte	288
Abendlieder, I—III	281	Franz Treller:	
Es herbietet fast	282	Biographie	97
Eduard Tiefert:		Des Landstnechts Heimkehr	97
Biographie	314	König Haralds Grab	97
Heimat	315	Der Ehrenplatz	102
Eine Rose	315	Richard Trömmner:	
Blumengruß	316	Biographie	178
Wilhelm Speck:		In der Fremde	178
Biographie	274	Anna Weidenmüller:	
Morgengruß	274	Biographie	215
Ilse	275	Auf dem Meißner	215
Erinnerung	276	Herbstblätter, I—III	216
Anna Stirn-Blüiere:			
Biographie	106		

Gleichzeitig erscheint als Ergänzung zum „Hessischen Dichterbuch“:

Die deutsche Dichtung in Hessen.

Studien zu einer
Hessischen Litteraturgeschichte.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

ca. 8 Bogen. Preis brosch. Mk. 1,20. 8°.

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, eine zusammenhängende Geschichte der hessischen Litteratur von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart auf Grund sorgfältiger Quellenstudien zu liefern. Die nachstehende Übersicht wird jedermann von dem ebenso reichen als fezzelnden Inhalt überzeugen.

Inhaltsübersicht.

I. Mittelalter und Humanismus (bis 1600).

Charakter der Hessen. — Befähigung des Hessenstammes für Poesie. — Kultur und älteste Poesie in Hessen. — Stellung Hessens in der mittelhochdeutschen Poesie. — Hösische Dichtung in Hessen. — Geistliche Dichtung in Hessen. — Meisterfang und Volkslied. — Die Reformation in Hessen. — Die Universität Marburg. — Hessische Humanisten. — Lateinische Dichtung. — Die Fabeldichtung in Hessen. — Anfänge des Dramas in Hessen. — Die lateinischen Schulkomödien. — Das Kirchenlied in Hessen. — Das Volkslied und die Limburger Chronik. — Reimchroniken und Schwansammlungen aus Hessen. — Rückblick und Ausblick.

II. Das Zeitalter der Renaissance (1600—1720).

Worik der Gelehrte. — Englische Komödianteu in Kassel. — Johannes Rhenanus. — Peter Elias Schröter. — Entwicklung der Schulkomödie in Hessen. — Meisterfang und Volksdichtung. — Wolf von Spangenberg. — Italienische Übersetzungsthätigkeit in Hessen. — Dietrich von dem Werder. — Heinrich Kornemann. — Die deutsche Renaissanceclirif. — Das Kirchenlied in Hessen. — Pietistische Liederdichter aus Hessen. — Deutsche Romandichtung. — Andreas Heinrich Buchholz und Eberhard Werner Happel. — Grimmeßhausen. — Satirische Dichtung in Hessen. — Michael Moscherosch und Balthasar Schupp.

Inhaltsübersicht (Fortsetzung).

III. Zeit der Vorbereitung und des Klassizismus (1720—1800).

Die heßische Dichtung im 18. Jahrhundert. — Gottscheds Bestrebungen. — Gottscheds Beziehungen zu Hessen. — Gottscheds Schule in Hessen. — Klopstocks Auftreten. — Klopstocks Schule in Hessen. — Seume und Münchhausen. — Heßische Ständelyrik. — Gleim und die Anacreontik. — Beziehungen Gleims zu Hessen. — Gleims Schule in Hessen. — Heßische Volksdichter. — Marburg und der Heßische Mufenalmanach. — Vertreter des Marburger Dichterkreises. — Dichtende Frauen in Hessen. — Die religiöse Dichtung in Hessen im 18. Jahrhundert. — Das Kasseler Theater. — Einführung der Oper. — Theaterzustände unter Landgraf Karl und Friedrich II. — Direktor Grohmann. — Dramatische Dichter in Hessen. — Die Prosadichtung in Hessen. — Jung=Stilling. — Reiseschriften. — Deutsche Dichter in Hessen.

IV. Klassizismus und Romantizismus in Hessen (1800—1832).

Politische Zustände in Hessen. — Einfluß Schillers auf die poetische Produktion in Hessen. — Matthijons Schule in Hessen. — Heßisches Plagiatentum. — Die deutsche Romantik. — Die Romantiker in Marburg. — Sonstige Beziehungen zu Hessen. — Rovalis' Schule in Hessen. — Übersetzungsthätigkeit. — Religiöse Dichtung. — Dichtung der Befreiungskriege. — Letzter Rest von Vardenichtung in Hessen. — Paul Wigand. — Griechenlieder aus Hessen. — Das vaterländische Drama. — Prosadichtung. — Rückblick und Ausblick.

V. Zeit des jungen Deutschland (1832—1866).

Die deutsche Dichtung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. — Heines Einfluß auf die Litteratur. — Blüte der heßischen Dichtung. — Heines Schule in Hessen. — Ernst Koch. — Politische Lyrik. — Frau Dingelstedt. — Geibels Beziehungen zu Hessen. — Sein Anteil an der heßischen Litteratur. — Ein kurheßischer Mäcen. — Geibels Schule in Hessen. — Karl Altmüller. — Julius Rodenberg. — Heßische Neuanacreontik. — Friedrich Hornsted. — Freiligraths Schule in Hessen. — Salomon Rosenthal. — Feodor Löwe. — Sonstige Lyriker. — Frauenlyrik. — Luise von Bloemiers. — Das Drama. — Schillers und Hebbels Einfluß. — Der Roman. — Heinrich König. — Hans Armand. — Die Novelle. — Herman Grimm. — Übersetzungsthätigkeit. — Religiöse Dichtung. — Untergeordnete Dichter. — Heßische Zeitschriften. — Die Beteiligung Hessens an der auswärtigen Litteratur. — Deutsche Dichter in Hessen. — Rückblick und Ausblick.

VI. Die Dichtung der Gegenwart (1866—1900).

Politische Zustände. — Heßisches Epigouentum. — Patriotische Dichtung von 1866 und 1870/71. — Scheffels Einfluß in Hessen. — Neuere Dichter. — Heßische Dichter in Amerika. — Dichterinnen. — Volksdichter. — Drama. — Roman. — Novellistik. — Sammelwerke und Zeitschriften. — Neueste Dichter und Dichterinnen. — Anna Ritter. — Rückblick und Ausblick.

Von dem Herausgeber des „hessischen Dichterbuches“ ist früher erschienen (Dresden und Leipzig 1898, E. Piersons Verlag):

Seelenklänge.

Gedichte

VON

Wilhelm Schoof.

„Feingestimmte, tiefempfundene Poesieen, die verdienen, daß sie eine weitere Verbreitung finden, als Gedichten in der Regel zu teil wird.“

Wiesbadener Tageblatt (20. 12. 98).

... „ihm hat die Gottheit den Wunsch erfüllt, zu sagen, was ihm „im tiefsten Herzen brennt“; ihm ist die Gabe zu teil geworden, in schimmerndes lyrisches Gewand zu kleiden, was seine Seele bewegt. Seine Sprache hat, obwohl er hie und da die Verse flüchtig behandelt, sogar etwas Zwingendes durch ihren Reichtum an schönen poetischen Bildern und durch die vollen Klänge, in denen sie dahinrauscht.“ . . .

Leipziger Zeitung (20. 12. 1898).

In ähnlicher Weise sprechen sich aus: Frankf. „Didastalia“ (in einem Aufsatz: „Ein junger hessischer Dichter“), „Rheinischer Courier“, „Leipz. Generalanzeiger“, „Kasseler Tagebl.“, „Kass. Allg. Zeitung“, „Hessenland“, „Hess. Blätter“, „Hilfe“, „Romanzeitung“, „Deutsches Dichterheim“, „Gesellschaft“, „Deutsche Rundschau“ :c.

H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

In unserem Verlage erschien:

Marburg,

die Perle des Hessenlandes.

Ein litterarisches Gedenkbuch.

Herausgegeben von

Wilhelm Schoof.

Mit einem Lichtdruck und 22 Abbildungen.

Preis M. 2.—, eleg. geb. M. 2.75.

Ein Städtebild — aber keines der landläufigen Art, sondern ein bunter, mannigfaltiger Ehrenkranz, geflochten aus den litterarischen Blüten, die dankbare Wanderer und Gäste seit zwei, wenn wir das „Leben der heiligen Elisabeth“ mitzählen, sogar seit sechs Jahrhunderten der lieblichen Musenstadt an der Lahn als Gruß zu Füßen gelegt haben. . . . **Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.**

Der Herausgeber hat in dem vorliegenden Werkchen alles, was er auf dem weiten Gebiete der Litteratur zum Lobe Marburgs ausfindig machen konnte, zu einem bunten, prächtig duftenden Strauße der Erinnerung an die Stadt der heil. Elisabeth und die Universität Philipps des Großmütigen zusammengestellt. In der Sammlung, welche bis ins Mittelalter hinauf und in die Gegenwart hinabreicht, finden sich, unter vielen andern, Aussprüche von Luther, Erasmus Albers, Tobanus Hessus, Jung-Stilling, Fr. Matthison, Clemens Brentano und seiner Schwester Bettina, Jakob Grimm, August Wilmar, Ernst Koch, W. H. Kiehl, Franz Dingelstedt, Julius Rodenberg, Karl Altmüller u. s. f., die — so verschieden sie in Dichtung und Prosa, Scherz und Ernst, Wehmut und heiterer Laune sind — doch alle im Lobe der lieblichen Lahnstadt zusammenklingen. . . . So ist ein innerlich und äußerlich ungemein feines Blicklein entstanden, welches jeden Liebhaber Marburgs, insbesondere die alten und jungen akademischen Bürger dieser Musenstadt höchlich erfreuen und mit einem Blütenhauche der dort verlebten akademischen Jugend anwehen wird. **Hessische Blätter.**

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Geschichte
der
deutschen Nationallitteratur

von

A. F. G. Bismar.

25. (Jubiläums-) Auflage.

Preis in Halbfranz gebunden M. 6.60.

Mit einer Fortsetzung:

„Die deutsche Nationallitteratur von Goethes
Tode bis zur Gegenwart.“

Von **Adolf Stern.**

Preis dieser Fortsetzung apart gebunden M. 2.80.

Die Zahl der Auflagen spricht wohl am besten für den Wert der Litteraturgeschichte von Bismar. In 125000 Exemplaren ist dieselbe über die ganze Erde verbreitet. Die Fortsetzung aus der kundigen Hand des bekannten Dresdener Litterarhistorikers stellt eine vollständige Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts dar.

H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Bilderatlas

zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Eine Ergänzung
zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.

Nach den Quellen bearbeitet

von

Dr. Gustav Kōnnecke.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

10. und 11. Tausend.

2200 Abbildungen und 14 Kunstbeilagen, wovon zwei in
Seltogravüre und fünf in Farbendruck.

Preis in reichem, stilgemäßem Einbände M. 28.—.

„Weit aus die bedeutendste und schätzbarste Erscheinung in diesem Bereiche ist Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, der in neuer, außerordentlich vermehrter und verbesserter Auflage ausgegeben wurde. Wozu das vortreffliche, mit aller Sorgfalt angelegte und mit großem Geschmac und Aufwand ausgestattete Werk von Anfang an bestimmt ist, das ist es in dieser nach jeder Seite hin verbesserten zweiten Auflage wirklich geworden, eine nach den zuverlässigsten Quellen ausgearbeitete, überaus reiche, chronologische Sammlung von gleichzeitigen Abbildungen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Litteratur von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart, eine bildliche Ergänzung schönster Art zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. . . . Die Abbildungen, die nun auf 2200, abgesehen von 14 großen Beilagen, gegenüber den 1675 Bildern der ersten Auflage angewachsen und auch in der künstlerischen Herstellung größtenteils bedeutend verbessert sind, machen das Werk ungemein wichtig für den Litterarhistoriker und zugleich höchst anziehend für den Paläographen, den Kunsthistoriker, den Autographenkennner, für den Forscher auf kulturgeschichtlichen Gebiete überhaupt.“

Auszug aus der Besprechung des Werkes in den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte Bd. VI.

Druck von Geise & Becker in Leipzig.



Druck von Hesse & Becker
in Leipzig.



Princeton University Library



32101 069199121

